Hom
812

Vollständiges homilietisches Werk

zum
bequemen Gebrauche
für
wirkliche und künftige
Seelensorger
in der Stadt und auf dem Lande.

Herausgegeben
von
Joseph Lauber,
Doktor und Professor der Theologie.

Zweiter Band.

Wien,
bei Thaddäus Edlen von Schmidbauer,
am Graben zur blauen Krone.
1793.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Am zwölften Sonntage nach Pfingsten

Umschreibung des Evangeliums.

Lukas 10. Hauptstükk 23 — 37 V.

Nachdem Jesus nebst den zwölf Aposteln, noch siebenzig andere von seinen Jüngern in alle jene Städte und Oerter des Judenlandes, in die Er selbst kommen wollte, vorausgeschikkt hatte, um Menschen zur Anhörung seiner freudenvollen Lehre vorzubereiten; diese aber schon mit dem Berichte des Erfolges ihrer Sendung zurükkgekommen waren, sprach Er, nach vorläufiger Danksagung gegen seinen himmlischen Vater, zu seinen Jüngern: Selig könnet ihr euch nennen, und selig sind auch alle jene, die das sehen, was ihr sehet; die Mich als den wahren Sohn Gottes, als den wahren Heiland der Welt, als den Wohlthäter aller Menschen mit leiblichen Augen sehen können: — denn in der That, das war der sehnlichste Wunsch aller Patriarchen und

Propheten, und vieler Könige, daß sie den Heiland der Welt sehen könnten, und ihnen war doch das seltene Glükk nicht aufbehalten, ihren Wunsch erfüllet zu sehen, daß sie Ihn mit leiblichen Augen sehen, und mit ihren Ohren hören könnten: indem sie so lange Zeit vor Ihm gestorben sind. — Eben dazumal war auch ein Schriftgelehrter zugegen, das heißt, ein Mann, dessen Geschäft es war, oder wenigstens hätte sein sollen, das Gesetz und die Propheten vorzüglich zu studiren, ihren Sinn zu ergründen, und dem Volke zu erklären. Allein wir wissen aus andern Stellen des neuen Testamentes, daß sie ihre Erklärungen oft auf Vorurtheile gründeten, oft auch schiefe Erklärungen machten; bei der Oberfläche des Buchstabens stehen blieben, und in den Geist desselben nicht hineindrangen. Ein solcher Mann war zugegen, da Jesus die vorher erwähnten Worte gesagt hatte; und dieser wollte es versuchen, ob er nicht aus Christo einige Worte herauslokken könnte wider das Gesetz der Juden. Vermuthlich hatte er dabei seine bösen Absichten; nämlich um daraus Anlaß zu nehmen wider den göttlichen Erlöser eine dem Scheine nach gründ-

liche Anklage zu führen: denn da Christus wider die Mißbräuche und Gesetzverdrehungen eiferte, gaben seine Feinde vor, Er rede wider das Wort Gottes, wider Gott selbsten; genau so wie in unsern Zeiten. Er sagte also im Heuchlertone: Lehrer, was muß ich thun, wenn ich das ewige Leben erlangen will? — Christus, der als Gott, auch die Gedanken des Gesetzverständigen wußte, und seine böse Absicht kannte, verwies ihn alsogleich auf das Gesetz. Er saget; Was liesest du dann im Gesetze? Er will sagen: Warum fragest du Mich? Das Gesetz, das du täglich liesest, saget es dir ja klar? Gieb nur acht, was du darin liesest? In der Sinagoge wurde täglich früh Morgens, und auch am Abende ein Stükk aus dem Gesetze gelesen, das man Schema hieß; und in diesem Schema befanden sich auch die nachfolgenden Worte. So wußte Jesus seinen Feinden auszuweichen, so lang seine Stunde noch nicht gekommen war; so wußte Er sie in ihren eigenen Augen ihrer Bosheit wegen zu beschämen. — Der Schriftgelehrte zeigte, daß er das Gesetz wohl kenne; er sagte: Im Gesetze ist befohlen, daß man Gott als den allgemeinen

Herrn

Herrn vom ganzen Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und vom ganzen Gemüthe lieben solle; daß man aber auch seinen Nächsten lieben müsse, wie sich selbst. — Christus nahm nun Gelegenheit dem listigen Schriftgelehrten mit aller Freundlichkeit und Sanftmuth auf seine erste Frage zu antworten, und ihn zugleich wegen seiner richtigen Antwort zu loben. Er sagte zu ihm: Du hast ganz gut geantwortet, daß du diese Worte des Gesetzes für das vorzüglichste Lehrstükk desselben hältst. Du hast also nicht Ursache Mich erst zu fragen, was du thun mußt um das ewige Leben zu erlangen; du weißt es ohnehin; thue das, was das Gesetz dir vorschreibt; liebe Gott mit aller deiner Kraft, mit ganzer Zuneigung und Ergebenheit, alle deine Handlungen wirke aus Liebe zu Gott; liebe deinen Nächsten aufrichtig, so wie dich selbsten: so wirst du das ewige Leben erlangen. — Der Schriftgelehrte, da er merkte, daß seine böse Absicht vereitelt seie, aber auch zugleich wahrscheinlicher Weise einen Verweis fühlte, daß in ihm die wahre Liebe zu Gott und dem Nebenmenschen nicht zu finden sei, wollte sich als einen gerechten Menschen

schen darstellen, und vorgeben, als hätte er wahre Liebe zu Gott und dem Nächsten. Hier zeigte sich seine Hochfahrt; aber auch seine Bosheit gegen den Heiland ruhte noch nicht; er dachte, vielleicht versteht Christus unter dem Worte Nächster ganz jemanden andern, als wir, und giebt also dadurch mir Gelegenheit ihm Fallstrikke zu legen. Er frate Ihn demnach: Wer ist dan also mein Nächster? — Jesus antwortete ihm nicht glattweg, sonderu durch eine Gleichnißrede, durch eine Parabel, durch die Er dem stolzen Schriftgelehrten auf eine sanfte und liebevolle Art zeigte, daß weder die Liebe zn Gott, noch die Liebe zum Nächsten in seinem Herzen herrsche; und zugleich zu erkennen gab, was unter dem Worte Nächster müsse verstanden werden. Er sagte demnach: Ein Mensch, der von Jericho nach Jerusalem ganz allein reisete, wurde auf dem Wege von Strassenräubern überfallen, die ihn aller seiner Kleider beraubten, ihn gewaltig zerschlugen, halb todt liegen liessen, und so entflohen. — Nun gieng ein Priester vorüber der eben diese Strasse nach Jerusalem wandern mußte; sah den Elenden zwar an, aber unbekümmert um das

Schikk-

Schikksal desselben, setzte er seinen Weg weiter fort. — Bald nach diesem wanderte auch ein Levit auf eben dieser Strasse, er sah ebenfalls den Halbtodten an, wurde aber von seinen Elende nicht gerühret, und wanderte ohne sich aufzuhalten weiter fort. — Nachdem nun diese zwei Männer die doch nicht nur allein wahre Juden waren, sondern auch ein Priester und ein Levit, die das Gesetz wohl hätten verstehen sollen und können, dem Kranken nicht den mindesten Dienst geleistet, sondern ihn ganz seinem Schikksale überlassen haben, so kömmt ein Samaritan auf eben diesem Wege, das ist ein Mann, den ihr für einen Irrgläubigen, für einen Ketzer haltet, den ihr wegen der Religion, wegen der Verehrung Gottes verachtet, und hasset. Dieser Samaritan nun sah ebenfalls diesen von den Strassenräubern so sehr mißhandelten Menschen, und wurde durch seinen Anblikk in dem Innersten gerühret. — Er blieb aber bei einer müssigen Rührung nicht stehen, sondern da er denselben ganz hilflos sieht, leistete er ihm seinen Beistand, so viel es ihm nur möglich war; — er gieng zu ihm hinzu, wandte als Mittel an, das was er eben bei sich trug

nam-

nämlich Wein und Oel. Er wusch die Wunden mit Weine aus, um das Blut zu stillen, die Wunden zu reinigen, und Fäulniß zu verhüten; bestriech sie alsdann mit Oel, um die Schmerzen zu lindern, und zu machen, daß die Wunde desto schneller widerum zusammenheile. Hernach verband er die Wunden; legte den Verwundeten auf sein Thier: weil er zu schwach war zum gehen; und führte das Thier sammt ihm in ein öffentliches Einkehrhaus, und pflegte seiner, das heißt, er half allen Bedürfnissen desselben nach Möglichkeit ab, so lange er bei ihm auf dem Wege und im Wirthshause war. — Weil er aber auch sein eigenes Geschäft besorgen mußte, so reisete er zwar den andern Tag aus dem Wirthshause ab; allein er gab dem Wirthe Geld zum vorhinein, damit derselbe nun für den Verwundeten sorgen sollte, bis daß er selbst wiederum zurükke käme, und versprach ihm zugleich, daß, wenn der Wirth mehr auslegen sollte, als er empfangen hatte, er es ihm bei seiner Wiederkunft gewiß ersetzen würde. — Nun sagte Christus, was glaubst du wohl, welchen von diesen dreien wird derjenige, den die Strassenräuber so übel behandelt hatten,

für

für seinen Nächsten gehalten haben? Den Priester, den Leviten, die mit ihm von einem Lande, von einem Volke, von einer Religion waren; oder den Samaritan, der aus dem Volke war, das die Juden so sehr haßten? — Hier war der Schriftgelehrte von der Wahrheit gedrungen zu bekennen, daß der Samaritan zu diesem verwundeten ohne Zweifel der Nächste gewesen sei, und als der wahre Nächste sich betragen habe; er sagte also: Derjenige war sein Nächster, der ihm so viel Barmherzigkeit erwiesen hatte. Christus antwortete ihm nun auf seine vorhergehende Frage; und sagte zu ihm: So gehe nun hin, und handle so, wie dieser Samaritan gehandelt hat; das heißt, wenn du einen Nothleidenden siehst, frage nicht, aus welchem Lande, von welchem Volke er seie, oder was er für eine Religion habe, sondern hilf ihm, und bezeige ihm deine Barmherzigkeit auf alle mögliche Art, wie du nur kannst: denn du bist sein Nächster, und er ist dein Nächster. Es erhellet also hieraus, daß nach der Lehre Jesu ein jeder, dem wir Wohlthaten erzeigen können, und der uns Wohlthaten erzeigen kann, das ist jeder Mensch unser Nächster sei.

Anmerkungen.

Christus nannte in der Parabel geflissentlich den Weg von Jericho, von dem wir aus den jüdischen Geschichten wissen, daß viele Priester diesen Weg wandeln mußten, und daß er sehr unsicher war wegen vieler Räubereien. — Viele wollen hier einen mistischen Verstand finden, und verstehen unter dem Menschen, der unter die Straffenräuber gefallen ist, das Menschengeschlecht, das durch den Ungehorsam des Adams, und durch die Verführung des Satans oder der Leidenschaften, in allen seinen Eigenschaften stark verwundet war, am Verstande und am Willen; das aber durch das mosaische Gesetz nicht konnte hergestellet werden, sondern nur durch den himmlischen Samaritan Jesum Christum, der es durch Leiden, welche durch den Wein angezeiget werden, und durch das Oel seiner vortreflichen Lehre, seiner Gnaden und Sakramente sowohl besorget hat, daß es das Recht erhielt zur himmlischen Herberg, zum himmlischen Sion zu gelangen. Andere verste-

heu

hen hier nicht die allgemeine Erlösung des gesammten Menschengeschlechtes, sondern vielmehr die Herstellung eines jeden Sünders durch Bußwerke (Wein) und priesterliche Lossprechung (Oel). Allein man sieht leicht von sich selbst ein, daß beide diese Erklärungen vielmehr nur willkührliche Anwendungen der Worte des Evangelisten sind, welche in der That in dem Sinne Jesu, da Er dieses Gleichniß vorbracht, nicht lagen; und also zu Gegenständen des Volksunterrichts nicht sollten genommen werden.

Gegenstände

für den Volksunterricht.

Uiber den 23ten Vers.

Selig sind wir, daß wir die wahre Religion haben: denn sie machet uns schon auf dieser Welt glükklich, und zwar: 1tens Durch die Gelassenheit und Seelenruhe in unserem ganzen Leben, 2tens insbesondere in der Stunde des Todes durch die Hoffnung der nahe bevorstehenden Glükkseligkeit. — Der wahre Christ ist glükkselig auf dieser Welt, und in der andern.

Uiber den 24ten Vers.

Aus dem, daß fromme Könige und Propheten den Heiland im Fleische nicht sehen, und seine Worte nicht hören konnten, obwohl sie Ihn zu sehen und zu hören sehnlichst wünschten und verlangten, folget nicht, daß sie von Gott verlassen waren; kleinmüthige Seelen können sich also trösten, daß sie, wenn sie gleich in ihrem Gebethe von Gott nicht er-

höret werden, wenn gleich ihre noch so frommen Wünsche, die bloß die Ehre Gottes und das Seelenheil zum Zwekke haben, nicht erfüllet werden, dessenthalben es für kein Zeichen zù halten haben, als wenn sie von Gott verlassen wären: denn da Gott stäts aus weisen Absichten handelt, und alles, was hier auf Erde geschieht, zum Besten der Menschen anordnet, so können sie sicher hoffen, daß ihnen Gott auf einer anderen Seite hundertfältig das ersetzen werde, was Er ihnen auf einer Seite versaget. Kleinmüthig also darf der Christ nicht werden, wenn auch seine frömmsten Wünsche nicht erfüllet werden: denn 1 hat er nicht zu fürchten, daß er von Gott verlassen sei; 2. kann er hoffen, daß Gott ihm anstatt dessen, was er wünschet, etwas anderes Besseres geben werde.

Uiber den 25ten Vers.

Die Frage, die der Schriftgelehrte heut nur aus Falschheit des Herzens an Christum machte: Was muß ich thun, wann ich das ewige Leben erlangen will? Sollte der Christ oft zu sich selbst machen: und diese

wird

wird für die Besserung seines Lebens sehr nützlich werden; wenn er 1. diese Frage auf einzelne Umstände anwendet, und fraget, was habe ich in diesem, was in jenem Umstande zu thun, wenn ich das ewige Leben erlangen will; wenn er 2. diese Fragen auf sein vorhergehendes Leben anwendet, und sich fraget, habe ich dieses aber auch heut, gestern, allzeit gethan? — Die Sorge für das Seelenheil und die Ewigkeit muß die wichtigste und vorzüglichste sein.

Uiber den 26ten Vers.

Was wir zu thun, was wir zu unterlassen haben, können wir im Gesetze lesen: denn dieses ist uns 1. durch das Gesetz der Natur in das Herz geschrieben; 2. durch das Gesetz der Gnade in das erhabene Buch der göttlichen Schrift.

Uiber den 27ten Vers.

Von der Liebe Gottes. — Von der Liebe des Nebenmenschen. — Von der Verbindung dieser wechselseitigen Liebe. — Da Gott

uns

uns befielt den Nächsten wie sich selbst zu lieben, so machet Er uns die Selbstliebe zur Regel und Grundlage der Liebe des Nächsten. Es folget also, daß 1. die Selbstliebe nicht nur erlaubt, sondern sogar befohlen sei: daß 2. die Selbstliebe nicht unordentlich sein, und nicht andere Menschen ausschliessen müsse.

Uiber den 28ten Vers.

Durch die Beobachtung der göttlichen Gebothe erlangen wir das ewige Leben.

Uiber den 31ten Vers.

Die Gleichgiltigkeit bei der Noth und dem Elende anderer Menschen ist ein Laster, das alle menschlichen Bande zerreißt, und dem Gesetze der christlichen Nächstenliebe den Regeln der Gesellschaft, seinem eigenen Wohle widerstrebet.

Uiber den 33ten Vers.

Wir müssen die Noth anderer Menschen eben so wohl als unsere eigene empfinden;

den; dieses fordert von uns das Christenthum, die Gesetze des Staates, unser eigenes Beste.

Uiber den 34ten Vers.

Unser Mitleiden gegen Arme, Nothleidende, Elende muß nicht in blossen Wünschen und Worten, sondern auch in thätiger Hilfe und Unterstützung bestehen.

Uiber den 36ten Vers.

Von dem Nutzen, der aus dem Gesellschaftlichen Leben entspringt, sowohl für die zeitliche Wohlfahrt, als auch für das Heil der Seelen. — Welche im Staate oder im gesellschaftlichen Leben grosse Unordnungen machen, sind äusserst gefährliche Menschen für das Seelenheil, und für das zeitliche Wohl vieler tausender anderer.

Uiber den 37ten Vers.

Von der allgemeinheit der Nächstenliebe. Wir müssen alle Menschen lieben ohne

Ausnahme, ohne Unterschied des Vaterlandes, der Geburt, der Religion: 1. weil alle eine gleiche Natur haben; 2. weil alle ein gleiches Herkommen von Gott haben. — Auch gegen Ketzer muß man die allgemeine Menschenliebe beobachten: dieses fordert erstens die Vernunft, die uns zeiget, daß sie alle Rechte der Menschheit beibehalten; dieses fordert zweitens die Offenbarung mit ausdrükklichen Worten.

Anmerkung.

Niemand wird wohl hier bei dem 31. und 32. Verse auf dem Gedanken kommen wider die Fehler der Priester loszuziehen. Die Folgen könnten anderst nicht als höchst unangenehm sein. Wir können zwar nicht läugnen, daß Priester zuweilen auch grosse Fehltritte begehen: allein es wäre unklug sie zum Gegenstande des Volksunterrichtes zu machen. Jedoch kann der Fall sich ereignen, daß man von dem nöthigen Verhalten des christlichen Volkes bei den Fehlern der Priester reden muß. Gebe Gott, daß diese Fälle sich selten ereignen! — Der Gegenstand der Unterweisung, den ich bei dem 28 Verse angemerket habe, ist etwas weitschichtiger ausgeführet, am siebenten Sonntage nach Pfingsten bei dem Volksunterrichte, besonders im ersten Theile desselben.

Skelet.

Uiber den 37 Vers.

Da im heutigen Evangelium der Schriftgelehrte nach der Parabel von dem unter die Strassenräuber gefallenen Juden klar zu verstehen gab, daß seiner Meinung nach der Nächste ein jeder sei, der Gutthaten empfangen, und erweisen kann; so sagte ihm Christus, er sollte ebenfalls so handeln, wie der Samaritan; er sollte jedem Menschen, wer es immer sei, so oft er könnte, Gutes erweisen. Dieses ist eine allgemeine Pflicht aller Christen; die ein jeder gegen alle übrigen Menschen hat. Ja, liebe Zuhörer, ein jeder ist schuldig zur Wohlfahrt aller übrigen Menschen beizutragen so viel, als er nur kann. Und diese Schuldigkeit gründet sich hauptsächlich 1. auf die Pflichten, die wir gegen uns selbst haben; 2. auf die Pflichten, die wir gegen Gott haben. Diese zwei Wahrheiten sind es dann, die ich euch kürzlich beweisen will; vernehmet mich. — Haben wir Pflichten gegen uns selbsten, so haben wir auch Pflichten gegen alle Menschen: diese sind mit

jenen

jenen so genau verbunden, daß die ersten oh- ne die letzten nicht einmal bestehen können. Ich habe hier nichts anderes zu thun noth- wendig als die Pflichten gegen uns einzeln anzuführen, und auseinander zu setzen, und dann sie in Bezug auf andere Menschen zu betrachten. Wir sind verpflichtet unser Leben zu erhalten: also sind wir auch verpflichtet das Leben anderer Menschen zu erhalten. Zwei Gründe stellen sich hier zum Beweise dar. Der erste liegt in dem, daß wir ohne Hilfe anderer Menschen nicht leben können; um also selbst das Leben zu erhalten, müssen wir auch, so viel wir können, beitragen es andern zu erhalten, welche zur Erhaltung des unsrigen etwas beitragen können. Zwei- tens wären wir nicht verpflichtet das Leben anderer da zu erhalten, wo wir es thun kön- nen, so könnten wir es ihnen entweder rau- ben, oder uns wenigstens gegen dasselbe gleich- giltig bezeigen: darf ich das gegen andere thun, so dürfen es auch andere gegen mich thun; und was wird daraus entstehen? Wer- de ich nicht immer für mein Leben besorgt sein müssen? Der, dem es einfiele, ich seie

sei-

seinem Glükke, seinem Wohlstande hinderlich, würde sich wider mich aufmachen; vielleicht selbst in Gesellschaft anderer noch, wenn er mich für stärker oder listiger als sich selbst hielte. Auf eben diese Art muß man auch aus andern Pflichten, die wir gegen uns selbst haben, auf jene schliessen, die wir gegen andere haben. Grosser Gott! Welche Unordnung, welches Elend würde entstehen, wenn ein jeder nur Pflichten gegen sich selbst und nicht auch gegen andere hätte! Ja welcher Widerspruch wäre es, wenn man verbunden wäre Pflichten gegen sich selbst auszuüben, und nicht zugleich schuldig wäre die wirksamsten Mittel dazu zu ergreifen? — Die Pflichten, die wir gegen den Nebenmenschen haben, gründen sich auch auf jene Pflichten, die wir selbst gegen Gott haben. Einmal treibt uns der Gott schuldige Gehorsam an gewisse Schuldigkeiten gegen andere Menschen zu erfüllen: denn Gott ist es, der sie uns aufleget; Gott ist es, der uns überhaupt und insonderheit vorschreibt, wie wir uns gegen alle Menschen zu betragen haben; das in unser Herz geschriebene Gesetz der Natur saget es uns deutlich genug;

deut-

deutlicher noch saget es uns das geoffenbarte Wort Gottes. Den größten Theil der Schrift müßte ich hersagen, wenn ich alles hieher Gehörige anführen wollte. Eine allgemeine Stelle aus dem heiligen Paulus kann ich nicht mit Stillschweigen umgehen. Gebet allen, saget er, was ihr ihnen schuldig seid. Paulus setzet hier das Geboth Gottes zum voraus, was ihr schuldig seid; und schärfet es nur mehr ein, Gebet allen. Aber nicht allein der Gott schuldige Gehorsam, sondern auch die Liebe und Ehrfurcht, die wir unserem Schöpfer schuldig sind, verpflichten uns dazu: denn sind wir verbunden Gott zu ehren und zu lieben, so sind wir auch schuldig seinem Werken und seinen Ebenbildern Ehre und Liebe zu erweisen; und sind das nicht alle unsere Nebenmenschen? Werde ich wohl das Bild dessen mißhandeln, den ich hochschätze, ehre, und anbethe? Werde ich jemals das Werk desselben zertrümmern? Wie sehr würden wir also wider die Gott schuldige Liebe und Ehrfurcht handeln, wenn wir gegen unsere Nebenmenschen keine Pflichten ausüben wollten, oder ihnen keine schuldig zu sein

glaub-

glaubten. — So seiet also versichert, daß ihr gegen euren Nebenmenschen eben sowohl besondere Pflichten habt, als gegen Gott; ja daß dieselben sogar in einem gewissen Verstande Pflichten gegen Gott selbst sind. Hoffet, daß ihr für die erfüllten Pflichten gegen andere Menschen eben so werdet belohnet werden, wie für die, die ihr unmittelbar Gott selbsten erweiset. Das ist es, was Christus sagen will, wenn Er spricht. Wahrhaftig! Ich sage es euch: Was ihr immer einem aus meinen mindesten Angehörigen gethan habt; das habt ihr Mir gethan. Was ihr immer einem aus meinen mindesten Angehörigen nicht gethan habt, das habt ihr Mir nicht gethan.

Predigt.

Uiber den 27ten V.

Eingang.

Keine Wahrheit ist in göttlicher Schrift, im alten Gesetze sowohl als im neuen so oft wiederholet, als die, welche der Schriftgelehrte heut vor Christo bekennet, so wie er sie täglich im Gesetze las. Du sollst Gott deinen Herrn lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, und aus allen deinen Kräften: deinen Nächsten aber sollst du lieben, wie dich selbsten. Hier wird uns ein zweifaches Geboth gegeben, das Geboth Gott aufrichtig zu lieben; und das Geboth den Nächsten zu lieben. Dieses letztere Geboth den Nächsten zu lieben schärft Christus allen seinen Nachfolgern auf das Nachdrükksamste ein; bald sagte Er ihnen: Wer dieses Geboth hält, der erfüllet das ganze Gesetz und den Inhalt aller moralischen Lehren der Propheten; bald giebt er die

Liebe des Nächsten als ein Zeichen der Liebe zu Ihm an; sagt Er, die ganze Welt würde nur aus ihrer allgemeinen Menschenliebe schliessen können, daß sie seine Jünger seien. Wer wird nicht hieraus den Schluß machen auf die Nothwendigkeit und Wichtigkeit der Liebe zu unseren Nebenmenschen? Könnte ich daher einen christlichern Gegenstand des Unterrichts wählen, als wenn ich euch eine ausführliche Belehrung über die Nächstenliebe ertheile? Allein, was soll ich hauptsächlich von der Liebe sagen? Die Beweisgründe der Nothwendigkeit der Liebe; die Beweggründe; ihre Eigenschaften sind Gegenstände, die ich mir auf eine andere Zeit vorbehalte: heut will ich nur die zwei Grundregeln der Liebe des Nächsten anführen; beide lerne ich aus göttlicher Schrift; beide sind eurer ganzen Aufmerksamkeit würdig. Die erste dieser zweien Regeln ist jene, welche in den oben angeführten Worten enthalten ist: **Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbsten**; die zweite schreibt uns Paulus vor mit kurzen Worten, wenn er saget: **Verharret in wechselseitiger Liebe gegen einander**, so wie uns

Chri-

Christus geliebet hat. Eine Regel ist so belehrend als die andere; eine so fruchtbar als die andere. Diese beide sollen den Gegenstand meiner heutigen Rede ausmachen, und in den zweien Theilen derselben weitschichtiger vorgetragen werden. Wir müssen unsere Nebenmenschen lieben, wie uns selbsten, dieses beweiset der erste Theil: wir müssen unsern Nebenmenschen lieben, wie uns Christus geliebet hat; dieses enthält der zweite Theil. Beide Regeln werden zu eurer Beruhigung und zu eurer Belehrung dienen. Vernehmet mich.

Erster Theil.

Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbsten; saget schon Gott im alten Bunde; und auf gleiche Weise redet auch Jesus im neuen Bunde. Dieses kurze Geboth wird nicht sogleich von allen nach seinem ganzen Umfange verstanden; und darum wird es auch von vielen übertreten. Ich finde es also für nothwendig, daß wir dasselbe etwas genauer betrachten. Es enthält dieses kurze Geboth mehrere Stükke in sich, die man wohl von einander unterscheiden muß. Es zeiget erstens die eigentlich befohlene Handlung an: **Du sollst Lieben**; es bezeichnet zweitens den Gegenstand dieser Handlung: **Deinen Nächsten**; es schreibt drittens die Art vor, wie wir den Nebenmenschen lieben sollen: **Wie dich selbsten**. Ich glaube, liebste Zuhörer, daß ich euch über den Gegenstand und über die Beschaffenheit der Liebe nicht vieles zu sagen habe; ich schmeichle mir, ja ich bin versichert, daß ihr für euch selbst einsehet, daß von keiner sinnlichen Liebe hier die Rede seie, sondern von jenem besondern Wohlwollen, das

wir

wir in unserem Innersten gegen andere Menschen gewahr werden, vermöge dessen wir an seinem Wohlstande, an seiner Glükkseligkeit wahren Antheil nehmen, wahres Vergnügen finden; so wie auch wir wünschen, daß auch andere an unserem Wohlstande und an unserer Glükkseligkeit wahres Vergnügen finden, wahren Antheil nehmen sollten. Dieses Wohlwollen sollen wir gegen alle Menschen eben so, wie gegen uns selbst haben. Dieser ist jener Punkt des Gebothes, bei dem ich heut verweile, und welcher eigentlich für uns einige Schwierigkeit haben kann. Das einzige Wort wie kann einem Mißverstande unterworfen sein: allein ich werde mich bestreben, diesem Mißverstande entgegen zu arbeiten, und euch liebste Christen, klar zu zeigen, worin eigentlich das Geboth bestehe, das euch so nahe an das Herz geleget wird. Wir sollen alle Menschen lieben, so, wie uns selbsten; wir sollen wahres, aufrichtiges, ungeheucheltes Wohlwollen gegen alle Menschen haben, so wie wir es gegen uns selbsten haben, und wie wir wünschen, daß es andere gegen uns haben. Soll nun dieses Wohlwollen gegen andere eben so groß, eben so stark seie, wie

ge-

gegen uns? Oder soll es nur auf eben jene Art beschaffen sein, wie es gegen uns selbst beschaffen ist? Das erste, liebste Christen, ist für uns nicht möglich; wohl aber das zweite. Es ist nicht möglich, daß wir gegen alle Menschen eine gleich starke Liebe haben, wie gegen uns selbst: aber es ist möglich, daß wir unsere Liebe gegen einen jeden Menschen auf gleiche Weise äussern, wie gegen uns selbsten. Was uns unmöglich ist, verlanget Gott von uns nicht: er begehret nur das, was wir nach unsern Kräften leisten können; und nur das ist uns in jenem Gebothe, das wir eben vor uns haben, enthalten.

Wir müssen also einen jeden Menschen eben auf diese Weise lieben, auf die wir uns selbst lieben; das heißt, wir müssen ihm eben jenes Gute wünschen, das wir uns selbst wünschen; wir müssen ihm eben jenes Gute gönnen, das wir uns selbst gönnen; wir müssen ihm eben jenes Gute erweisen, das wir selbst von andern in gleichen Umständen erwarten: im Gegentheile müssen wir ihm auch jenes nicht anthun, was wir von andern in gleichen Umständen nicht erfahren wollen: weil es uns unangenehm und widerwärtig wäre;

wir

wir müssen alles das Böse, so viel und so lang wir können, von ihm entfernen, das wir von uns selbst zu entfernen uns bestreben; über das Böse, das ihm widerfährt, dürfen wir niemals Freude und Vergnügen empfinden, so wenig als es uns Freude machen könte, wenn es uns widerfahren wäre! Wendet, liebste Zuhörer, diese allgemeinen Lehrsätze auf einzelne, auf sonderheitliche Fälle an, und ihr werdet das Geboth desto deutlicher einsehen; ihr werdet desto klärer erkennen, was ihr zu thun habt; was ihr unterlassen sollet. Wer aus uns sieht es gerne; wer hält sich nicht für beleidigt; wer klaget nicht über Unrecht, wenn er von andern beschimpfet, verleumdet, verspottet, in seinem Nahrungszweige gehemmet, im Handel und Wandel hintergangen, oder nur in seiner unschuldigen Freude und Ergötzlichkeit gestöret wird? Und diese Denkungsart zeiget uns schon, daß auch wir Niemanden beschimpfen, Niemanden verleumden, Niemanden verächtlich behandeln, Niemanden in seinem Nahrungszweige hemmen, Niemanden im Handel und Wandel hintergehen, Niemanden in seinen unschuldigen Freuden stören dürfen. Wer von

uns

uns verlanget nicht bei Fehltritten mit Schonung und Nachsicht behandelt; wenn wir irren, zu rechte gewiesen zu werden? Wer wünschet nicht, daß seine Fehler entschuldiget, seine zweideutigen Handlungen gut ausgeleget werden? Lernen wir hieraus nicht, daß auch wir Fehlende mit Schonung und Nachsicht behandeln, Irrende zu rechte weisen; anderer Fehler entschuldigen, anderer zweideutige Handlungen gut auslegen sollen? Wer von uns glaubet nicht, daß er ein volles Recht habe, bei mißlichen Umständen auf anderer Menschen Unterstützung sich eine Rechnung machen zu können, in der Armuth Hilfe zu erwarten; in Betrübniß Trost zu hoffen, in einer zweifelhaften Lage Aufklärung und nützlichen Rath zu überkommen? Brauchen wir noch mehr um uns ganz zu überzeugen, daß auch wir anderen in mißlichen Umständen Unterstützung verschaffen, in Armuth Hilfe leisten, in Betrübniß Trost zukommen lassen, in zweifelhaften Fällen nützlichen Rath ertheilen müssen, so viel es unser Vermögen, unsere Fähigkeiten und Kräfte zulassen? Das heißt seinen Nächsten, jeden Menschen so wie sich selbst lieben; dieses ist der Inhalt des

Ge-

Gebothes: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbsten, das uns schon die Vernunft allein lehret; die Offenbarung aber weit klärer und deutlicher darstellet.

Und nun, meine Christen, habt ihr dieses Geboth bisher stäts befolget? Habt ihr eure Handlungen gegen andere Menschen darnach stäts eingerichtet? Oder habt ihr vielleicht nur dem Drange eurer Leidenschaften gefolget? Der Sturm der Leidenschaften kann euch keine Regel vorschreiben, keine Richtschnur sein; und wie sehr befürchte ich dennoch, daß bei vielen, und vielleicht bei den meisten nur eben die stürmischen Leidenschaften das waren, was eure Handlungen gegen andere Menschen bestimmte. Lasset mich hier, meine Christen, eurem Gewissen näher treten; lasset mich in euer Innerstes dringen; oder vielmehr dringet selbst hinein, und betrachtet, was ihr bisher gethan habt. Wie oft haben manche aus euch in ihrem Betragen ihrer Faulheit, ihrer Bequemlichkeit, einer unordentlichen Eigenliebe gefolget? Wie oft hat Hochmuth, wie oft Zorn und Rachbegierde, die Handlungen anderer geleitet? Wie oft haben augenblikkliche Eindrükke so vielen vorgeschrie-

ben, was sie thaten, was sie unterliessen? Aber nach solchen Richtschnuren uns zu richten, hat uns nicht die Vernunft, nicht die Offenbarung gelehret. Diese Regel hat uns Jesus Christus nicht gegeben. In Umständen, wo wir gegen unsern Nebenmenschen etwas zu thun haben, müssen alle Leidenschaften schweigen; alle vermeintliche Schwierigkeiten verschwinden; alle Ausflüchte ihre Kraft, ihren Nachdrukk verlieren: nur eine Regel muß gelten; die ordentliche Selbstliebe — ich bitte euch, meine Freunde, wohl zu bemerken, was ich sage, die ordentliche Selbstliebe, nicht die unordentliche Eigenliebe, die sich nur die Leidenschaften zu Leiterinnen wählet, muß uns zeigen, was wir gegen andere Menschen thun, was wir wegen anderer Menschen unterlassen sollen. Die ordentliche Selbstliebe, die unter der Herrschaft der Vernunft stehet, soll uns sagen, wie wir gegen andere handeln sollen. Aeussert sich eine Gelegenheit etwas zu thun, und wollen wir dann wissen, was wir zu thun haben; o so kehren wir die Lage der Sachen um; versetzen wir nämlich uns in die Lage des Nebenmenschen, und dann fragen

wir

wir unser Herz, unsere Vernunft, unsere Empfindung, und diese zugleich werden uns genau bestimmen, wozu wir uns entschliessen sollen. Was würde ich, das muß unsere Frage sein; was würde ich in diesen Umständen verlangen, was von andern vernünftiger Weise erwarten? Und die Antwort, die wir uns selbst darauf geben, diese soll die Richtschnur sein dessen, was wir jetzt zu thun haben. Wenn uns unsere Sinnlichkeit antreibt etwas zu unternehmen, was je einem andern unangenehm sein könnte, so muß abermal die erste Frage sein; könnte ich, würde ich vernünftiger Weise es gerne sehen, wenn mir ein anderer eben das thäte? Würde ich dabei gleichgiltig bleiben? Würde ich mich dadurch nicht für beleidigt halten? Und die Antwort, die man sich selbst giebt, muß abermal bestimmen, ob wir unserem Willen Folge leisten dürfen; ob wir ihm entgegen arbeiten müssen. Mit einem Worte: Man muß seinem Nebenmenschen, was es immer ist, alles das thun, was wir selbst in ähnlichen Umständen von andern erwarten; und wiederum dürfen wir einem andern das nicht thun, was wir selbst von andern nicht gelassen ertragen wür-

den. Diese zwei besondern Regeln müssen uns leiten in allen Gelegenheiten, nicht nur in den wichtigsten Fällen, wo es um das Leben, um die Gesundheit, um die Ehre, um das Vermögen des Nebenmenschen zu thun ist; sondern auch in geringeren Vorfallenheiten, wo es nur ein Vergnügen, eine Bequemlichkeit, eine Ergötzlichkeit des Nächsten betrift. Die Rose im Garten des Nachbars, die ihm Ergötzlichkeit verschaffet, darf ich nicht zerknikken; den Weg, der ihm bequemer ist, und mir keinen Schaden verursachet, darf ich nicht verlegen: denn auch mir würden dergleichen Kleinigkeiten mißfällig und unangenehm sein. So weit verbreitet sich die erste Regel der Nächstenliebe: o daß sie doch genauer, daß sie doch allemal befolget würde!

Zwei=

Zweiter Theil.

Allein wir haben noch die zweite Regel vor uns, die unsere ganze Aufmerksamkeit verdienet. Jene allgemeine Regel, die ich bisher abgehandelt habe, ist eine Regel, zu deren Befolgung ein jeder Mensch, der auch kein Christ ist, sich verpflichtet achten muß, weil sie im Gesetze der Natur klar gegründet ist: der Christ aber, der nach seinem Gesetze zu einer erhabneren Vollkommenheit verbunden ist, hat noch eine andere Regel, die in ihrer Würde weit höher, in ihrer Leitung aber auch weit sicherer ist. Der Christ ist schuldig seinen Nebenmenschen so zu lieben, wie uns Christus geliebet hat. Eine kurze Regel, aber eine klare Regel, die keiner Zweideutigkeit unterliegen kann. Welcher Christ kann noch in Verlegenheit sein, seine Pflicht zu erkennen? Er darf nur das Leben Jesu durchgehen, das uns die Evangelisten so schön, so genau, so ohne Schminke, so der Wahrheit getreu vorgestellet haben, und er wird deutlich sehen, was Jesus that, und auch was er zu thun hat. Für alle Fälle beinahe wird er ein Bei-

spiel

spiel aus dem Leben Jesu finden. Heut kann ich mich nicht in die Zerlegung aller einzelnen Handlungen unsers Erlösers einlassen: aber wie Er Sich überhaupt gegen alle Gattungen Menschen zu betragen pflegte, das muß ich anführen.

Christus gieng mit allen Gattungen Menschen um; Niemand war Ihm zu gering, Niemand zu niedrig; auch Kindern bewies Er seine zärtliche Liebe, gegen alle betrug Er Sich liebvoll und sanftmüthig; bequemte Sich nach dem Fassungsvermögen, nach der Denkungsart, nach den Eigenschaften eines jeden; Er war gegen alle gehorsam, die der bürgerlichen Ordnung nach seine Obrigkeit waren; Er belehrte alle, die zu Ihm kamen, um seine Lehre anzuhören, und auch jene oft, die davon abgeneigt waren; lobte diejenigen, die sich wohl verhielten, und ihre Schuldigkeit erfüllten; tadelte die Boshaften und Lasterhaften um sie zur Erkenntniß und Besserung zu bringen; Er erwiese Gutthaten allen Menschen, heilte alle Schwachen und Kranken, speiste die Hungrigen, tröstete die Betrübten, vertheidigte die Unschuldigen, unterstützte die Unterdrükkten; Er verschmähte die

Sün-

Sünder nicht; haßte seine Feinde nicht; rächete Sich nicht an denen, die Ihn beleidiget hatten, bethete sogar selbst im Tode für seine Mörder. So liebte Jesus die Menschen; so liebte Er alle ohne Ausnahme; so liebte Er sie die ganze Zeit seines Lebens; so liebte Er sie bis an das End seiner Wanderschaft auf der Erde. O lasset Mich alles auf einmal sagen. Jesus kam in die Welt aus Liebe für die Menschen; lebte aus Liebe für die Menschen; starb aus Liebe für die Menschen. So soll auch der Christ, der Schüler Jesu, der Nachfolger Jesu die Menschen lieben.

Aber hatte dann Jesus in seiner Liebe keinen Unterschied gemacht? Hat Er in seinen Wohlthaten, in seiner Belehrung nicht einen Unterschied zwischen Juden und Samaritanen, zwischen Sündern und Frommen, zwischen seinen Freunden und Feinden, zwischen seinen Anverwandten und dem übrigen gemacht? Ich kann dreust hier antworten: Nein! Hat Er dann nicht die Samaritanerinn am Brunne und hernach die Samaritaner eben so wohl belehret, als die Juden? Hat Er nicht die

Ver=

verfolgte Ehebrecherinn von der Gefahr gesteiniget zu werden befreiet, die gewiß eine Sünderinn, eine grosse Sünderinn war? Hat Er nicht seine Zuhörer selbst seinen Anverwandten, selbst seiner Mutter in gehörigen Umständen vorgezogen? Hat Er nicht viertausend, und wiederum fünftausend Menschen gespeiset, unter denen gewiß viele Sünder waren, viele von denen, die nachmals mit den Rasenden: Kreuzige Ihn, schrieen? Hat Er nicht den Aussätzigen Samaritan eben so wohl, als die neun Juden, die undankbar genug waren nicht einmal zu Christo zurükke zu kehren, vom Aussatze gereiniget? Hat er nicht die Tochter des chananäischen Weibes, den Knecht des heidnischen Hauptmannes eben so gut als die kranken Juden gesund gemachet? So allgemein, so gleich war seine Liebe gegen die Menschen. Diese Liebe, diese allgemeine, diese Werkthätige Liebe unseres Jesus soll der Christ nachahmen: denn Er hat uns ein Beispiel hinterlassen, damit auch wir so handeln sollen, wie Er gehandelt hat. In diesem Stükke haben Ihm gewiß nachgeahmet seine Apostel und übrigen Jünger, und uns gezeiget, daß

wir

wir auch Gleiches thun müssen. Wenigstens Paulus sagt es ausdrükklich: Seiet, ihr Christen, meine Nachahmer, so wie auch ich der Nachahmer Jesu Christi bin. O so leitet doch eure Menschenliebe, werthe Christen, nach diesem göttlichen Muster; liebet alle Menschen, so wie euer Lehrmeister sie geliebet hat, ohne Rükksicht ihres Standes, ihres Amtes, ihres Alters, ihrer Sitten, ihres Verhaltens, ihrer Art Gott zu dienen. Liebet sie alle, nicht mit Worten sondern mit Handlungen, so wie Jesus seine Liebe mit den freundlichsten, mit den wohlthätigsten Handlungen bezeiget hat. Liebet sie, so lange ihr lebet; so wie Jesus sie bis an das End seines Lebens geliebt hatte, der noch zum Schlusse seines Lebens zur Bestättigung seiner Liebe für das Heil des Menschen das ehrwürdigste, das erhabenste Sakrament seines Fleisches, und Blutes eingesetzet hatte. Liebet eure Nebenmenschen, so wie uns Jesus geliebet hatte. Fraget euch selbst bei jeder Gelegenheit: Was hat dann mein Erlöser, mein Heiland in solchen Umständen gethan? So oft ihr den Willen habt etwas zu

un=

unternehmen, was einen Bezug auf andere hat, oder haben kann, so fraget euch selbsten: Hat mein Herr und Meister auch so gehandelt? Und die Antwort, die ihr euch nach der Schrift geben könnet, diese wird euch sicher leiten; diese wird euch zeigen, was ihr thun dürfet, was ihr unterlassen müsset. Und nur auf diese Art werdet ihr euren Nebenmenschen so lieben können, wie uns Christus geliebet hat; nur auf diese Art werdet ihr eine wahrhaft christliche Nächstenliebe haben.

Beschluß.

Diese sind also die zwei allgemeinsten Grundregeln der christlichen Nächstenliebe. Wir müssen alle Menschen lieben, wie wir uns selbst zu lieben pflegen; wir müssen alle Menschen lieben, wie uns Christus geliebet hat. Diese zwei Regeln werden hinlänglich sein, uns in allen Fällen unsere Pflichten gegen andere Menschen zu zeigen, sie werden keinen Zweifel in uns hinterlassen, wenn wir sie nur allzeit genau erwegen; wenn wir darüber nur ernstlich nachdenken wollen; wenn wir uns nur nicht von augenblikklichen Eindrükken oder von unsern Leidenschaften überraschen lassen. Habt ihr aber wohl jemals liebe Christen, diese zwei Regeln bei euch selbst erwogen? Habt ihr jemals gedacht auf das, ob eure Handlungen so eingerichtet sind, daß sie auch euch angenehm wären, wenn sie von andern geschähen; ob sie mit den Handlungen eures Erlösers übereinkommen? Wie oft werdet ihr, wenn ihr ernsthaft über euer Betragen nachdenken wollet, euch selbst gestehen müssen: Hätte ein anderer so gehandelt,

delt, wie ich gehandelt habe, wie unangenehm, wie mißfällig würde es mir gewesen sein! Wie oft werdet ihr euch selbst gestehen müssen, daß ihr nicht so gehandelt habt, wie ihr verlanget hättet, daß andere hätten handeln sollen! Wie oft werdet ihr euch gestehen müssen, daß ihr in eurem Betragen gegen euren Nebenmenschen gerade das Gegentheil von dem waret, was Jesus gewesen ist! O so richtet euch dann in Hinkunft in allen euren Unternehmungen nur nach diese zweien Regeln, die ich euch eben erkläret habe. Sehet bei allen auf das, was ihr in ähnlichen Umständen verlangtet, oder nicht würdet ertragen wollen; was in ähnlichen Umständen Christus gethan hat, und nur nach dem allein richtet euch. So werdet ihr alle Menschen so lieben, wie ihr sie als vernünftige Menschen, als wahre Christen, als wahre Nachfolger Christi lieben müsset. Amen.

Am

Am dreizehnten Sonntage nach Pfingsten

Umschreibung des Evangeliums.

Lukas 17. Hauptstükk 11 — 19 V.

Als Jesus zum letzten Male zum Osterfeste nach Jerusalem reisete, mußte er durch Galilaen reisen, und durch das Land, worin Samaria lag. — Er kam in einen Markt, bei dem zehen Männer Ihm näher kamen, die sich aber nicht so weit zu gehen getrauten, daß sie sich unter die Schar gemischet hätten, die Ihn umgab; sondern sie blieben stäts in einiger Entfernung: weil es den Aussätzigen durch das Gesetz des Moses verbothen war, unter andern Menschen sich aufzuhalten. — Weil sie nun nicht so nahe waren, daß sie leise mit Ihm reden konnten, so schrieen sie laut: Jesu, Du Herr, Du Gebiether erbarme Dich unser. — Jesus aber blikkte auf sie hin, und sprach zu ihnen: Gehet hin zu den

Priestern, und zeiget euch ihnen. Christus befahl dieses: damit Er einen neuen Beweis ablegte, daß Er das Gesetz des Moses in allen Stükken beobachte: denn Moses hatte befohlen, die Aussätzigen sollten sich zu den Priestern hin begeben, die dann erklären mußten, ob das Uibel ein wirklicher Aussatz sei, oder nicht; ob der Aussatz anstekkend sei, ob er sich vermehre, oder vermindere; oder ob der Aussätzige schon im Stande der gänzlichen Genesung sei; der Priester mußte dem zu Folge anzeigen, ob der Mensch sollte eingesperret, und von den übrigen M n chen ganz abgesondert sein, oder ob er schon mit andern Menschen Umgang haben könne. Nun befahl also Christus, die zehn aussätzigen Männer sollten dieses Gesetz des Moses, welches wir im Buche Levitikus, im 13 Hauptstükk finden, genau beobachten, und sich den Priestern zeigen. Sie giengen auch hin, und auf dem Wege wurden sie durch die Wunderkraft des Erlösers von ihrem Aussatze rein. Dieses hätten sie von den Priestern nicht erlangen können, welche mehr nicht konnten; welche mehr nicht thun konnten, als daß sie über das Dasein und die Grade der Krank-

heit urtheilten; den Aussatz selbst konnten sie nicht heilen, sondern mußten ihm seinen freien Lauf lassen. Jesus aber heilte die Aussätzigen selbst in der Entfernung, und hier gab Er abermal einen Beweis seiner Göttlichkeit. So mußten also die Aussätzigen bloß darum zu den Priestern hingehen, damit diese nun bezeugen könnten, die zehen Männer seien rein; wodurch sie auch zugleich zu ihrer Belehrung einen Beweis von der Gottheit Jesu haben konnten, wenn sie ihn nur annehmen wollten. — Neune von diesen, da sie gewahr wurden, daß sie so augenblikklich gesund geworden waren, giengen voll Freude nach Hause, ohne auf eine Danksagung nur zu gedenken; der zehnte nur allein wurde vom Dankgefühle angetrieben, daß er zu Jesu zurükkekehrte. Sein erster Dank stieg zu Gott auf; darum sagt uns der Evangelist, daß er Gott mit lauter Stimme gepriesen habe: denn er hielt zwar Christum bloß allein für einen Menschen; war aber doch überzeugt, daß hier eine göttliche Kraft müsse gewirket haben. — Nachdem er nun Gott gedanket hatte, bezeigte er auch Christo seine Dankbarkeit, legte sich vor Ihm auf die Erde nieder, und brach-

te seine Danksagung vor. Bemerkenswerth ist es hier, daß die neun Undankbaren Juden waren; und gerade der Dankbare, der seine Schuldigkeit gemäß handelte, war ein Samaritan; einer von denen, welche so sehr von den Juden als bösartige Leute gehaßt wurden. — Jesus zeigte hierauf, wie sehr Ihm die Undankbarkeit der Juden mißfalle; denn Er sagte: Es sind ihrer ja zehn gesund geworden; wo sind dann die übrigen neune? — indem nur der einzige zurückgekehret ist, und zwar nur der, der nach der Meinung der meisten Juden so hassenswerth ist: weil er als Samaritan von den Heiden abstammte. — Darum sprach Er auch zu ihm: Stehe auf; gehe von hinnen: denn dein Glauben hat dir geholfen, dein Vertrauen auf Mich und meine Kraft war das Mittel, durch das Ich bewogen wurde dir hilfreiche Hand zu leisten.

Anmerkung.

Die meisten Schriftausleger machen hier eine ganz geistliche Auslegung von dem Aussatze, und der wundervollen Gesundmachung der zehen Aussätzigen. Der Aussatz ist ihrer Meinung nach ein Bild der Sünde, und die Gesundmachung der Aussätzigen ein Bild der Nachlassung der Sünden, vorzüglich im Sakramente der Busse. Ungeachtet diese Auslegung zu wenig in der Sache selbst gegründet ist, so mag sie hingehen, weil das Evangelium dadurch Stof zu einer Menge sittlicher Lehrstükke an die Hand geben kann; wenn man nur bei jener Erklärungsart den Aussatz mehr zu einem Gleichnisse als zu einem Beweisgrunde annimmt. Aber am allerwenigsten muß man aus den Worten Christi: **Zeiget euch den Priestern**, einen giltigen Beweisgrund für die Ohrenbeicht hernehmen, wofür wir in der katholischen Kirche weit festere und tauglichere Beweisgründe haben,

ben, deren schon einige zu seiner Zeit vorkommen müssen. — Von dem Vertrauen auf Gott, das sich hier abermal bei den zehen aussätzigen Männern zeiget, und hier unter die Gegenstände für den Volksunterricht nothwendiger Weise muß gesetzet werden, ist bei dem vierten Sonntage weitschichtiger im Skelete gehandelt worden.

Gegenstände für den Volksunterricht.

Uiber den 12ten Vers.

Der Sünder muß sich des Umganges mit andern Menschen unwürdig schätzen; so wie die Aussätzigen mit andern Menschen nicht umgehen durften. Hier ist also wiederum Anlaß von der dem Sünder nöthigen Demuth 1. gegen Gott, 2. gegen den Menschen zu reden.

Uiber den 13ten Vers.

Der Christ muß wahres Vertrauen zu Gott in allen seinen Anliegen haben. — Vom Gebethe, von der Nothwendigkeit und den Eigenschaften derselben.

Uiber den 14ten Vers.

Auch bei dem bösen Verhalten der Obrigkeiten und Priester muß man gegen sie 1. Gehorsam, und 2. wegen des Amtes auch Ehr-

furcht behalten. — Man muß in allen Umständen vorzüglich das göttliche Geboth beobachten. — Wer geistlicher Weise gesund werden will, muß sich bei den gehörigen und bestimmten Lehrern Rathes erholen.

Uiber den 15ten Vers.

Von der Dankbarkeit gegen Gott sind drei Stükke in acht zu nehmen: 1. der Begriff der Dankbarkeit gegen Gott; 2. die Nothwendigkeit dieser Dankbarkeit; 3. die Mittel diese Tugend in sich zu erwekken. — Auch der Unglükkliche ist noch schuldig Dankbarkeit gegen Gott zu haben: denn 1. giebt es allgemeine Wohlthaten Gottes von denen selbst der Unglükklichste nicht ausgeschlossen ist; 2. auch der Unglükklichste könnte noch unglükklicher sein, wenn Gott wollte.

Uiber den 17ten Vers.

Christus beklaget sich über den Mangel der äusserlichen Dankbarkeitbezeigung der neun Juden: Gott verlanget also auch äusserlichen Gottesdienst. Der äusserliche Gottesdienst,

die

die äusserliche Gottesverehrung ist eine natürliche Folge des innerlichen Gottesdienstes, der innerlichen Gottesverehrung; der fromme Christ bleibt also nicht ohne äusserliche Gottesverehrung, ohne äusserlichen Gottesdienst. Die äusserliche Verehrung Gottes dienet die innerliche sowohl in uns selbsten als auch in andern zu erhalten, zu vermehren, und auch oft bei jenen hervorzubringen, bei denen sie noch nicht statt findet. Vermessen wäre es also den äusserlichen Gottesdienst zu verachten. — Wie kann die äusserliche Bezeigung der innerlichen Ehrfurcht gegen Gott Ihm angenehm sein?

Uiber den 19ten Vers.

Wie kann der Glauben dem Menschen helfen? Er hilft auf diese Art: weil Gott dem Menschen in Ansehung des Glaubens und Vertrauens zu helfen pfleget.

Skelet.

Uiber den 16ten Vers.

Obwohl Jesus zehen Personen nach dem heutigen Evangelium gesund gemacht hatte; so war doch ein einziger nur, der sich dankbar gezeiget hatte. Eben dieses geschieht auch wohl noch in unsern Zeiten, daß viele, welche von andern Wohlthaten empfangen haben, dennoch dankbar sich zu bezeigen unterlassen, und oft nicht einmal darauf denken, daß sie pflichtwidrig handeln; zuweilen aber auch nicht wissen, wie sie sich dankbar bezeigen sollen. Darum ich dann in gegenwärtiger Rede über die Pflicht der Dankbarkeit reden werde; und zwar werde ich erstens sagen, warum; zweitens, wie man für empfangene Wohlthaten dankbar sein soll. — Schon Paulus empfielt den von ihm neubekehrten Christen nebst allen übrigen Tugenden die Dankbarkeit an. **Erfüllet immer das Gute; bleibet allzeit fröhlich; bethet ohne Unterlaß; danket für alles: denn dieß verlanget Gott von euch.** An einem andern Orte zählet er die Undankbarkeit unter jene Laster, die man

ver=

vermeiden soll. Es werden Leute kommen, saget er zu seinem geliebten Jünger, voll Eigenliebe, Geldgeizig, undankbar, lasterhaft, ohne Liebe. Diese vermeide. Aber warum verdient der Mangel der Dankbarkeit unter grosse Fehler gesetzet zu werden? Der Undankbare beleidiget ja ohne Zweifel seinen Wohlthäter, und handelt also in so weit schon wenigstens wider die christliche Liebe. Nebst dem verfehlet er wider das ganze gemeine Wesen: in dem er vielleicht Ursache ist, daß die Zahl der Wohlthäter vermindert; die Wohlthaten seltener ausgetheilet werden: denn wie viele, wenn sie sehen, daß die Wohlthaten anderer mit Undank vergolten werden, lassen sich abschrekken, daß sie Dürftigen nicht beispringen. Ich untersuche hier nicht, wie sehr jene fehlen, die sich so durch die Undankbarkeit anderer vom Wohlthun abschrekken lassen: allein müssen wir nicht sagen, daß jene noch mehr fehlen, die durch ihr Betragen hierzu Anlaß geben? Und zu den, wie unbesonnen handelst du Undankbarer nicht? Gerade du verschliessest dir selbst die Thüre zu ferneren Wohlthaten. Wird wohl der Gut-

her-

herzige, der dich bisher unterstützet hat, nicht lieber sein gutes Herz einem Würdigeren öffnen, einen Würdigeren Theil an seinem Vermögen Theil nehmen lassen? Und was werden andere sagen? O, werden sie sagen: Der hat von mir nichts zu hoffen, er könnte mir eben so begegnen, wie jenem, von dem er schon so vieles Gute erhalten hat. Auf diese Art lehret uns die Selbstliebe eben sowohl die Nothwendigkeit der Dankbarkeit, als die allgemeine Menschenliebe sie uns aufleget, und das Christenthum zur Pflicht machet. — Nun habt ihr also, Geliebte, die Ursachen vernommen, warum man dankbar sein solle: vernehmet auch die Art, wie man dankbar sein könne. Diese erkennen wir, wenn wir nur einen wahren Begriff von der Dankbarkeit haben. Eine redliche Gesinnung empfangene Wohltbaten durch Gegenliebe zu erwiedern, gegen den, der uns Gutes erwiesen hat, heißt der innerliche Dank; wird aber diese Gesinnung durch thätige Aeusserungen an den Tag geleget, so heißt sie die äusserliche Dankbarkeit, oder wenn man sie mit Worten ausdrükket, dann heißt sie Danksagung. Aus diesen Begriffen läßt sich nun leicht schliessen,

wie

wie man gegen seine Wohlthäter dankbar sein kann. Man muß nämlich jene innerliche Ehrfurcht, die in uns die empfangenen Wohlthaten erreget haben, äusserlich theils mit Worten theils mit Handlungen zu erkennen geben. Wie aber giebt man dann diese Ehrfurcht zu erkennen? Nebst den allgemeinen Ausdrükken, durch welche man überhaupt seine Ehrfurcht zu erkennen giebt, gehöret vorzüglich hieher, daß man in Dienstleistungen den Wohlthäter allen andern, die mit ihm in gleichen Umständen sind, vorzieht; sich ihm in allen Gelegenheiten gefällig bezeiget, in denen die Gefälligkeit nicht durch ein höheres Gesetz verbothen, oder durch einen höheren Zwekk verhindert ist. Diese innerliche Ehrfurcht, oder äusserliche Ehrfurchtsbezeugung unterlassen ist Undank von minderer Art, ist Fehler: grösser aber ist die Undankbarkeit, schwerer der Fehler, wenn man entgegengesetzte Handlungen ausübet; dem Wohlthäter verächtlich begegnet, ihm Böses für seine Wohlthaten bezeiget. Diese zweite Art des Undankes also ist auch mit mehr Sorgfalt zu vermeiden. — O wie wäre zu wünschen, daß

ächtes

ächtes Dankgefühl unter Christen mehr verbreitet würde! Gewiß würde auch mehr Menschenliebe alsdann zu finden sein; das heißt, mehr thätiges Christenthum: unterdessen muß ich doch auch euch, die ihr für Wohlthaten Undank empfangen habt, ermahnen, und bitten, daß ihr dadurch eurer Wohlthätigkeit keine Gränzen wollet setzen lassen; sondern euren Hang zum Wohlthun immer beibehaltet: denn der wahre Christ muß niemals Wohlthaten aus der Absicht erweisen, damit er Dank dafür erlange: denn dieses thun nach den Worten Christi nicht seine Schüler, und Anhänger, sondern nur die Heiden.

Predigt

Uiber den 14ten Vers.

Eingang.

Jesus heilte verschiedene Krankheiten, so lange Er hier auf Erde wandelte, bald durch sein einziges Berühren, bald durch sein mächtiges Wort nur allein; niemals brauchte Er zur Gesundmachung eines Kranken eine Mittelperson; Er machet alles durch seine Macht nur allein. Wann Er aber Aussätzige heilte sandte Er sie immer zu den Priestern; nicht zwar, als wenn die Priester zur Gesundmachung etwas beitragen sollten, oder konnten: denn diese Aussätzigen, von denen das heutige Evangelium redet, wurden gesund, noch ehe sie zu den Priestern hinkamen: denn wie der Evangelist saget, so wurden sie rein, da sie hingiengen; und der andere Aussätzige, von dem der Evangelist Lukas ebenfalls an einem andern Orte redet, wurde ehe noch

rein,

rein, bevor er von Christo den Befehl erhielt sich den Priestern zu zeigen. Warum mag demnach Christus diese Aussätzigen zu den Priestern hingeschikket haben? Die Ursache hievon ist freilich wohl im Evangelium mit klaren Worten nicht enthalten: jedoch sie scheint selbst von dem Evangelisten Lukas da angezeigt zu sein, wo nur von einem einzigen Aussätzigen geredet wird: denn dort befahl Christus dem Aussätzigen, daß er, wenn er sich dem Priester zeigte, zugleich das Geboth, das Gesetz des Moses beobachten sollte, welches ein besonders Opfer dem Aussätzigen vorgeschrieben hatte. Christus befahl also den Aussätzigen, sie sollten sich den Priester darstellen, damit Er zeigte, daß Er selbst das Mosaische Gesetz beobachte, und auch anderen die Beobachtung desselben anempfehle. Wie viele, die im Glauben, in der Erkenntniß der Wahrheit, noch sehr schwach waren, würden sich daran gestossen, und sogar Anlaß zur wahren Sünde genommen haben; wenn Christus nicht besonders dieses so klare Geboth zu beobachten anbefohlen hätte. Wie viele hätten Anlaß genommen zu sagen, Er seie ein Verächter des Moses und des mosaischen

schen Gesetzes! Wie viele hätten vielleicht Anlaß daraus genommen das Gesetz des Moses zu übertreten, das sie damals noch band, ohngeachtet Christus im eigentlichen Verstande daran nicht gebunden war. War es nicht wichtig genug, daß Christus, zur Vermeidung eines so vielfachen Aergernisses der Schwachen ein Geboth zu beobachten befahl, an das Er eigentlich zu reden, nicht gebunden war?

O Daß Ihm doch in diesem Stükke unsere heutige Christen mehr nachfolgen möchten! Niemand beinahe nimmt Rükksicht auf das, ob nicht seine Handlungen die schwachen Brüder im Glauben, im Christenthume ärgern, und zur Sünde verleiten. Woher mag aber dieser Fehler kommen? Ich meines Theils bemerke vorzüglich zwei Ursachen davon: die erste ist, weil viele nicht glauben, daß man so leicht Anlaß zum Aergernisse der Schwachen geben könne; die zweite ist, weil man nicht glaubet, daß es sehr nothwendig sei, dieses Aergerniß zu vermeiden. Beide diese Meinungen sind falsch, sind schädlich. Sie zu bestreiten ist der Zwekk meiner heutigen Rede. Man kann gar zu leicht Anlaß

zum Aergernisse der Schwachen geben; dieses zeiget mein erster Theil. Man hat vielfältige Ursache dieses Aergerniß zu vermeiden, mit aller Sorgfalt zu vermeiden; dieses beweiset der zweite Theil. Vernehmet mich.

Erster Thei.

Gar zu leicht kann man Anlaß geben zum Aergernisse der Schwachen im Glauben, oder vielmehr im Christenthume. Bald meine Christen werdet ihr dieses einsehen, wenn ihr bedenket, wer schwach im Glauben könne genannt werden, und wie man diesem Aergerniß geben könne. Die Schwachen im Glauben sind diejenigen, welche nicht hinlängliche Kenntnisse haben von jenen Wahrheiten, die mit der Religion, das ist, die mit der Glaubens, und Sittenlehre verbunden sind: entweder weil sie zu wenig Verstandeskräfte haben sie zu fassen, oder weil sie zu wenig in selben ohne ihre Schuld sind unterwiesen worden. Diesen kann man sehr leicht Aergerniß geben: aber wie? Oftmals sehen sie Handlun-

lungen, die von andern zwar ohne Sünde sind begangen worden: aber in ihren Augen eben wegen ihrer geringen Kenntnisse, den Schein einer Sünde bekommen: wenn sie nun daher Anlaß nehmen die andern zu verachten, oder als lasterhafte Menschen vorzustellen, so versündigen sie sich, und werden dazu durch jene Handlung verleitet, die sie gesehen, aber nicht gehörig beurtheilet haben; und das heißt man ein Aergerniß. Oftmals sehen sie Handlungen, die in gewissen Umständen böse sind, in andern aber nicht; und sie sehen sie gerade in solchen Umständen, in denen sie erlaubt sind, und da sie auf diese Umstände zu wenig acht haben, so machen sie den Schluß, diese Handlungen seien allzeit erlaubt, und begehen sie eben in jenen Umständen, in denen sie verbothen sind. So nehmen sie also abermal aus unschuldigen Handlungen Anlaß zum sündigen, und werden durch unschuldige Handlungen derer, die bessere, gegründetere, aufgeklärtere Begriffe über Recht und Unrecht über Glaubenssätze und Sittenwahrheiten haben, geärgert, böser gemacht. Alle solche Aergernisse vermeiden ist schwer,

schwe-

schwerer als man es anfänglich vermuthen sollte. Warum aber soll es dann sogar schwer sein, alle diese Aergernisse zu vermeiden?

Ich finde hievon mehrere Ursachen: zwei aber derselben sind es nur, welche ich vorzüglich anzuführen für nothwendig halte. Es sind zu viele, die man Schwache im Glauben nennen kann; dieses ist die erste Ursache. Es giebt aber noch unendlichmal mehr Gelegenheit ihnen Aergerniß zu geben; dieses ist die zweite Ursache. Wie viele giebt es von jenen, die gar zu eingeschränkte Begriffe von dem haben, was Sittlichkeit ist; von dem, was man thun darf, was man unterlassen muß! Sind nicht viele, die in ihrer ersten Jugend oft aus Sorglosigkeit ihrer Erzieher oft auch aus andern Ursachen zu wenig Unterricht erhalten haben? Sind nicht viele, die zwar in ihrer Jugend hinlänglich sind belehret worden: aber späterhin durch Hausgeschäfte, durch Nahrungssorgen, durch Amtsverrichtungen, durch Krankheiten und andere Unfälle verhindert die erhaltenen Kenntnisse nicht mehr auffrischen, die bekommenen Lehren nicht mehr erneuern, oder doch wenigstens nicht gehöriger Massen auf die gegen-

wär-

wärtigen Umstände anwenden können? Sind nicht viele, denen ihr Gedächtniß zu untreu ist, als daß sie sich auf das, was sie ehehin gehöret haben, erinneren könnten? Sind nicht viele, die von Vorurtheilen geblendet, ohne so viele Kenntnisse zu haben, daß sie sie ablegen könnten, alles, was geschieht, unter einem falschen Lichte, alles von der unrechten Seite betrachten? Ist die Zahl von allen diesen nicht ausserordentlich groß? Und alle diese verdienen den Namen der Schwachen im Glauben? Wie leicht muß es demnach nicht sein, auch bei seinen unschuldigsten Handlungen einen oder den andern solcher schwacher Geister zum Zeugen zu haben, und eben ihm Anlaß zu einem Fehltritte zu geben! Und was soll ich erst von jenen sagen, deren Kenntniß nicht gar so schwach ist; deren Tugenden aber desto schwächer sind? Was von jenen, die so gerne Vorwände finden, wenn sie ihrer Sinnlichkeit schmeicheln, ihren Leidenschaften nachgeben? Was von jenen, die nur gar zu gerne die Tugend nach ihren Leidenschaften einrichteten? Alle diese sind unter die Schwachen im Glauben und im Christenthume zu zählen? Wie hart ist es nun bei ei-

ner solchen Menge schwacher Christen alles das zu vermeiden, wodurch sie Anlaß zu je einer Sünde nehmen könnten.

Aber um wie viel härter muß es noch sein, wenn wir bedenken die weit grössere Menge jener Sachen, wodurch man ihnen Anlaß zum sündigen geben kann. Fast jede Handlung kann ihnen anstössig werden. Ein dunkler Scherz muß oft in ihren Augen eine frische, verführerische Rede sein; oder ihnen zum Vorwande dienen, sich freche und schmuzige Zweideutigkeiten zu erlauben. Den Eifer, mit dem einer oder der andere, dessen Rechte unbilliger Weise sind gekränket worden, wofür er keine Genugthuung erhalten kann, sich an die rechtmässige Obrigkeit wendet, und von daher Hilfe erflehet wider den, der ihn beschädiget hat, diesen so billigen Eifer sehen sie als die Wirkung eines Hasses oder Rachgierde an; und nehmen ihn abermal nicht selten zum Vorwande, ihrem wirklichen Hasse, ihrer augenscheinlichen Rachbegierde nachzugeben. Aber wie wäre ich im Stande alle diejenigen Gelegenheiten, in denen man solchen Schwachen im Christenthume leicht Anlaß auf eine oder die andere Art

zu

zu fehlen geben kann, oder nur die meisten zu berühren? Der stärkere Christ, zu dem ich heut vorzüglich rede, wird aus diesen wenigen leicht viele andere erkennen; wo nicht Bosheit des Herzens, nicht Hang zum Laster, sondern Eingeschränktheit der Kenntnisse, und Schwäche der Tugend bei Gelegenheit unschuldiger Handlungen eines andern zum Fehltritte führet. Und um wie viel leichter und öfter geschieht dieses bei Untergebenen in Ansehung der unschuldigsten Handlungen ihrer Obrigkeiten; bei mindern in Ansehung derer, die in einem höhern Range, in einem höheren Stande sind! Wie leicht also geschieht es nicht, daß jene, deren Religionskenntnisse stärker, deren Tugenden fester sind, durch unschuldige Handlungen wider ihren Willen jenen, die schwächer an Kenntnissen und Tugenden sind, Aergerniß und Anlaß zu mancher Sünde geben!

Zweiter Theil.

Und dennoch, wie viele Ursachen haben wir auch dieses Aergerniß zu verhüten, und zu vermeiden! Sind nicht diese schwachen Christen unter dem allgemeinen Gebothe der Nächstenliebe begriffen? Sind wir nicht schuldig sie zu lieben, wie uns selbsten? Sind wir nicht aus eben diesem Gesetze der Nächstenliebe verpflichtet, für ihr Seelenheil zu sorgen, so viel es sein kann, so viel es unsere Kräfte und Umstände zulassen? Und da das unsere Pflicht ist, könnten wir wohl gleichgiltig bleiben, wenn wir Ursache waren, daß sie sündigten; daß sie ihr Seelenheil einer Gefahr aussetzten? O wer hiebei gleichgiltig wäre, der zeigte, daß er selbst nicht den Namen eines starken, eines aufgeklärten, eines in der Tugend festgegründeten Christen verdiene; er zeigte, daß ihm die wahre Nächstenliebe noch mangle, ja noch mehr, er zeigte sogar, daß ihm auch der Grund aller Tugenden mangle, die wahre Liebe zu Gott: denn wer seinen Gott aufrichtig liebet, wie

kann

kann der gleichgiltig bleiben, wenn Gottes Geboth nicht gehalten, wenn Gottes Willen übertreten, wenn Sünde begangen wird, und er es verhindern könnte? Wie könnte der zugeben, daß selbst er an der Sünde Ursache ist, und also an der Sünde Antheil nimmt? Wie könnte er mit aufrichtigem Herzen zu Gott bethen: Geheiliget werde dein Namen, da er selbst Ursache an der Entheiligung desselben wäre? Wie sehr muß man sich demnach aus diesen zweien Ursachen hüten, daß man nicht durch sein Betragen die schwachen Brüder dem Glauben noch ärgere! Diese Lehre gab schon Paulus den Christen seiner Zeiten, da er von dem Befugnisse Opferfleisch zu essen redete. Wiewohl, sagt er, viele wissen, daß ein Götz nichts Wirkliches und bloß ein Werk der Einbildung ist, so sind doch noch viele andere, die hierüber nicht so berichtigte Begriffe haben; die noch immer die Götzen nicht für ein blosses Unding ansehen: und wegen dieser dürfen die erstern nicht in Götzenhäusern am Tische sitzen, und mit Heiden Fleisch essen: damit sie nicht etwann durch dieses Beispiel verleitet, ein Recht zu haben glauben selbst an den Opfermahlzeiten Theil

zu nehmen, wodurch sie ihr Gewissen ohne Zweifel sehr verletzen, sündigen, und dann zu Grunde gehen würden; woran also die besser Belehrten Schuld wären, die demnach wider die Billigkeit und Rechtschaffenheit handelten. Jedoch wir wollen die Worte des h. Paulus selbst hören. Das Essen des Opferfleisches, spricht er, wenn es auch nur geschieht wegen der Uiberzeugung, daß es wegen der Nichtigkeit der Götzen nichts Vorzügliches vor allem anderen Fleische hat, giebt uns vor Gott keinen Werth; essen wir davon, so sind wir darum um nichts besser; essen wir aber nicht davon, so haben wir darum auch keinen Schaden. Allein hütet euch nur, daß diese eure Freiheit, dieses euer Befugniß von jedem Fleische, auch von dem, was den Götzen geopfert war, zu essen, wenn ihr demselben nachkommet, dem Schwachen nicht zum Uergernisse gereiche: denn, wenn dich, der du ein hinlängliches Kenntniß hast, sowohl über die Nichtigkeit der Götzen, als über das, daß zwischen dem Opferfleische und dem andern Fleische gar kein Unterschied zu machen ist, jemand von ihnen sehen würde

de in einem Götzenhause zu Tische sitzen, würde nicht sein Gewissen, weil es zu wenig aufgekläret ist, sich verleiten lassen selbst vom Opferfleische zu essen? Ist es dann billig, daß dein zu wenig erleuchteter Bruder wegen deines besseren und richtigeren Kenntnisses zu Grunde gehe, oder doch wenigstens in Gefahr gerathe zu Grunde zu gehen? So redete Paulus, dieser grosse Sittenlehrer von einer Handlung, die in sich nichts Böses enthielt, die aber andern schwächern Christen zum Aergernisse gereichen könnte: können wir wohl anderst reden, wenn wir unserem Amte gemäß rechtschaffene Sittenlehrer sein wollen. Wie Paulus, dieser eifrige Nachahmer Christi, dieser genaue Befolger des Gesetzes Christi geredet hatte, so müsset auch ihr reden, so müsset auch ihr handeln. Wenn die Speise meinen Bruder ärgert, so wollte ich in Ewigkeit kein Fleisch mehr essen, sagte Paulus; und ihr müsset sagen: Wenn ein Spiel, wenn ein zwar freierer, aber immer innerhalb der Gränzen der Ehrbarkeit liegender Scherz, wenn eine andere noch so unschuldige Handlung meinen schwachen, meinen

nen zu wenig beleuchteten Bruder ärgerte, so wollte ich in meinem Leben dieses Spiel, diesen Scherz, diese Handlung unterlassen.

Aber wie? werdet ihr sagen, wenn dieses die Regel des Christenthumes ist, so muß ja das Leben eines Frommen äusserst traurig werden? O wie vieles muß dem Frommen untersagt sein, was andere frei ohne Scheu begehen; wenn fast jede Handlung dem Schwachen im Christenthume zum Aergernisse wird, und fast keine Handlung ausser den Augen eines oder des andern schwachen Christen geschehen kann! Sollte diese Regel nicht viele von der Frömmigkeit abschrekken? Nein, meine Freunde, ihr treibet die Folgerung zu weit, wenn ihr so schliesset. Ich sage nicht, es seie unmöglich alles Aergerniß der Schwachen zu vermeiden; ich sage nicht, man solle alle Handlungen schlechterdings vermeiden, die den Schwachen zum Aergernisse dienen könne. Ich sage nur, der Christ müsse äusserst behutsam sein, daß er keinem Schwachen einiges Aergerniß gebe: weil nur gar zu leicht ein solches Aergerniß kann gegeben werden. Behutsam muß man sein in seinen Handlungen, ja Christen, noch einmal sage

ich

ich es euch: aber alle Handlungen, die für sich ganz unschuldig sind, unterlassen? Nein, dazu ist der Christ nicht verpflichtet. Es kömmt nur darauf an, daß ihr den wahren Begriff von der christlichen Behutsamkeit habet, und dann wird die ganze böse Folge verschwinden. Worin besteht also die Behutsamkeit, die wir in dieser Rükksicht haben müssen? Ich will sie euch, meine Geliebtesten in Kürze erklären. Ihr müsset erstens bei Handlungen, die zwar nichts Böses in sich enthalten, aber doch einen bösen Schein haben, oder doch irgend zu einer Bösen That andere aus ihrer eigenen nicht aus eurer Schuld verleiten könnten, Acht haben, ob nicht einer von solchen schwachen Brüdern zugegen sei? Ist keiner zugegen, so seiet ihr frei, und ungestöret, das zu thun, was euch gefällig ist. Ist aber jemand zugegen, der davon aus der so oft schon genannten Ursache könnte geärgert werden, so ist zweitens eure Pflicht ihm entweder mit Worten oder auf eine andere Art die wahre Beschaffenheit eurer Handlung, ihre Unschädlichkeit, und ihren Unterschied von bösartigeren zu zeigen,

und

und ihr werdet oft genug in eurem Unternehmen den vorgesetzten Zwekk erreichen. Solltet ihr aber endlich euren Zwekk nicht erreichen können, dann erst tritt die Schuldigkeit ein euch von dieser Handlung zu enthalten. Und sollte darum das Leben eines frommen Christen traurig können genannt werden? Wird dann der letzte Fall gar zu oft eintreten? Und tritt er ja zuweilen ein, wird dann nicht meistentheils eine andere Handlung möglich sein, die den Christen eben so sehr, als die vorgehabte, aufheitern kann, ohne dem Schwächeren ebenfalls Aergerniß zu geben?

Sollte aber die Handlung, die den schwachen Christen ärgern könnte, in einem Gesetze, entweder in einem Gebothe Gottes oder in der Anordnung einer rechtmässigen Obrigkeit gegründet sein, dann müßte freilich dieses Gesetz und die Beobachtung desselben den Vorzug haben; der erleuchtetere Christ müßte sich auch für den Fall, daß der Schwächere nicht könnte oder nicht wollte belehret werden, von seiner vorgehabten Handlung nicht abschrekken lassen. Dieses lehrte uns schon der h. Paulus: denn seiner Lehre

nach,

nach, darf man nichts Böses thun, um Gutes dadurch zu bewirken. Wäre dann aber nicht eine böse Sache, die Uibertretung eines ausdrücklichen Gebothes Gottes, einer sichern Verordnung der rechtmässigen Obrigkeit? Ja wollte der andere in einem solchen Falle unsere Belehrung gar nicht annehmen, dann müßte man vielmehr das hieraus entstehende Aergerniß so behandeln, wie man ein boshaftes, ein pharisäisches Aergerniß zu behandeln pfleget. Von diesem letzten aber habe ich heut nicht gehandelt; ich habe nur von dem Aergernisse der Schwachen, die nicht geflissentlich schwach und unbelehrt bleiben wollen, geredet.

Beschluß.

Lasset mich nur diese Lehren, liebe Christen, kurz zusammen ziehen. Lasset mich euch nocheinmal ganz kurz zur Behutsamkeit bei euren Handlungen ermahnen, damit ihr nicht etwann bei eurem besten Herzen, bei eurem besten Willen enrem Nebenmenschen einen Anlaß gebet zum Falle, zum Schaden seiner Seele. Die Sorglosigkeit hierinfalls würde für eure Seele gefährlich werden; sie würde eure bis dahin schuldlose Seele beflekken; sie würde euch unter die Zahl der Sünder setzen. Saget nicht: Warum sollte ich mich um andere bekümmern? Sie mögen für sich selbst sorgen. Warum sollte ich wegen ihrer Unwissenheit mich des Rechtes berauben lassen, nach Willkühr zu handeln? So müsset ihr nicht reden. Ihr müsset euch um andere bekümmern, weil es Gott von euch fordert. Dieses ist die Ursache, warum ihr euch des Rechtes nach Willkühr zu handeln begeben sollet, nicht auf immer, nicht auf lange Zeit; sondern nur zuweilen: dieses ist die Ursache,

der

der Willen Gottes nämlich, der uns durch die Vernunft eben sowohl, als durch die Schrift entdekket wird; der Willen Gottes, der uns vorschreibt, daß wir mehr auf das Heil der Seelen anderer Menschen, als auf unsere Bequemlichkeiten, auf unsere Ergötzlichkeiten, auf unsere zeitlichen aber nicht allerdings nothwendigen Vortheile sehen; ehe jene besorgen, als diese uns verschaffen sollen. Aber noch eigentlicher zu reden; dieser Willen Gottes ist die Ursache, warum ihr bei der Ausübung dieses Rechtes meistentheils nur behutsam sein müsset: denn ohnehin dasselbe ganz aufzugeben wird der Fall äusserst selten sein. Amen.

Anmerkung.

Wenn jemanden diese nicht gar lange Rede doch noch zulange wäre, der könnte den Beschluß gar auslassen, und die lezte Strophe des zweiten Theils von den Worten: **Sollte aber die Handlung** anzufangen, anstatt des Beschlusses annehmen. — Wer von der eigentlichen Verführung; vom eigentlichen Aergernisse, und von dem pharisäischen Aergernisse handeln will, wird vieles auch aus dieser Rede benutzen können.

Am vierzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Umschreibung des Evangeliums.

Matth. 6. Hauptstükk 24—33 V.

Christus saget unter andern in der vortreflichen Bergpredigt, von der wir im heutigen Evangelium abermal ein Stükk lesen, Niemand könne zugleich zweien Herren dienen; oder vielmehr stellet Christus hier eine Vergleichung an, und saget: Gleichwie Niemand zu gleicher Zeit zweien Herren dienen kann, auf eine gleich gute, vollkommene Art, eben so kann auch Niemand zugleich Gott und dem Mammone dienen. Mammon bedeutet das Geld; daß also Christus sagen will, man könne nicht zu gleicher Zeit ein Diener Gottes und ein Sklave des Geldes sein. Geld besitzen, Geld haben verbiethet Christus nicht: aber ihm als Sklave dienen, das verbiethet Christus. Warum aber saget dann Christus, daß Niemand zweien Herren zugleich dienen kön-

könne? Wer einem Herrn dienet, thut es entweder aus Hochachtung oder aus Liebe. Leitet den Diener die Liebe zu seinem Herrn, so kann er den andern, der eine ganz entgegengesetzte Denkungsart, ein ganz entgegengesetztes Betragen hat, nicht lieben; er ist ihm weit weniger zugethan: dienet er ihm aber aus Ehrfurcht und Hochachtung, so kann er den andern nicht eben so sehr ehren, sondern wird ihn vielmehr verachten. Eben so saget Christus, kann Niemand zugleich Gott und dem Gelde oder vielmehr den Reichthümern dienen: das heißt, es ist nicht möglich zugleich den Willen Gottes zum vorzüglichsten Augenmerk aller seiner Handlungen zu machen; und wiederum bei allem, was man thut, nur auf das zu sehen, damit man sich Reichthümer erwerbe, oder vermehre. Da nun ein Christ schuldig ist Gott zu dienen, so darf er den Reichthümern nicht dienen. Die Reichthümer darf er zu seiner und anderer Nothdurft gebrauchen: aber sie zum Ziele seiner Handlungen machen darf er nicht. — Aus diesem allgemeinen Grundsatze nun, daß man, wenn man Gott aufrichtig dienen will, den Reichthümern zugleich nicht dienen

kön=

könne, machet Christus den Schluß, daß man keine übertriebene Sorge für seinen Lebensunterhalt, und für die Bekleidung seines Körpers haben solle: denn da die Reichthümer für sich selbst keinen Werth haben, sondern nur in so weit uns schätzenswerth sein können, daß wir uns den Unterhalt unsers Lebens, unsere Kleidung, unsere Ergötzlichkeiten, unsere Bequemlichkeiten durch sie verschaffen können; so wird die Anhänglichkeit an das Geld desto grösser sein, je grösser die Liebe und die Sorgfalt für die Ernährung, für die Bekleidung und die übrigen Sachen sind. Aus der Anhänglichkeit aber entspringt die Dienstbarkeit: darum machet auch Christus diesen Schluß, daß, weil der wahre Christ den Reichthümern nicht dienen darf, er auch keine unmässige Sorge für seine Kleidung und Nahrung haben dürfe. Eine gemässigte Sorge verbiethet Christus aber hier nicht, wie der Zusammenhang besser unten zeigen wird. Christus führet aber noch eine zweite Ursache an, warum der Christ diese übertriebene Sorge nicht haben soll; und diese zweite Ursache besteht in dem, daß da uns Gott das wichtigere, das Leben nämlich und

den Leib gegeben hat, Er uns auch das minder Wichtige, die Nahrung und die Kleidung geben werde; besonders da das Leben der Zwekk ist, und die Nahrung und Kleidung nur die Mittel sind das Leben zu erhalten. — N n führet Christus noch mehrere Ursachen an, warum wir alle unnöthige Sorgfalt verwerfen sollen. Gott erhält die Vögel, ohne daß sie ihren Unterhalt sich durch irgend eine Arbeit verschaffen müßten; um so viel mehr wird Gott auch die Menschen erhalten: weil sie gewiß mehr werth sind, als die Vögel der Luft. Dieses war demnach die dritte Ursache. — Die vierte Ursache. Wozu wäre aber auch eine übertriebene Sorgfalt nothwendig? Sie nützet dem Menschen zu gar nichts: denn wir mögen uns noch so sehr bekümmern, und besorgen, so können wir doch nicht machen, daß wir nur um eine Elle länger würden; und auf gleiche Weise können wir auch nicht machen, daß wir unser Leben verlängern, wenn es Gott nicht haben will; wenn wir auch noch so viele Sorgfalt darauf anwendeten. — Da nun der Heiland zwei allgemeine Ursachen, alle unnöthige Sorgfalt für Speise und Kleidung

zu verwerfen, und wiederum zwei sonderheitliche wider die übertriebene Sorgfalt für die Ernährung angeführet hatte, so bringt Er abermal eine an, wider die übertriebene Sorgfalt für die Kleider. Wozu soll dann aber das Bekümmerniß wegen der Kleider sein? Man betrachte nur die Blumen, die auf dem Felde wachsen; sie nähen und spinnen nicht um sich eine Kleidung zu verfertigen, — und dennoch ist ihr Schmukk, ihre Kleidung weit prächtiger als die größte Zierde selbst der reichsten Könige, selbst des Salomons. Der Heiland führet namentlich die Lilien an, wo man sich aber nicht die hierländigen, einfärbigten Lilien denken muß, sondern die morgenländischen, deren Schönheit und herrliche roth und goldfärbigter Glanz alle unsere Blumen weit übertrift; von denen man in Wahrheit sagen kann, daß sie um Vieles schöner sind als alle Pracht, die die Kunst hervorbringen kann. — Wenn nun Gott die Blumen des Feldes so herrlich kleidet, die doch nur unter die Grasarten müssen gezählet werden, welche immer gegen den Menschen genommen äusserst gering zu schätzen und niemals von langer Dauer sind, um wie viel

mehr wird Er für die Bekleidung des menschlichen Körpers sorgen? Wer demnach übertriebene ängstliche Sorge für die Kleidung hat, der beweiset, daß er zu wenig Glauben und Zutrauen auf die göttliche Vorsehung, und auf die allgemeine Vaterliebe Gottes gegen uns Menschen hat: das will Christus durch das Wort Kleingläubige anzeigen. — Aus allen diesen angeführten Ursachen folget ganz natürlich, daß man nicht erst ängstlich fragen solle, was man essen, oder trinken, oder womit man sich bekleiden solle; wenigstens, wenn man ein wahrer Schüler Christi sein will, ein wahrer Christ, der ein gegründetes Zutrauen auf Gottes Güte und Vorsehung haben muß: — denn um Speise, Trank und Kleidung ängstlich sorgen kömmt nur den Heiden zu, die an die Vorsehung Gottes, und an seine Vaterliebe gegen die Menschen nicht glauben. Wir aber, die wir Christen sind, müssen unser ganzes Vertrauen auf Gott setzen, und können es um desto sicherer thun: weil wir wissen, daß Er unser Vater ist, der vermöge seiner Weisheit weiß, was uns abgeht, und was wir vonnöthen haben; vermöge seiner Allmacht, alles uns

geben

geben kann, und vermöge seiner Güte auch unsern Nothdürften abhelfen wird, wenn dieses nicht wider das Heil unserer Seele läuft. — Nun ist also hieraus der endliche Schluß, daß man seiner zeitlichen Wohlfahrt nicht die erste, nicht die größte Sorgfalt widmen solle, sondern vielmehr dem Reiche Gottes; man soll vorzüglich besorgt sein den Weg zu betreten, der uns zum Reiche Gottes führet; und jene wahre vollkommene Gerechtigkeit auszuüben, durch die wir das Recht zu diesem Reiche erlangen. Nach diesem müssen wir am ersten trachten; dieser Sorgfalt müssen wir alle unsere andere Sorgen unterwerfen, und wir können versichert sein, daß uns alles Uibrige, was uns nothwendig sein wird, sicher wird zu Theile werden.

Gegenstände
für den Volksunterricht.

Uiber den 24ten Vers.

Wer Gott aufrichtig liebet, der hasset die Welt: durch die Welt aber versteht man die Leidenschaften 1) so fern sie in uns sind; 2) so fern sie in andern sich befinden. — Der Dienst der Welt das heißt der Leidenschaften läßt sich mit dem Dienste Gottes nicht vereinbaren: weil die Forderung der Welt den Forderungen Gottes gerade zuwider ist. Wollen wir dem Dienste der Leidenschaften entsagen, so gewinnen wir alles, was uns Ruhe folgsam ein angenehmes zeitliches Leben uns verschaffet: wollen wir dem Dienste Gottes entsagen, so verlieren wir alles, was uns einen ruhigen Besitz des gegenwärtigen Lebens und eine frohe Aussicht in das künftige gewähren kann. — Man dienet den Reichthümern durch den Geiz; und so dann kann der Geizige Gott nicht dienen. — Gott

die-

dienet man vorzüglich durch die Haltung seiner Gebothe.

Uiber den 25ten Vers.

Die übertriebene Sorgfalt für das Zeitliche ist der Vernunft und dem Christenthume entgegengesetzet: denn 1. ist sie unnöthig, ja schädlich; 2. verräth sie zu wenig Glauben und Zutrauen zu Gott und seiner Vorsehung.

Uiber den 26ten Vers.

Zwei Trostgründe liegen in dem Begriffe der Vorsehung, die den Christen in der größten Armuth trösten können: der erste ist in Ansehung des gegenwärtigen Zustandes, der zweite in Ansehung der Zukunft. 1. Gott wird ihm vermöge seiner Allmacht, 2. vermöge seiner Vaterliebe, 3. vermöge seiner Weisheit niemals so sehr darben lassen, daß er zu Grunde gehen müßte. 1. Gott läßt oft schon in diesem Leben das Uibel ein gutes End gewinnen, da man es am wenigstens vermuthet; und zweitens, was hier noch dunkel bleibt, wird in der andern Welt aufgeklärt, und ersetzet werden.

Ui-

Uiber den 29ten Vers.

Wider die eitle Kleiderpracht. Sie ist dem christlichen Leben höchstens nachtheilig; denn sie zieht viele böse Folgen nach sich. Erstens erwekket sie Verdruß, Unwillen und Mißmuthigkeit bei andern, und dienet also oft zum Aergernisse der Schwachen; zweitens verleitet sie den, der diese Pracht führet, oft zum Stolze und Verachtung anderer, die sich nicht so prächtig kleiden wollen, oder auch nicht können; drittens verleitet sie noch öfters zu Ungerechtigkeitsſünden, zu Betrügereien, zum muthwilligen Schuldenmachen, zur Unmöglichkeit seine Kinder zu nützlichen Gliedern des Staates zu bilden. — Die Kleiderpracht ist für einen Christen verwerflich: denn 1. sie kömmt von einer verderbten Denkungsart her; 2. führet sie nicht selten zu Lastern.

Uiber den 31ten Vers.

Wann ist die Sorgfalt für das Zeitliche dem Christen verbothen? So oft, als sie die Sorgfalt für das eigene Seelenheil; so

oft

oft als sie die nothwendige Sorgfalt für das Beste anderer Menschen verhindert. — Jene Sorgfalt ist dem Geiste des Christenthums zuwider, welche 1. von Fehltritten herkömmt 2. mit Fehltritten vereinbaret ist; 3. zu Fehltritten führet.

Uiber den 32ten Vers.

Vom Vertrauen auf Gott in allen Anliegen.

Uiber den 33 Vers.

Von dem Verlangen nach dem Himmel, nach dem Reiche Gottes. — Das Reich Gottes kann Niemand erlangen, als jener, der die christliche Gerechtigkeit ausübet. — Die Sorgfalt für das Zeitliche ist dem Christen nicht verbothen: aber sie muß 1. mit der Sorgfalt für das Ewige verbunden sein; 2. der Sorgfalt für das Ewige nachgesetzet werden. Suchet am Ersten das Reich Gottes, und seine Gerechtigkeit.

Anmerkung.

Niemand wird sich hoffentlich in den Sinn kommen lassen, bei Gelegenheit des 30ten Verses eine Widerlegung jener Art der Freidenker, die man Fatalisten nennet, vor dem christlichen Volke vorzunehmen, oder bei Gelegenheit des 33ten Verses der Faulheit und Sorglosigkeit in Führung der Haushaltung das Wort zu reden. Im ersten Falle würde man nicht nur unnütz reden, indem jene, die man zu widerlegen gedächte, nicht zugegen wären: sondern die Rede könnte auch in vieler Rükksicht schädlich für die Zuhörer werden; indem sie vielleicht die Einwürfe der Gegner hörten, die Auflösung derselben aber zu wenig faßten. Wenigstens würde ihnen die Zeit geraubet, in der ihnen leicht ein nützlicherer und für ihre Umstände schikklicherer Gegenstand könnte vorgetragen werden. — Der Gegenstand, der bei den 26ten Vers ist angezeiget worden; kann auch bei dem 29ten Verse abgehandelt werden.

Skelet.

Uiber den 26ten V.

Was Christus in den angeführten Worten von der Ernährung der Vögel, und von der schönen Gestalt der Lilien säget, die sie von Gott empfangen haben, zeiget uns auf eine für uns eben so trostreiche als höchst angenehme Art die göttliche Vorsehung; die wir allenthalben erblikken können, wo wir nur hinsehen; und dennoch ist sie den meisten unbekannt. Woher dieses komme, will ich heut nicht untersuchen: sondern euch nur einen wichtigen Unterricht von der göttlichen Vorsehung zu geben mich befleissen. Ich wähle davon zwei Punkte, die ich euch vortragen will. Erstens zeige ich euch, was uns von der Vorsehung Vernunft und Offenbarung lehret; zweitens was der Glauben an die göttliche Vorsehung für Pflichten uns aufleget. — Gott hat alles, was wir sehen, aus nichts gemacht, was wir die Schöpfung nennen; Er machet auch, daß alles fortdauret, und dieses nennen wir die Erhaltung. Gott thut aber noch mehr; Er regieret auch alle Wesen, die Er ge-

gemacht hatte, und die Er erhält; Er lenket sie zu einem allgemeinen, heiligen vollkommenen Zwekke. Dieses nennen wir die Vorsehung Gottes. Es ist nothwendig, daß ich euch, meine Zuhörer, diesen Begriff ein wenig mehr entwikkle. Gott hat alle Wesen, wie Er sie durch die Allmacht seines Willens gemacht hat, durch seine unendliche Weisheit zu einem Zwekke gemacht; Er hat ihnen jene Eigenschaften gegeben, durch die sie geschikkt würden, diesen Zwekk zu erreichen; Er hat alle künftigen Ereignisse, die auch nach Jahrtausenden entstehen sollten, von Ewigkeit her nicht nur vorausgesehen, sondern auch so angeordnet, daß kein Wesen das andere in Erreichung seines Zwekkes hindern kann; Er hat die Zeitläufte zum vorhinein bestimmet, in denen die Begebenheiten geschehen sollten; und lenket jede Sache zu dem Zwekke, zu dem Er sie bestimmt hat. Selbst die Unordnungen, die wir in der Natur finden; selbst die Unvollkommenheiten, die wir gewahr werden; selbst die entgegengesetzten Bestrebungen, die wir bei einzelnen Wesen antrefen, leitet der erhabene Gott so, daß sie den von Ihm festgesetzten Zwekk nicht verfehlen; daß sie selbst

dazu

dazu beitragen. Dieses alles ordnet Gott in allen Wesen überhaupt und in jedem insbesondere also an, daß er von nichts daran kann verhindert werden. Dieses ist die Regierung dieser Welt, die Gott mit unumschränkter Macht ausübet; darin besteht die Vorsehung, durch die alles geschieht, was immer geschieht, und ohne die sich nicht einmal etwas denken läßt. Hundert Merkmale von dieser Vorsehung lesen wir in göttlicher Schrift: einige derselben will ich nur anführen. Im alten Bunde schon lesen wir, das Gottes Weisheit von einem Ende bis an das andere reichet, alles mit Gewalt durchdringt; alles aber auch liebreich anordnet; und im neuen Bunde saget uns Christus, alle Haare unseres Hauptes seien gezählet, und keines werde ohne den Willen seines himmlischen Vaters von unserem Haupte fallen. Freilich können wir den grossen, den vollkommenen Endzwekk, den Gott festgesetzet hat, nicht einsehen, weil wir die ganze Schöpfung, die gesammten Wesen überhaupt nicht übersehen können; weil nur die einzelnen, und in Ansehung des ganzen immer noch unendlich kleinen Theile sich unsern Augen

gen darstellen: allein wir können nicht zweifeln, daß Gott einen so allgemeinen Zwekk bestimmt hat, da wir ihn in der Offenbarung so deutlich lesen, und durch den regelmässigen Gang aller Gattungen der Geschöpfe so herrlich bestättiget finden. — Und nun da wir diese Vorsehung glauben; da wir glauben, daß Gott einen allgemeinen Endzwekk allen Wesen vorgesetzet hat, und alle sicher zu demselben leitet; da wir glauben, daß dieser Endzwekk unmöglich ein anderer als ein unendlich heiliger, weiser, vollkommener und allgemeiner Endzwekk sein könne; was haben wir in Ansehung dieser Vorsehung zu thun? Ich finde vorzüglich drei Gattungen der Pflichten, die aus diesem Glauben entstehen. Die erste geht alle Menschen an; die zweite die bessere aber unterdrükkte Klasse derselben; die dritte endlich aber jene trotzigen, hochmüthigen und grausamen Seelen, welche sich so gerne über andere erheben, andere drükken, andere quälen. Ein jeder Mensch muß bei allen Ereignissen, die ihm noch so unerklärbar sind, stillschweigend den grossen Gott anbethen, und nicht

viel

viel untersuchen, warum gerade dieses oder jenes geschieht; warum eine Gegend von Schauer und Hagel verheeret, die andere mit Fruchtbarkeit und Uiberflusse gesegnet wird; warum ein Reich sich emporschwingt, das andere in gänzlichen Verfall kömmt; warum ein Mensch erhöhet, der andere erniedriget wird. In die Ursachen solcher und ähnlicher Ereignisse darf der kurzsichtige Mensch nicht eindringen; damit er nicht, da er die Majestät untersuchet, von der Glorie und Herrlichkeit unterdrükket werde. Wird der fromme gedrükket, verfolget, ins Elend gestürzet, so kann nur der Glauben an die göttliche Vorsehung machen, daß er nicht mißmuthig, und verwirrt werde: denn da er einen Gott erblikkt, der alles leitet, alles regiert; ohne dessen Zulassung oder Anordnung nichts geschieht; dessen Absichten bei allem, was Er zuläßt, oder veranstaltet, höchst billig, heilig und anbethenswürdig sind, so unterwirft er sich allem, was immer mit ihm geschieht; und danket noch Gott dafür; weil er weiß, daß alles zum Heile seiner Seele gedeihet. Er bedauret die Bosheit de-

rer, die ihn verfolgen und drükken, und bethet erstaunend Gott an, der auch des Menschen Bosheit zu guten Wirkungen gebrauchet. Josephs Begebenheiten, Jobs Vorstellungen, und besonders das Beispiel seines Jesus sind ihm redende Beweise der heiligen Vorsehung Gottes; sind ihm zugleich, die stärksten Mittel eines heilsamen aufrichtenden Trostes, der sie nicht sinken läßt, auch wenn von allen Seiten Stürme über ihn losbrechen. Ihr aber, die ihr durch eure Bosheit muthwillig und hochmüthig geworden seid, die ihr durch euren hohen Stand, durch euren Reichthum verführet, euch eine Art Rechtes anmasset, frömmere Seelen zu drükken, zu mißhandeln, pochet nicht auf euer gegenwärtiges Glükk, auf euer bisher glükkliches Unternehmen; saget nicht: Wir haben bis auf diese Stunde unserem Muthwillen nachgelebet, und was ist uns dann Böses und Betrübtes widerfahren? Es lebet über euch ein allgemeiner Herrscher, der für einzelne Menschen wie für ganze Welten sorget: der gewiß zu seiner Zeit wider euch sich aufmachen, eurer Bosheit Einhalt thun, sich des

Ge-

Gekränkten annehmen, euch mit namenlosen Strafen belegen, und eurer boshaften Bemühungen ungeachtet seine heiligste Absicht erreichen wird. — Diese Lehren sollen euch oft, sollen euch stäts vor Augen sein; diese werden euch Ruhe und Trost in diesem Leben, Warnung vor manchen Fehlern, frohe Aussicht in die Zeiten nach eurem Tode verschaffen; der Grund auf dem sie gebauet sind, der Glauben an die Vorsehung wird euch zu wahren Anbethern Gottes umschaffen, die sich nicht mit leeren Worten beschäftigen, sondern Gott als den erhabensten Geist im Geiste und in der Wahrheit anbethen.

Volksunterricht.

Ueber den 24ten Vers.

Eingang.

Nach dem Ausspruche Jesu Christi, der die Wahrheit selbst ist, kann man nicht zugleich Gott und dem Mammon, das ist, Gott und den Reichthümern zugleich dienen. Liebste Christen, Wir vermöge unsers Glaubens, vermöge unseres Bekenntnisses, da wir uns Schüler Jesu Christi, Anhänger an die Lehre Jesu Christi; Nachahmer des Lebenswandels Jesu Christi nennen, sind schuldig Gott zu dienen. Oder vielmehr, wir als Menschen, als vernünftige Geschöpfe, die ihre Abhängigkeit von Gott ihrem Schöpfer, von Gott ihrem Erhalter, von Gott ihrem Herrn und Regierer erkennen; die wohl wissen, wie viel sie Gott schuldig sind, wie viel sie täglich und stündlich Gutes von Gott empfangen, schon als Menschen sind wir schuldig

Gott

Gott zu dienen, wenn wir auch keine Christen wären; da wir nun aber nach den Worten Jesu, Gott und den Reichthümern zugleich nicht dienen können, so ist es eine richtige Folge, daß wir nicht einmal als Menschen, um so viel weniger als Christen den Reichthümern dienen dürfen. Wie aber, wie dienet man dann den Reichthümern? So wie derjenige einem Herrn dienet, der nach dem Willen desselben alle seine Handlungen einrichtet, der bei allen seinen Handlungen auf denselben hinsieht: eben so dienet jener den Reichthümern, der bei allen seinen Handlungen auf die Reichthümer Rükksicht nimmt; der durch jede seiner Handlungen sich Reichthümer entweder zu erwerben oder zu vermehren beflieſſen ist; jener dienet den Reichthümern, welcher an ihnen sein gröſtes Vergnügen findet, nach ihnen sein stärkstes Verlangen trägt; mit einem Worte, der Geizige dienet den Reichthümern; der Geizige ist ein Knecht, ein Diener der Reichthümer? Daß also der Geizige, wenn ich das, was ich eben jezt gesaget habe, mit den zu meinem Vorspruche angeführten Worten zusammenhalte, Gott nicht aufrichtig dienen

kann. Wahrhaftig Ursache genug für einen jeden Christen, dieses Laster aus seinem Herzen auf immer zu verbannen.

Allein hierzu treiben uns noch mehrere Ursachen an; und ich finde es für wichtig, dieselben etwas weitschichtiger euch vorzulegen, und zugleich zu zeigen, wie ihr, geliebteste Zuhörer, dieses abscheuliche Laster am leichtesten aus euren Herzen verbannen könnet. Ja, meine Christen; ich rede heut über die Nothwendigkeit den Geiz aus seinem Herzen zu verbannen, und zwar in zweien Abschnitten meiner Rede: im ersten Abschnitte zeige ich die Ursachen an, die einen Menschen, einen Christen dahin bringen können, daß er den Geiz aus seinem Herzen verbanne; im zweiten entwikkle ich die Art, wie man dieses Laster aus seinem Herzen vertreiben kann. Vernehmet mich.

Erster Theil.

Warum soll also ein Christ den Geiz aus seinem Herzen verbannen? Vielleicht ist diese Frage wichtiger, als viele von meinen Zuhörern sich vorstellen, denn giebt es nicht eine grosse Menge von jenen, die im höchsten Grade geizig sind; so sind doch sehr viele, die nicht ganz von allem Geize entfernet sind: ist die Anzahl derer, welche den Reichthümern im eigentlichen Verstande dienen, nicht so gar groß; so ist doch die Zahl derer, die die Reichthümer lieben, weit grösser. Die Frage geht also in einem gewissen Verstande viele an; und sie wird eben dadurch um so viel wichtiger. Warum also, wiederhole ich sie noch einmal, warum also soll der Christ den Geiz meiden? Ist dann nicht Ursache hievon genug in den angeführten Worten Christi enthalten? Wenn der Dienst der Reichthümer den Dienst Gottes hindert; wenn die Liebe zum Reichthume uns in einer der wichtigsten Pflichten hindert: ist das nicht schon Ursache genug sich davon so bald und so sehr es nur sein kann, loszureissen? Allein

lein die Schrift giebt uns noch eine andere Ursache an, warum man den Geiz, die Vorliebe für Reichthümer von sich entfernen, aus seinem Herzen verbannen solle. Paulus, der doch von sich selbst ganz überzeugt sein konnte, daß er den Geist Gottes habe, gab den Geiz für ein eben so grosses Laster an als den Götzendienst; und nannte ihn selbst einen Götzendienst; und warum das? nur darum: weil der Geiz eben so dem reinen Gottesdienste zuwider ist, als der Götzendienst. Denn wie kann der, der sein größtes Vergnügen am Reichthume findet; der eine unmässige Begierde nach zeitlichem Gute und Gelde hat; der alles, was er thut, nur darum unternimmt, damit er Reichthümer erlange, oder selbe vermehre, wie kann der Gott aufrichtig dienen; Gott, der das ganze Herz des Menschen fordert? Gott, der verlanget, man soll Ihm ohne Eigennutz dienen, mit Verachtung zeitlicher Güter, mit bereitwilligem Gemüthe alles hinwegzugeben, wenn es zu Verherrlichung Gottes, zur Wohlfahrt des Nebenmenschen erforderlich ist? Wie können diese entgegengesetzte Neigungen bei-

sammen bestehen? Der Christ soll Gott als seine einzige Glükseligkeit betrachten; und der Geizige betrachtet die Reichthümer als sein einziges Vergnügen. Der Christ soll alles, was er thut, nur aus Liebe zu Gott thun, und der Geizige thut vieles, was er machet, nur aus liebe zum Gelde: wie kann diese zweifache Absicht beisammen bestehen? Wahrhaftig der Geizige kann Gott nicht dienen; Wahrhaftig der Geizige ist gleich einem Gözendiener! Welche Ursache hat also ein Christ, der Anbether des alleinigen Gottes, den Geiz zu fliehen, ihn aus seinem Herzen zu verbannen!

Allein der Christ hat noch mehr Ursache den Geiz zu fliehen: und wer sollte dieses Laster nicht fliehen, das die Unglükselige Mutter so vieler anderer Fehltritte und Laster ist? Gott! Man muß erstaunen, wenn man bedenket, wie viele böse Früchte auf diesem so bösartigen Baume wachsen! Soll ich sie alle; kann ich sie alle erzählen? Was für eine Menge Ungerechtigkeiten, Unbarmherzigkeiten, anderer Laster stellen sich dem nachdenkenden Geiste dar, die alle ihr Entstehen dem Geize zu verdanken haben! O wie viele unschuldi-

ge Seelen des weiblichen Geschlechtes würden ihre Tugend beständig beibehalten haben, wenn sie nicht durch die Liebe zum Gelde geblendet, und von der Strasse der Tugend und Unschuld wären abgeleitet worden! Wie unbarmherzig, ich darf sogar sagen, wie grausam ist der Geizige nicht, gegen Arme, Elende, Nothleidende? Wenn er auch einen Nothdürftigen erblikkt; wenn ihm auch das halbverloschene Aug des Hungernden mit zitternder Thräne um Hilfe anruft; wenn ihn auch die zerrissenen Lumpen des halbblossen Mitmenschen zum Mitleiden auffordern; wenn auch die trostlose Wittwe, und der noch unbehilfliche Wais ihm ihre Noth weit beweglicher vorzustellen wissen, als es je ein Redner mit allen Künsten der Beredsamkeit, als es je ein Maler mit dem trefendsten Pinsel in der Hand hätte thun können, so wird er doch gefühllos bleiben, so lange er nicht Nutzen sieht; und nur dann erst wird er zur Hilfe und Unterstützung eines andern aufgemuntert werden, wenn er nebstbei zugleich seinem Geldgeize genug thun kann: ausserdem aber wird er gewiß jeden mit Härte und mit rauhen Worten abweisen, der ihn um Hilfe und Almosen

mosen anflehet. ja er wird, wenn er seine Rechnung dabei findet, nicht Anstand nehmen sogar die Noth des Nothleidenden zu vermehren; so oft er nämlich eine Gelegenheit findet, sein Geld zu vermehren und es nicht anderst als durch die vermehrte Noth des Nebenmenschen zu Stande bringen kann. Wer kann daran zweifeln, wenn er auf die hundertfache Art des Wuchers hinsieht? So hart, so grausam machet der Geiz auch die, die sonst milder denken würden. Weit grösser noch ist die Menge der Ungerechtigkeiten, die der Geizige zu begehen pfleget. Ist er im Handel und Wandel mit andern Menschen begriffen, so erlaubt er sich viele Betrügereien; schließt er mit jemanden einen Vertrag, so gebraucht er sich verschiedener Hinterlistigkeiten, durch die er die grösseren Vortheile auf seine Seite ziehet; er mag kaufen oder verkaufen, so hat er seine Kunstgriffe, durch die er immer mehr gewinnt, als es die Gesetze erlauben, mehr, als der Gegentheil selbst glaubet; nichts ist so heilig, dessen er sich nicht zur Befriedigung seiner bösen Leidenschaft mißbrauchet. Wie oft bedient er sich

zur

zur Verbergung seiner Betrügereien sogar falscher Eidschwüre! Wie oft machet er Eingriffe in fremde ihm anvertraute Gelder! Wie oft waget er sie sogar in öffentliche Kassen! Wie oft wird er, wenn es sein Vortheil erheischet, zum Verräther an seinem Freunde, wie oft an seinem Landesfürsten, wie oft selbst an seinem Vaterlande! Vielleicht glaubet ihr, liebe Zuhörer, ich übertriebe die Sache? Nein! Ich sage nicht, daß alle diese bösen Wirkungen sichere, und gewisse Folgen des Geizes sind; ich sage nicht, daß diese Folgen allzeit mit dem Geize verbunden sind: aber ich behaupte, daß doch sehr oft eine oder die andere dieser Folgen dem Geize nachfolget; ich behaupte, daß immer jene aus diesen Wirkungen, die die Gelegenheit veranlasset, und die einigen wenigstens einen beträchtlicheren Nutzen hoffen lassen, sich einfinden werden; ich behaupte, daß auf gleiche Art immer mehr und mehr solche böse Wirkungen entstehen, jemehr ähnlichere Gelegenheiten sich ergeben. Und sollte nicht schon die einzige Möglichkeit solcher böser Wirkungen hinlängliche Ursache sein alle Mittel zu ergreifen

fen dieses Laster aus dem Herzen zu verbannen, wenn es dasselbe schon in Besitz genommen hat, oder ihm dem Weg zum Herzen zu verlegen, wenn es sich hinein schleichen will?

Aber noch nicht genug! Höret noch andere schädliche Wirkungen des Geizes; höret die bösen Folgen, die daraus selbst in dem Hause des Geizigen, selbst in seinem Gemüthe entspringen. Ist der Geizige nicht grausam genug gegen seine Kinder und Anverwandte, gegen seine Gemahlinn und Dienstbothen, daß er seiner eigenen Familie, die von ihm nur allein Befriedigung ihrer Nothdurften erwartet, die nothwendige Nahrung, die anständige Kleidung schmälert; daß er das Leben derselben durch Versagung gewöhnlicher Ergötzlichkeiten nur bitter machet; daß er seinen Dienstbothen Arbeiten aufleget, unter deren fast unerträglicher Bürde sie beinahe unterliegen müssen; daß er Handwerkern und Lohnarbeitern ihren verdienten gesetzmässigen Lohn entziehet, oder doch verkürzet? Geschieht es dann aber selten, daß der Geizige sogar ein langsamer Selbstmörder wird, da er sich nicht nur die Bequem-

quemlichkeiten dieses ohnehin kummervollen Lebens, sondern auch nicht selten wahre Nothwendigkeiten entzieht? Und wer wird schildern, genugsam schildern können die Mühe, die sich der Geizige giebt um Geld und Reichthum sich zu verschaffen? Die Unruhe, die er hat, wenn er es besitzet; die Furcht vor Dieben, daß ihm nichts heimlicher Weise gestohlen werde; oder die Angst, die ihn quälet, wenn sein Reichthum in Häusern oder liegenden Gründen besteht, daß nicht ein unvorhergesehenes Unglükk ihn seiner schönsten Hoffnungen beraubet; den Schmerz, der ihn überfällt, wenn er das Mindeste von dem verliert, was er besitzet? Kurz der Geizige ist unglükklich, wenn er etwas erwirbt, wenn er etwas besitzet, wenn er etwas verlieret. Welcher Mensch kann vernünftig sein, und sich selbst so unglükklich machen wollen? Welcher Mensch kann also vernünftig sein, und sich selbst nicht mit aller Kraft dem Geize, diesem so gefährlichen und abscheulichen Laster widersetzen?

Zweiter Theil.

Wie hat sich dann aber der Mensch dem Geize zu widersetzen? Was hat er zu thun, um denselben aus seinem Herzen zu verbannen, oder ihm den Weg zum Herzen zu versperren? Zwekkmässige Betrachtungen sind hier ohne Zweifel das ergiebigste Mittel. Nur Schade, daß es so selten angewendet wird! Worüber soll dann aber der Mensch Betrachtungen anstellen? Was soll der Gegenstand derselben sein? Die Nichtigkeit und Zergänglichkeit der irdischen Güter: die Nothwendigkeit sie einmal zu verlassen; ihr Unvermögen uns glükklich zu machen. Was hat dann auch der, welcher grosse Schätze, vieles Geld, auch unermessene Reichthümer besitzet, der, daß ich mit den Worten der Schrift rede, ein Haus an das andere, einen Grund an den andern anheftet, das heißt der ein Haus an das andere anbauet, einen Grund an den andern erkauft; was hat dieser dann? Wahre Glükkseligkeit? O nein! Diese besi-

zet

zet er noch nicht? Was hat er also? Vielleicht Sicherheit, daß er niemals wird darben müssen? Aber auch diese hat er nicht. Hat er doch etwas, wovon er sich wenigstens für immer einen Trost versprechen kann? Nicht einmal das können ihm alle Reichthümer gewähren. Wie wenig Befriedigendes findet er also in Reichthümern! Er findet an ihnen höchstens einen äusseren Glanz, und mehr nicht. Was ist dann wahre Glükkseligkeit auf dieser Erde hier? Ich will bei diesem Worte nur das denken, was man im täglichen Leben dabei zu gedenken pfleget. Glükselig nennen wir überhaupt denjenigen, der zufrieden und vergnügt lebet; und welcher Reichthum kann uns dann Zufriedenheit und Vergnügen schenken? Kein Reichthum kann das: keiner kann uns hiernieden glükkselig machen. Soll ich das weitschichtiger ausführen? Nein, liebe Christen, ich habe das nicht vonnöthen: ihr selbst seid Zeugen von der Wahrheit dessen, was ich eben jezt gesagt habe. Wie oft werdet ihr schon von einem oder dem andern gesagt, oder wenigstens, wie oft werdet ihr es euch gedacht haben: Wahr ist es, der Mann ist

reich,

reich, überflüssig reich: aber er ist doch unglükklich, er ist bedaurungswürdig: denn er ist bei allem seinem Gelde nicht glükklich. O sein böses Weib vergält ihm seine Tage; seine ungerathenen Kinder machen ihm tausend bittere Stunden; seine Gesundheit ist zerrüttet; seine meiste Zeit bringt er im Krankenbette zu, und die Aerzte wenden vergebens ihre ganze Kunst an ihm die Gesundheit wiederum zu verschaffen: lautere Unglükksfälle, gegen welche alle Schätze der Welt nichts vermögen; und so werdet ihr noch mehr andere Arten des Unglükks wissen, die theils von natürlichen Ereignissen, theils von Leidenschaften anderer Menschen herkommen, zu deren Abwendung die Reichthümer keine Kraft haben. Was können nicht neidische Nachbarn, verstellte Freunde, erklärte Feinde, was können diese alle nicht für Unglükk stiften? Und bei wem trift man mehr von dieser dreien Klassen boshafter Menschen an, als bei Reichen? Je reicher der Mann ist, desto mehr wird er von diesen Widersachern seiner Glükkseligkeit umlagert. Wie wenig kann also dem Menschen sein Geld und Gut Zufrieden-

den-

denheit, Glükkseligkeit zusichern! Die wahre Glükkseligkeit verschaffet uns also auf dieser Erde der Reichthum nicht.

Aber er entfernt doch von uns das größte Elend; er stellet uns sicher, daß wir niemals darben, niemals in grosse Noth gerathen werden und in dieser Rükksicht machet er uns dennoch glükklich. Nein, meine Freunde, auch dieses erlanget ihr durch die Reichthümer nicht; und wie könntet ihr dieses nur erwarten, da selbst der größte Reichthum der Veränderung unterworfen, und vergänglich ist? Was ist dann leichter, als daß nächtliche Räuber alles das, was ein anderer viele Jahre hindurch gesammelt hat, in einer einzigen Stunde hinwegrauben? Was ist leichter, als daß ein oder der andere ausgebrochene Bankerot den Reichsten, noch ehe es nur vermuthen kann, in die Klasse der Aermsten herabsetzet? Haben wir nicht auf diese Art schon hundertmal gesehen, die angesehensten Familien, deren Vermögen für unbeschreiblich ausgerufen war, bis in den Bettelstab herabgestürzet? Wie leicht kann eine ausgebrochene Feuersbrunst das schönste Haus ein-

einäschern; ein unvermuthetes Erdbeben den prächtigsten Pallast einstürzen! Wie leicht vernichtet an schwülen Sommertagen ein schweres Ungewitter, ein heftiger Sturm, ein schwerer Hagelguß die hoffnungsvollesten Saaten! Wie leicht verwandelt ein Wolkenbruch, oder sonst ein gewaltiger Regenguß die fruchtbarsten Felder und Weingärten in die steinigsten und unbrauchbarsten Oeden! Wie leicht ereignen sich hundert andere Begebenheiten, die dem größten Reichthume nur gar zu bald ein End machen! Und wenn der Christ das alles nur allein betrachten will; wenn er erwegen will, wie oft sich dergleichen Zufälle in allen Zeiten zugetragen haben; wie ist es möglich, daß er noch eine grössere Liebe zum Gelde, einen stärkern Hang zum Reichthume beibehalten, daß er länger noch geizig sein könne?

Noch mehr aber wird der Christ diese so schädliche Leidenschaft von sich entfernen, wenn er bei ruhigen Stunden, bei Stunden, wo sie eben nicht erreget ist, sich selbst überwindet, und von seinem Vermögen mildthätige Gaben denen zufliessen läßt, die in Nöthen und Armuth sind. Anfänglich wird es

ihm freilich wohl hart ankommen, und viele Uiberwindung kosten; aber nach und nach werden die Schwierigkeiten sich verringern, bis sie endlich ganzlich aufhören; diese äussern Handlungen werden den innerlichen entgegengesetzten Hang gänzlich ausrotten, wenigstens nach einiger Zeit, und endlich das Gemüth dahin stimmen, daß er die Reichthümer, das Geld, das zeitliche Vermögen mit einer gewissen Art von Gleichgiltigkeit ansieht, und auch, wenn es zu Erreichung höherer Zwekke, zur Erfüllung erhabnerer Pflichten nothwendig wird, mit Verachtung zurükke weiset. Schnell wird wohl eine solche Aenderung nicht für sich gehen; es wird eine geraume Zeit erfordert werden, bis sie zu Stande kömmt: allein unmöglich ist sie nicht; unübersteigliche Hindernisse findet sie nicht; nur der Anfang ist schwer. Jedoch das findet sich bei jeder Leidenschaft, die sich des Herzens bemeistert hat; und dennoch ist kein besseres Mittel, die Leidenschaft aus dem Herzen wiederum zu verbannen, als sich an die äusserliche entgegengesetzte Handlung zu gewöhnen. Vom Anfange geschieht sie mit vieler Mühe: man verzweifelt nicht selten an

ei-

nem glükklichen Erfolge, aber mit jeder einzelnen Handlung nimmt die Schwierigkeit ab; nach einiger Zeit thut mau das, was anfänglich nur mit grosser Mühe geschah, schon aus Gewohnheit, und endlich gar aus Neigung; und hier tritt alsdann der Fall ein, daß diese neue Neigung die vorhin bestandene böse bestreitet, unterdrükket, ausrottet. Freilich wohl muß hier auch die göttliche Gnade den Menschen unterstützen; denn nur in Gott können wir alles, wenn Er uns mit seiner Gnade stärket. Aber Gott wird uns seine Gnade nicht versagen, wenn wir Ihn darum eifrigst bitten. Diese also wird auch dem, der bisher geizig war, helfen seine Leidenschaft bekämpfen, den Geiz aus seinem Herzen verbannen, und ihn zur christlichen Gleichgiltigkeit gegen alle irdischen Güter bringen.

Beschluß.

Diese sind also die zwei vorzüglichsten Mittel das äusserst schädliche Laster des Geizes weit von sich zu entfernen; dasselbe aus seinem Herzen zu verbannen, wenn es sich desselben schon bemeistert hat; oder es abzuwehren, wenn es sich desselben erst noch bemeistern will. Versäumet diese zwei Mittel nicht; sie sind euch sehr nothwendig, und um so viel nothwendiger: weil sich der Geiz gar zu leicht in das Herz einschleichet. Gebet euch, liebste Christen, alle Mühe euch von diesem Laster frei zu erhalten: euer Seelenheil fordert das von euch; es ist dieses eines derjenigen Laster, von denen Paulus saget, daß die, welche sie an sich haben, des Himmelreiches nicht werden theilhaftig werden. **Weder die Geizigen, noch die, welche andern das Ihrige rauben, werden das Reich Gottes besitzen.** Gebet euch, ermahne ich euch noch einmal, alle Mühe euch von diesem Laster frei zu erhalten. Eine regelmässige Selbstliebe muß euch dazu auffordern; um eure eigene Ruhe und zugleich

einen guten Namen stäts beizubehalten: denn der Geizige ist meistentheils der Gegenstand eines allgemeinen Gespöttes, einer allgemeinen Verachtung, als ein Unkluger, der an den Gütern, die er wirklich besitzet, eben so wenig Antheil hat als an denen, die er nicht besitzet; als ein unnützes Glied des Vaterlandes, das nicht so viele andere Glieder an seinem Vermögen Theil nehmen läßt, als wirklich daran Theil nehmen könnten; als ein unbilliger Hausvater, der lieber einige Stükke Geldes müssig in seinem Kasten will liegen lassen, als vermittelst selber seine Kinder durch eine gute Erziehung zu würdigen Menschen, seine Hausleute durch menschenfreundliches Betragen zu glükklichen Geschöpfen umzubilden. Verbannet den Geiz, wendet die zeitlichen Güter, die euch Gott verliehen hat, nach seinem Willen an, zu jenen Zwekken, zu denen Gott sie euch gegeben hat, so werdet ihr sie zugleich auch zu euren Seelenheile anwenden. Amen.

An=

Anmerkung.

Vieles aus dieser Rede kann angewendet werden auf den Spielsüchtigen; auf den, der Kleiderpracht liebet; auf den Ehrgeizigen, und auf mehrere von andern Leidenschaften dahingerissene Menschen, wie es der aufmerksame Leser leicht von sich selbst einsieht.

Am

Am fünfzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Umschreibung des Evangeliums.

Lukas 7. Hauptstükk 11 — 16 V.

Im heutigen Evangelium geht Jesus vom Kapharnaum nach Nain, einen kleinen Städtchen in Galiläen am Fusse des Berges Tabor; und wurde auch hier so, wie auf seinen meisten Wanderungen von seinen Jüngern und von einer grossen Menge Volkes begleitet. — Eben als Er an das Thor von Nain kam, trug man einen Todten aus der Stadt heraus, der der einzige Sohn einer Wittwe war, die weinend die Leiche ihres Sohnes begleitete. Daß die Mutter heftig mag geweinet haben, ist wohl ganz natürlich: indem nebst dem, daß ein jeder über den Todfall seiner Anverwandten, und Bekannten betrübt ist, sie alles Trostes beraubt zu sein schien, wenigstens um vieles mehr

Ursache gehabt hatte betrübt zu sein: weil sie eine Wittwe war, und sonst keinen andern Sohn hatte, der sie in den Schwachheiten ihres Alters unterstützet hätte, als den, der eben jetzt zum Grabe getragen wurde. Unterdessen läßt sich hier anmerken, daß die Begräbnißorte der Juden ausserhalb der Städte waren. Die Leiche war auch von einer grossen Menge Volkes aus der Stadt begleitet, daß also die Zahl der Augenzeugen jenes Wunders, das uns hier der Evangelist erzählet, nichts weniger als klein war, indem es sowohl jene Einwohner von Nain sahen, die dem Leichenzuge beiwohnten, als auch jene, die aus der Gegend von Kapharnaum Christo nachgefolget waren. — Sobald Christus diese wegen des Todes ihres Sohnes bekümmerte Wittwe sah, hatte Er Mitleiden mit ihr; tröstete sie, und ermahnte sie nicht zu weinen: nicht als wenn Er ihr aus dem Weinen einen tadelswerthen Fehler gemacht hätte; sondern weil Er ihr die Ursache ihres Betrübnisses durch die Lebendigmachung ihres Sohnes benehmen wollte. — Hernach trat Er näher an den Sarg,

und rührte denselben an: Hierdurch gab Er also ein Zeichen, daß die Männer, die den Todten Jüngling trugen, still stehen sollten: sie gehorchten Ihm auch, und standen still. Hernach redete Er den todten Jüngling an, und sagte zu ihm: Jüngling, ich befehle dir, daß du von deinem Todtenbette aufstehen sollest. — Dieses war das wirksame, das lebendigmachende Wort seiner Göttlichkeit, und seiner Macht: denn der Jüngling bekam dadurch abermal sein Leben, richtete sich auf dem Todenbette auf, und redete auch deutlich, wodurch es bestättiget wurde, daß er wirklich zum Leben seie erwekket worden. Hier erwies also Jesus zu gleicher Zeit zweien Personen eine bis dahin fast unerhörte Wohlthat. Ich nenne diese Wohlthat nicht ganz unerhört: weil wir schon im alten Gesetze lesen, daß einige aus den Propheten todte Kinder zum Leben erwekket haben. Aber dieser Jüngling war der erste Todte, den Christus zum Leben auferwekket hatte: späterhin hat Er die Tochter des Jairus, und dann den schon vier Tage im Grabe gelegenen Lazarus zum Leben widerum erwekket. Diese Wohlthat war demnach zweifach: er-

stens

stens war sie erwiesen dem verstorbenen Jünglinge, für den es ohne Zweifel besser war sein Leben zu verlängern, als in der Anzahl der Todten zu verbleiben; zweitens geschah zugleich der Mutter eine grosse Wohlthat, die ihren Sohn wiederum lebendig von Christo bekam: denn Christus befahl dem Jünglinge nicht, daß er Ihm nachfolgen sollte; sondern übergab ihn ihr wiederum, vermuthlich: weil er ihr höchst nothwendig war. Bemerkenswürdig ist es, daß Christus seine Wohlthat bezeigte, noch ehe Er darum gebethen wurde. Auf diese Art war also diese That erstens ein nicht mehr zu bezweifelnder Beweis seiner Gottheit; zweitens ein herrliches Muster einer vollkommenen Nächstenliebe: welche nicht wartet, bis sie durch vieles Flehen und Bitten aufgefordert wird zu helfen, sondern sich schon durch die alleinige Kenntniß der Noth zur thätigen Hilfe bewegen läßt. — Hierdurch wurde die ganze Menge des dabei gegenwärtigen Volkes mit heiligem Schauer erfüllt: weil alle erkannten, daß eine so grosse Macht nur allein von Gott herkommen könne, und hieraus schlossen, daß der, der sie ausübte kein anderer sein

könn-

könnte, als jener grosse Prophet, der von den vorhergehenden Propheten war vorher verkündiget worden. Darum lobten und priesen sie Gott: weil Er das schon Jahrtausende seufzende Volk erhöret, mit seiner Gnade dasselbe heimgesuchet, ihm sein gnädiges Angesicht zugewendet, und den Messias, den Versprochenen Weltheiland gesendet hatte. — Dieses grosse Wunder wurde alsbald im ganzen jüdischen Lande, und in allen angränzenden Ländern bekannt, was wohl kein Wunder war, da eine so unendliche Menge von Augenzeugen bei selbem zugegen war. Und eben das bestättiget die Wahrheit der Sache: denn wie hätte Lukas es wagen dürfen sie zu erzählen, wenn die mindeste Falschheit dabei vorgekommen wäre? Wie bald würde man die ganze Erzählung unterdrükket, wie bald dawider sich aufgemacht haben?

Gegenstände

für den Volksunterricht.

Uiber den 11ten Vers.

Jeder Christ soll den Umgang des Frommen, des Gerechten suchen; sich aber zugleich an dem Betragen desselben erbauen, das heißt, sein Leben nach dem Tugendwandel und guten Ermahnungen desselben einrichten; so wie die Jünger stäts mit ihrem göttlichen Meister umzugehen pflegten, und auch das Volk gern bei Ihm war, gern seine Lehre anhörte.

Uiber den 12ten Vers.

Der Mensch ist oft sein eigener Mörder 1 durch unmässiges Essen und Trinken, 2. durch zu oftmalige Stillung fleischlicher Wollust; 3 durch übertriebene Ausbrüche heftiger Leidenschaften, als des Zorns und anderer; zu denen man auch den Müssiggang rechnen kann. — Von der Gewißheit

des

des Todes, und von vor Ungewißheit der Stunde desselben.

Uiber den 13 Vers.

Von der Pflicht des Christen betrübte zu trösten.

Uiber den 14ten Vers.

Von der Wahrheit unserer künftigen Auferstehung, und von dem Troste, den wir aus dieser Wahrheit schöpfen müssen.

Uiber den 15ten Vers.

Ein Christ hat mancherlei Pflichten gegen die betrübten Wittwen: denn man muß sie 1. in ihrem Betrübnisse trösten; 2. in ihren Geschäften, in die sie durch den Tod ihrer Männer sind verwikkelt worden, ihnen beistehen 3. sie in ihrer Noth unterstützen.

Uiber den 16ten Vers.

Von der Nothwendigkeit Gott öffentlich zu loben. — Von der Dankbarkeit gegen Gott.

Skelet.

Uiber den 12ten Vers:

Täglich trägt man Todte zum Grabe, und man sollte denken, daß wir mit dem Tode schon so bekannt wären, daß sich Niemand mehr vor ihm fürchte; besonders, da wir überzeugt sind, daß wir alle sterben müssen, und gleichsam zum Tode gebohren werden. Unterdessen ist doch fast Niemand, der sich vor dem Tode nicht fürchtete. Lasset uns also sehen, in wie ferne man sich vor demselben zu fürchten habe; aber auch, wozu uns diese Furcht antreiben solle. Jenes im ersten; dieses im zweiten Theile der gegenwärtigen Rede. — Was ist unser Leben anderes, als eine Wanderschaft in unser wahres bleibendes Vaterland, und der Tod ist gleichsam die Pforte, durch die wir in dieses unser Vaterland eingehen müssen, und durch die wir nur allein hinein kommen können; der Tod ist der eigentliche Uibergang zu unserer Bestimmung, zu unserem allerbesten Vater, zu Gott, zu der Urquelle aller unserer Glükkselig-

seligkeit: sollten wir uns nicht vielmehr erfreuen, wenn wir gedenken, daß dieser selige Zeitpunkt bald herzunahen wird, sollte unsere Freude nicht desto grösser und reiner sein, je näher er herzukömmt? Warum fürchten wir uns also vor dem Tode? Diejenigen, die glaubten, daß nach dem Tode für sie kein Leben mehr übrig sei, könnten sich freilich vor denselben fürchten: aber wir sind durch die Religion und sogar durch die Grundsätze der reinen Vernunft überzeugt, daß dieses Leben hier nur unvollkommen sei, und daß uns nach diesem ein weit vollkommeneres bevor stehe: warum sollten wir uns also fürchten? Die Ungewißheit dessen was uns nach dem Tode bevorsteht, ist das, was uns fürchten machet, sagen die meisten. Die Ungewiß also dessen? Ja meine Christen, wir sind nicht versichert, was uns nach dem Tode bevorsteht, ich gestehe es euch ein: aber haben wir daher schon Ursache uns zu fürchten? Wissen wir nicht, was uns bevorsteht, so wissen wir doch, daß das, was uns bevorsteht, etwas Gutes sei; daß das Leben, was uns bevorsteht, weit besser und vollkommener seie, als das, welches wir auf dieser Erde besitzen:

wir

wir haben also nichts zu befürchten. Allein, ist es dann gewiß, daß allen ein so gutes, so vollkommenes Leben bevorstehe? Der Gerechte mag sich ein solches versprechen, aber der Sünder nicht: so werden viele sagen; und wer aus uns ist nicht Sünder? werden sie hinzu setzen. Also nicht die Ungewißheit dessen, was euch nach dem Tode bevorsteht, sondern vielmehr die Gewißheit, daß man sich durch sein Leben eine schlechte Hoffnung eines künftig guten Looses zubereitet hat! Das Bewußtsein gesündiget zu haben macht uns also vor dem Tode zittern, und das ist billig: denn erstaunen muß man, wenn man den Unterschied betrachtet, der zwischen dem Tode des Sünders und des Frommen ist. Sieht der Fromme das End seines Lebens herzunahen, so bleibt er ruhig; danket Gott, daß seine Wanderschaft glükklich abgelaufen ist, und er nun von diesem Leibe des Todes soll befreiet werden; er ist sich bewußt, daß er seinen Streit gut gestritten, seinen Lauf gehörig vollendet, seinen Glauben getreu bewahret hat, und verspricht sich mit Zuversicht die Krone der Gerechtigkeit. Leidet er Schmerzen, so leidet er sie

ohne

ohne Ungeduld, er freuet sich vielmehr, daß er seinem Erlöser wenigstens in einem Stükke ähnlich werden kann. Linderungen suchet er zwar für seinen Leib: seine vorzüglichste Sorgfalt ist aber doch auf seine Seele gerichtet. Den Körper leget er ab als eine Last, die die Seele niederdrükket, und im Dienste des Allerhöchsten nur hindert; ruhig fährt sein Geist zu seinem Schöpfer, von dem er ausgegangen ist. So sanft stirbt der Gerechte! Was ist dann Fürchterliches an diesem Tode? Aber kann dann der Tod des Sünders auch so sanft sein; kann er auch so wenig Fürchterliches an sich haben? Schrekklich ist der Anblikk eines Bösewichtes, den mitten im Laufe seiner Bosheit die unglükkliche Stunde übereillet, in der er Rechenschaft über die ihm anvertrauten Güter ablegen soll: aber wehe ihm! Sie sind übel angewandt; sie sind vergraben. Welt, Ehre, Reichthum soll er verlassen, die er für sein höchstes Gut gehalten hat: ein Leben soll er beschliessen, das er bis jezt noch nicht zu gebrauchen gewußt hat. Denket er an das Vergangene: welche unbeschreibliche Menge wird sich seinem halbverloschenen Auge darstellen von Sünden, die

er verübet; von Leidenschaften, denen er ein Genügen geleistet; von Gnaden, die er verachtet; von Seelen, die er verführet, und mit sich auf dem Lasterwege fortgeschleppet hat! O welche Ursache einer Reue! Sieht er auf das, was gegenwärtig ist; welche Qual umgiebt ihn von allen Seiten! Schmerzen und Aengsten drükken ihn gänzlich darnieder! er hat eines Trostes vonnöthen! Aber was kann ihn trösten? Die zeitlichen Güter? Diese kann er nicht mehr geniessen. Sein vergangenes Leben? Er fluchet demselben in seiner Verzweiflung. Seine bösen Gesellen? Diese vermeiden ihn, fliehen von ihm. Das Andenken an Gott? O er hat dessen Güte im Leben verachtet, und fürchtet nur seine Strenge im Tode. Nun blikkt er endlich auf das, was kommen soll. Er soll von der Welt scheiden, und wohin? In das Land des Todesschatten, wo ewiger Schrekken herrschet und keine Ordnung; wo ewige Finsterniß, Heulen und Knirschen mit Zähnen sein wird in den Ort, in dem das brennende Feuer nie erlöschen, und der nagende Gewissenswurm nie ersterben wird. Kann bei einem

sol-

solchen Zustande des Menschen sich seiner Seele eine andere Leidenschaft bemeistern, als äusserster Unwillen, Wuth und Verzweiflung? Wahrhaftig wer so einen Tod zu erwarten hat, der kann, der muß sich vor ihm fürchten. — Aber du Sünder, du kannst dir diese Furcht sehr heilsam machen, wenn du nicht müssig dabei bleiben willst; wenn du dich von ihr zu dem Gedanken führen lässest: Wie aber kann ich dann machen, daß mir eine so unselige Todesstunde nicht bevorstehe? Wie kann ich vorbeugen? Das beste, das einzige Mittel ist eine immerwährende Vorbereitung zum Tode. Und diese Vorbereitung besteht vorzüglich in zweien Stükken, nämlich in der öftern Erinnerung an den Tod, und in der ununterbrochenen Wachsamkeit. Die Erinnerung an den Tod wird machen, daß der Mensch, wenn er in dem Stande ist, in dem er den Tod fürchten müßte, sich mit allen Kräften bestrebe, aus diesem Stande zu kommen; und die ununterbrochene Wachsamkeit wird machen, daß er niemals in diesen Zustand verfalle. Zur Erinnerung des Todes gehöret, daß man sich vorstelle, wie

man gewiß sterben müsse, wie man leicht alle Tage unvermuthet sterben könne; wie von dem Augenblikke des Todes die ganze künftige selige oder unselige Ewigkeit abhängt. Die christliche Wachsamkeit aber ist die Gewohnheit alles, was man thut, oder unternimmt, vorher mit dem göttlichen Gesetze zusammen zu halten, um zu sehen, ob es von demselben befohlen, oder erlaubt, oder aber verbothen sei; wobei von sich selbst einleuchtend ist, daß diese Gewohnheit nur dann eine christliche Tugend kann genannt werden, wann sie mit der Bereitwilligkeit verbunden ist, sich nach dem Gesetze zu richteu, nur das zu thun, was rechtmässig ist, und das, was verbothen ist, zu unterlassen. Zu dieser Wachsamkeit ermahnet uns der Apostel Petrus: Seiet nüchtern, und wachet über euch; denn euer Widersacher, der Verderber, geht herum, wie ein brüllender Löw, und suchet, wen er verschlingen könne. — Lasset demnach die eitle Furcht vor dem Tode fahren, liebe Christen! Seid ihr mit Gott vereiniget, seid ihr der Tugend getreu, so erfreuet euch vielmehr; daß eine

Stun-

Stunde von Gott bestimmt ist, in der ihr aus diesem Elende, in dem ihr jetzt schmachtet, in jene unbeschreibliche Glückseligket eingehen werdet, die für die Frommen bereitet ist: habt ihr aber die Tugend verlassen; hat das Laster seine Wohnung in eurem Herzen aufgeschlagen, so verändert vielmehr eure Furcht in eine christliche Vorbereitung zu diesem für euch so wichtigen Zeitpunkte, und es wird euch auch ein erfreulicher Tod erwarten.

Anmerkung.

Dieser Skelet ist weitschichtig genug, und wird leicht in eine förmliche Predigt können umgestaltet werden: er ist aber auch so reichhaltig, daß er leicht Stof für zwei Reden verschaffen kann. Und dann würden sie auf nachstehende Art stehen. Die Arten des Todes sind bei verschiedenen Gattungen der Menschen auch verschieden: der Tod der Frommen ist glükkselig und sanft, 1. Theil; der Tod der Boshaften ist schrekklich, 2. Theil. — Der Christ muß sich zum Tode zubereiten; das heißt, 1. er muß sich öfters des Todes erinnern; 2. er muß stäts wachsam sein. — Auch die christliche Wachsamkeit kann hinlänglichen Stof zu einer ganzen Rede geben.

Volksunterricht.

Uiber den 13ten Vers.

Eingang.

Was ist wohl gemeiner unter den Menschen, als daß Anverwandte von der Seite anderer Anverwandten, Kinder von der Seite ihrer Eltern, oder Eltern von der Seite ihrer Kinder wegsterben; daß ein Gatte seinem andern liebenden Gatten, ein Freund dem andern, ein Gönner seinem Günstlinge durch den Tod entrissen wird? Und was ist dann natürlicher, als daß die Hinterbliebenen in Traurigkeit und Betrübniß versenket werden; daß sie häufige Thränen vergiessen? Thränen, die nur von einer aufrichtigen Liebe gegen die verstorbenen Anverwandten oder von der Vorstellung nun von den Geliebten verlassen zu seyn, herrühren: Wer wird sich getrauen diese Thränen zu tadeln? Wer wird verlangen, daß Menschen so gefühllos sein, und bei dem Verluste geliebter Eltern, Kinder,

der, Gatten, Anverwandten, Freunde und Gönner hartherzig bleiben sollten? Wer wird verlangen, daß sie diesen Verlust nicht empfinden sollten? O Was für ein Unglükk würde dieses für die Menschheit sein, wenn so wenig feine Empfindung zu finden wäre! Wie bald würde die ganze Menschenliebe verschwunden sein! Weinet also immer ihr Christen am Grabe, bei dem Leichenbegängnisse eurer Anverwandten: eure menschliche Natur presset dieses Weinen aus; Christus hat es euch auch nicht verbothen! Wie? wird mancher von euch denken, Wie? Christus hat es nicht verbothen? Sprach Er nicht im heutigen Evangelium in den angeführten Worten zur Wittwe von Nain: Weine nicht? Ja liebe Christen, das sagte freilich Christus; aber Er tadelte dadurch das Weinen der Wittwe nicht; sondern er tröstete sie; Er sagte nicht, sie sollte nicht weinen, weil es unrecht seie: sondern, sie sollte nicht weinen, weil Er ihren verstorbenen Sohn wiederum zum Leben erwekken, ihr wiederum lebendig zurükke geben werde.

Ihr aber, ihr Christen heutiger Zeiten, könnet zwar eine so ausserordentliche Wohlthat von Gott nicht erwarten: dessen ungeachtet habt ihr dennoch Ursache genug euren Thränen Maß und Ziel zu setzen. Ihr dürfet zwar weinen; aber ihr müsset euch auch befleissen demselben Einhalt zu thun: denn ihr habt noch Ursache genug euch zu trösten. Ich bin gesinnet euch heut einen zweifachen Trost vor Augen zu stellen, so wie die Ursache zweifach ist, die euch Thränen entlokket. Ihr weinet: weil die gestorben sind, die ihr liebtet; ihr weinet: weil ihr die verlohren habt, die euch liebten. Ich zeige euch also, daß ihr Ursache habt euch zu trösten, in Ansehung ihrer, und in Ansehung eurer selbst: jenes zeige ich euch im ersten Theile; dieses im zweiten. Beide Trostgründe werden euch nicht nur viele widrige Folgen, die sonst aus der Traurigkeit entspringen, benehmen; sondern auch eurem Seelenheile sehr zuträglich sein; sie sind also eurer ganzen Aufmerksamkeit würdig. Vernehmet sie.

Erster Theil.

Der erste Grund des Trostes, den wir in Ansehung jener unserer lieben Anverwandten selbsten, die wir durch den Tod verlohren haben, schöpfen können, ist die Auferstehung von den Todten. Sie sind uns zwar durch den Tod entrissen worden: aber sie haben nicht aufgehöret zu sein. Sie haben zwar ihre Leiber abgeleget: aber ihre Seelen leben noch bei Gott; und es wird ein Tag kommen, der Tag der allgemeinen Auferstehung, an dem sie selbst in ihren Leibern erscheinen werden; in herrlichen verklärten Leibern: denn so, wie Christus auferstanden ist, werden auch wir auferstehen. Diesen Trost giebt uns Paulus der Apostel an mehreren Orten; vorzüglich aber in seinem Sendschreiben an die Thessaloniker. In Ansehung derer, die verstorben sind, saget er, will ich euch ermahnen, daß ihr nicht so sehr betrübt sein sollet, wie die übrigen, die keine Hoffnung haben; die nicht hoffen wiederum erwekket zu werden; die glauben, nach ihrem Tode seien sie ganz aufge-

gelöset, und sie werden einander nicht mehr sehen. Ein solcher Gedanken könnte uns freilich zu Boden schlagen, in Verzweiflung stürzen: allein wir Christen sind besser belehret; wir erkennen die Wahrheit besser; wir wissen daß sie nicht auf immer, daß sie nur auf eine kurze Zeit unsern Augen sind entrissen worden; daß wir sie wiederum sehen; daß wir in ihrer Gesellschaft Gott wiederum loben werden. Dieser Gedanken muß uns trösten; diese Hoffnung muß uns wiederum aufrichten; sind gleich unsere Thränen auf einige Zeit geflossen, so müssen sie sich doch stillen. Sind unsere Thränen geflossen, weil wir unsere Angehörigen aus unsern Augen verlohren haben; so müssen sie sich stillen, weil wir sie wiederum sehen werden.

Der zweite Trostgrund muß sein ihr gegenwärtiger Zustand. Sie sind gestorben: was heißt das? Sie sind aus einem elenden, müheseligen, kummervollen Leben hinausgegangen, um ein weit herrlicheres anzutreten, in welchem sie nur Seligkeiten einärnten, die für den gegenwärtigen Zustand unserer Seele, für unser gegenwärtiges Fassungsvermögen

gen

gen noch nicht begreiflich sind. Sie sind aus einem Leben hinausgegangen, in dem sie mit vielen Schmerzen umgeben, von vielen Widerwärtigkeiten geängstiget, von vielen Feinden gequälet, sich oft über böse Tage zu beklagen Ursache hatten; dieses Leben haben sie verlassen; und haben ein anderes angetreten, in dem sie weder von Hitze noch von Kälte geplaget werden; in dem sie keinen Schmerzen kennen, keine Widerwärtigkeit erfahren, von keinem Feinde gekränket werden. Sie haben ein Leben verlassen, das ihnen stäts zur Last war, über das sie stäts geseufzet haben; und haben ein anderes angetreten, das allzeit der Gegenstand ihrer Wünsche gewesen war. Haben wir wohl Ursache sie lange zu beweinen? Sollen wir sie als Unglükliche ansehen, für die wir Thränen vergiessen sollen? Würden wir wohl im Ernste verlangen, daß sie ihre Seligkeit verlassen, und zu unserem Elende zurükkehren sollten, wenn es auch möglich wäre? Würde dieses ein Zeichen wahrer Liebe zu ihnen sein? Da wir das nun nicht verlangen können, wozu sollte also unsere ungemässigte Traurigkeit sein?

Wa-

Warum sollten wir unserem Betrübnisse, unserem Schmerzen keine Gränze setzen? Warum sollten wir unsere Thränen nicht stillen? Oder wollen wir etwan zweifeln, ob ihnen diese Glükkseligkeit zu Theile geworden seie? Können wir dann aber auch zweifeln? Lehret uns denn nicht das Christenthum, daß unser Geist, wenn er sich von dem Leibe trennt, zu seinem Gott auffährt, von dem er hergekommen ist? Bestättigt diese Wahrheit nicht sogar die natürliche Vernunft, wenn wir ihr genauer nachdenken? Allein wir wollen heut die Gründe der natürlichen Vernunft für diese Wahrheit nicht auseinander setzen; wir wollen sie christlichen Philosophen überlassen, und uns nur bei den Aussprüchen der Offenbarung halten, die es uns mit den deutlichsten Worten saget, daß der menschliche Geist wiederum zu Gott zurükke kehret, und dort unnennbare Seligkeiten geniesset. Wie sehr müssen wir, wenn wir dieses bedenken, uns aufrichten! Um wie viel stärker aber muß dieser Trost sein, wenn man überzeugt ist; daß unsere Verstorbenen ein frommes, ein nach dem Christenthume eingerichtetes Leben geführet

ret haben; daß sie dem Laster stäts abgeneigt, der Tugend stäts ergeben waren; daß sie, wenigstens so viel man menschlicher Weise wissen kann, unter die Zahl derjenigen gehören, welchen die Krone der Gerechtigkeit vorbehalten ist: weil sie Gott aufrichtig geliebet haben.

Aber vielleicht wird manchem meiner Zuhörer ein banger Gedanken in seinem Geiste aufsteigen, wenn er auf das Leben derer hinsieht, die vor ihm hingegangen sind, und hier seine Liebe genossen haben! Wie schnell muß alle Hoffnung, aller Trost verschwinden, wenn er Zeug ihres boshaften, unchristlichen, oder wohl gar gottlosen Lebens gewesen ist! Wie sehr müssen sich seine Thränen häufen, und vermehren, wenn er weiß wie seine verstorbenen Freunde, Gönner, Anverwandten Ungerechtigkeiten, Betrügereien, Wucher und mehr andere Beschädigungen ihres Nebenmenschen sich erlaubet haben; wie sie der Hochfahrt, dem Trunke, der Spielsucht, der Wollust, und noch andern Lastern ergeben waren! Aber auch selbst für diesen Fall, liebste Christen, habt ihr noch

nicht

nicht Ursache eurer Traurigkeit gar zu sehr nachzuhängen, noch könnet ihr euch trösten. Beklemmte Seelen, die ihr so denket, habt ihr dann keinen Begriff mehr von einer unendlichen Barmherzigkeit Gottes? Habt ihr keinen Begriff mehr von jenem unbeschreiblich grossen Werthe der Genugthuung Jesu Christi? Habt ihr keinen Begriff mehr von der allmächtigen Kraft der göttlichen Gnade auch noch am Abdrukke des irdischen Lebens? Habt ihr keinen Begriff mehr von der Möglichkeit einer ächten augenblikklichen Bekehrung? O ich fasse eine bessere Hoffnung von einem so gütigen Gott, der uns von Sich selbst versichert, daß Er den Tod des Sünders nicht verlange, sondern nur das wolle, daß der Sünder sich bekehre, und ewig lebe. Wahr ist es, der gewöhnliche Gang der Bekehrung ist, daß der Mensch nur stufenweise vom Laster zur Tugend aufsteige; daß eine geraume Zeit dazu erfordert werde, daß selbst der Uibergang von der Liebe gegen das Laster zur wahren Reue nur nach und nach geschehe. Aber wahr ist es auch, daß wir nicht allzeit den, der uns ein Sün-

der zu sein scheint, auch für unbekehrt halten, und daher verdammen können. Wir müssen dieses Urtheil Gott überlassen, der in das Herz sieht; und der den darin noch im Stillen liegenden Keim zur Bekehrung nicht verschmähet. Warum sollen wir dann nicht hoffen, daß auch unsern Anverwandten, unsern Eltern Gott noch am Ende gnädig gewesen seie? Gott schließt Niemanden von seiner Vaterhuld aus; warum sollte Er gerade diese ausgeschlossen haben? Und wie? Haben sie dann nicht auch zuweilen etwas Gutes gethan? Und wird der unendlich gütige Gott, der auch den Tropfen Wasser, den man dem Durstigen um seinet Willen reichet, sicher belohnet, ihnen ihre guten Handlungen nicht belohnen? Leget sodann ab eure Bangigkeit, eure Furcht; tröstet euch wegen des Todes eurer Freunde und Anverwandten, eurer Gönner und Wohlthäter; vertrauet, daß sie an Gott zwar einen gerechten Richter; aber dennoch auch einen barmherzigen Vater werden gefunden haben, der auch ihnen ihre Verdienste, ihre guten Werke gewiß wird belohnet haben. Dieser

Trost

Trost soll niemals aus eurem Gemüthe sich verlieren; durch diesen Trost sollet ihr eurem Betrübnisse Schranken setzen, die ihr habt wegen des Todfalles eurer Angehörigen in Ansehung derselben.

Zweiter Theil.

Aber die meisten betrüben sich bei dem Hinscheiden derer, die sie näher angehen, auch in Rükksicht auf sich selbsten. Die Gattinn beweinet den Tod ihres treuen Gatten, der bisher für ihren Unterhalt, für ihre Kleidung, für alle ihre Nothwendigkeiten gesorget hat: denn sie hat nun Niemanden, der sich ihrer annimmt; der sie mit Rath und That unterstützte; der ihr in allen verdrüßlichen Vorfallenheiten zu Hilfe eilte; die Last, von der sie niedergedrükket würde, erleichterte; alle ihre Widerwärtigkeiten, so wie ihre glükkliche Ereignisse, mit ihr theilte. Verlassene, unerzogene Waisen vergiessen die bittersten Thränen wegen des Todes ihres liebsten Vaters: denn seit dem dieser die Welt

verlassen hat, haben sie Niemanden, der ihnen Speise, und Kleidung, verschaffte; Niemanden, der für ihr ferneres Unterkommen sorgte; Niemanden, der ihnen den gehörigen Unterricht ertheilte, ihre Sitten gehörig bildete, damit sie einstens rechtschaffene Menschen, gute Bürger, fromme Christen würden; Niemanden der sie vor Gefahren schützte, wider Verführer sicherte. Eltern beweinen den Tod ihrer Kinder, auf die sie ihre ganze Hoffnung gebauet hatten. Sie beweinen denselben: weil sie nun Niemanden mehr haben, von dem sie in ihrem hohen Alter unterstützet zu werden hoffen könnten; Niemanden, der ihnen die Last des Alters wird ertragen helfen wollen. Andere klagen über den Todfall ihrer Gönner, die alles, was möglich war, zu ihrem Unterhalte, zu ihrer Beförderung beitrugen, die alle Unterdrükkungen von ihnen abwandten: denn nun werden ihre Verdienste verborgen bleiben; man wird sich ihrer nicht mehr erinnern; man wird sie unterdrükken, nicht mehr weiter fortrükken lassen. So pfleget man zu denken bei dem Tode geliebter Angehörigen; und wer die Macht auch der regelmässigsten Selbstliebe

kennt,

kennt, wird ein solches Betragen, dieses Denken, dieses Klagen nicht tadeln.

Ja ihr könnet klagen bei dem ersten Anfalle eures Schmerzens; es ist natürlich, daß euch eure Selbstliebe das zeitliche Uibel, das euch betrift, im hellen Lichte zeiget; es ist natürlich, daß ihr bei dieser Vorstellung euer Unglükk fühlet; daß ihr bei dem Gefühle desselben traurig und betrübt werdet: aber es ist auch billig, daß ihr dem von der Einbildung erregten Gefühle euch nicht gänzlich überlasset, sondern auch der Vernunft, der durch die Offenbarung geleiteten Vernunft Gehör gebet. Es ist billig, daß ihr die Gründe euch zu trösten erweget, die euch dieselbe an die Hand giebt; Gründe, die für alle Arten solcher betrübten Lagen gelten; und wiederum Gründe, die nur für den einen oder den andern Fall allein können angewandt werden; Gründe, die gewiß eure Traurigkeit vermindern, euren Geist aufheitern, euer Gemüth beruhigen werden. Ich hoffe zwar diese Gründe werden euch nicht gänzlich unbekannt sein: jedoch wird es nützlich sein euch dieselben aufs neue vorzustellen, damit sie sich euch bei jenen Gelegenheiten,

bei denen sie euch nothwendig sind, desto besser und gewisser darstellen, und Trost und Beruhigung verschaffen.

Ist dann der Mensch jemals von Gott ganz verlassen? Ist nur ein Augenblikk zu gedenken, von dem nur ein Mensch sagen kann: Jetzt sorget Gott nicht mehr für mich; jetzt überläßt Er mich ganz dem Schiksale oder einem blossen Ungefähre? Ist nur ein Augenblikk, von dem jemand sagen kann: Jetzt hat Gott aufgehöret mein Vater zu sein; jetzt will Er nichts mehr von mir wissen; jetzt will Er mich nur quälen? Nein, Christen, dieser Augenblikk ist in Ewigkeit nicht. Gott ist unaufhörlich unser Vater; unser liebvoller Vater; unaufhörlich sorget Er für uns; unaufhörlich wachet Er für unser Bestes. Menschen, die bisher für uns gesorget haben, können sterben; aber Gott kann seine Eigenschaften, seine Güte gegen alle Geschöpfe, seine Liebe für alle Menschen unmöglich ablegen. Sind also jene gestorben, die bisher für dich gesorget haben, so seie versichert, über dir lebet noch Gott, der seine Güte gegen dich, seine Liebe für dich beibehält; dessen Allmacht dich auch ohne alle menschliche Hil-

fe

/e von allem Unglükke retten kann. So tröste dich dann, und verzage nicht: denn obwohl du von deinen Eltern, von deinen besten und aufrichtigsten Freunden, von deinen stärksten Stützen verlassen bist, so bist du doch von Gott nicht verlassen. Du wirst seinem göttlichen Blikke niemals entgehen; seiner heiligsten Fürsorge niemals entkommen: denn seine väterliche Fürsorge reichet von einem Ende der Schöpfung bis zum andern; und seine Macht ordnet alles liebevoll an. Das muß dein Trost sein, lieber Christ; dieser Trost kann und muß dich ganz beleben; er muß dich aufrichten; er muß deine Thränen trokknen; er muß dich erquikken.

Aber betrachtet die Sache ihr meine Betrübten Christen noch von einer andern Seite. Seid ihr bisher von euren Eltern ernähret und erzogen; von euren Freunden in eurer Noth unterstützet; von euren Gönnern vertheidiget und befördert worden: wer war von allen diesen Wohlthaten die erste, die vorzüglichste Ursache? Waren sie es selbsten? O die vorzüglichste Ursache muß jener sein, der ihnen die Macht verliehen hat Gutes thun zu können; der ihnen auch den Willen

ein-

eingeflösset hat, daß sie eben euch und keinem Andern ihre Wohlthaten zufliessen liessen? War das nicht Gott nur allein? Lesen wir nicht von Ihm in der heiligen Schrift, daß von Ihm alle Vaterschaft herkomme; daß man ohne Ihn nichts Gutes machen könne; daß nur Er das Wollen und das Zustandebringen in allen wirke? Gott war es also, der in die Herzen der Menschen jene Zuneigung gegen euch geleget hat, vermöge der sie euch, so viel sie es thun konnten, glükklich machen wollten; der ihnen aber die Macht und das Vermögen ertheilet hat, das an euch auszuführen, was sie vorhatten. Nun saget mir aber: ist dann die Macht Gottes geschwächet worden? Oder hat seine Güte gegen uns Menschen abgenommen? Ist seine Liebe erkaltet? Nein! werdet ihr mir selbst eingestehen. Nun dann, so kann Gott ja einem andern ein gleiches Vermögen, einen gleich guten Willen gegen euch geben. Warum solltet ihr also eurer Traurigkeit zu viel nachhängen? Warum solltet ihr eure Betrübniß nicht mässigen? Habt ihr dann niemals Menschen gefunden, denen auch gegen jene, denen sie das Tageslicht nicht ge-

geben haben, ein wahres Vaterherz im Busen schlägt? Habt ihr niemals Menschen gefunden, die für fremde wie für eigene Kinder gesorget haben? O so werfet dann euer ganzes Vertrauen auf Gott, überlasset Ihm die Sorge für euer Wohl: Er wird in Ewigkeit den Gerechten nicht wanken lassen; Er wird euch nicht mehr drukken lassen, als ihr es ertragen könnet. Setzet zu diesem Troste noch jenen hinzu, den ihr selbst aus dem Staate schöpfen könnet. Welche herrliche Verfügungen findet ihr nicht, die jenen zum Besten gemacht sind worden, die ohne dieselben verlassen wären! Ist nicht jede Art von Obrigkeiten für das Wohl der Wittwen und Waisen besorgt? Ist nicht selbst der Landesfürst der allgemeine Landesvater, dem das Wohl aller seiner Landeskinder besonders am Herzen liegt? Findet ihr nicht häufige Anstalten, kraft derer ein jeder in den Stand gesetzet wird, seine Verdienste einleuchtend zu machen, und seine Beförderung zu suchen? Sehet, geliebteste Zuhörer, so viele Gründe habt ihr euch zu trösten, wahrhaft zu trösten bei einem so traurigen Ereignisse. Die Aussicht mag anfäng-

fänglich auf den ersten Blikk für euch noch so bedenklich sein, so habt ihr doch noch nicht Ursache für euch kleinmüthig, verzagt zu werden, zu verzweifeln: denn Gott ist es, der euch schützet, der für euch sorget, zu dem ihr euer Zutrauen nehmen könnet; und auch die Obrigkeit ist es, die stäts Hand über euch halten wird. Nur müsset ihr nicht selbst muthwilliger Weise euch des ganzen Trostes berauben wollen.

Beschluß.

Nun dann ziehet den ganzen Unterricht, oder vielmehr alle die Trostgründe, die ich euch theils in Ansehung der Verstorbenen, theils in Ansehung eurer selbsten vorgetragen habe, kurz zusammen; suchet euch mit denselben recht bekannt zu machen, damit ihr sie niemals vergesset, und euch derselben erinnert, wenn der Fall jemals eintreten sollte, daß ihr derselben vonnöthen habet. Auf diese Art werdet ihr die Lehre des heiligen Paulus befolgen, der den Christen die kurze, aber schöne Lehre giebt: **Wer weinet, solle sich so betragen, als wenn er nicht weinte.** Paulus saget nicht, wer weinet, der begeht einen Fehler: sondern er saget nur, er solle nebst seinem Weinen sich so betragen, wie ein anderer, der nicht weinet; er solle sich durch seine Traurigkeit in keiner seiner Schuldigkeiten irre machen lassen, er solle sein Zutrauen auf Gott nicht sinken lassen; er solle hoffen, daß die, welche vor ihm aus dieser Welt gegangen sind, vor Gottes Rich-

terstuhle Gnade gefunden haben, und jetzt schon bei dem Herrn sind, und ewig bei Ihm sein werden; er solle vertrauen, daß Gott gewiß anstatt der Verstorbenen andere Menschen dahin leiten werde, daß sie bei ihm die Stelle der Verstorbenen vertreten, und alles das, was er bei jenen, da sie noch am Leben waren, genossen hat, auch ihm werden zukommen lassen; oder doch daß Gott Mittel genug habe ihm den durch dergleichen Todfälle erlittenen Schaden auf eine andere Art zu ersetzen; er solle die Hauptsorge Gott überlassen, und dann durch die angeführten Trostgründe seinen Geist beruhigen, seine Traurigkeit enden, seine Thränen abwischen. Dieses ist der Sinn der Worte des heiligen Paulus: wer Weinet, solle sich so betragen, als wenn er nicht weinte. Amen.

Am sechszehnten Sonntage nach Pfingsten.

Umschreibung des Evangeliums.

Lukas 14. Hauptstück 1 — 11 V.

Jesus erkannte gar zu wohl, was für boshafte Menschen die Pharisäer seien, besonders gegen seine unschuldige, gegen seine heilige Person; und dennoch vermied Er den Umgang mit ihnen nicht; Er würdigte Sich sogar mit ihnen zu speisen, auch wenn Er aus böser Absicht von ihnen zur Tafel geladen wurde. So wurde Christus nach dem Berichte des h. Lukas von einem der Vornehmsten aus den Pharisäern an einem Sabbathe zum Tische geladen, aus der Ursache, damit sie Ihn beobachteten, ob Er das Gesetz von der Feier dieses Tages genau halte. Jesus nahm auch die Einladung an, und kam zum Tische, zur Mahlzeit, zu welcher mehr andere Pharisäer geladen waren. — In die-

sem

sem Hause befand sich damals ein Wassersüchtiger Mensch, der entweder zum Hause gehörte, oder aber geflissentlich dahin war gebracht worden, damit er ihnen zur Gelegenheit diene Christo Fallstrikke zu legen. — Da Jesus nun diesen wassersüchtigen Menschen sah, und die Absicht der Pharisäer wohl merkte, redete Er sie und die Gesetzverständigen an, und fragte sie, ob es denn erlaubt sei, einen Menschen an einem Sabbathe gesund zu machen. — Sie antworteten Ihm aber auf seine Frage nichts. Die Ursache ihres Stillschweigens mag vielleicht diese gewesen sein, daß wirklich einige Juden glaubten, es seie erlaubt, daß man einen Kranken an einem Sabbathe heilen, und gesund machen dürfe; andere aber dafür hielten, es seie nicht erlaubt, ausgenommen im höchsten Nothfalle. Dieser Meinung pflichteten auch, wie es das Nachfolgende zeigen wird die meisten bei dem Gastmahle gegenwärtigen Pharisäer bei; die aber ihre Meinung nicht gern sagen wollten, Vielleicht aber kam das Stillschweigen von einem bösen Gemüthe her. Da sie also alle schwiegen, rührte Jesus den Wasser=

fersüchtigen an, und machte ihn durch dieses Anrühren gesund; und alsobald entließ Er ihn. — Jesus sah wohl ein, daß Ihm die Pharisäer wenigstens im Gedanken vorwarfen, daß Er den Sabbath durch diese äusserliche Handlung entheiliget habe: Er wollte ihnen aber zeigen, daß sie in einer irrigen Meinung wären, und daß durch ein aufrichtiges Liebeswerk der Sabbath nicht könne entheiliget werden. Dieses that Er aber nach seiner gewöhnlichen liebevollen Art nur durch eine Frage. Er fragte sie nämlich, was sie thun würden, wenn ihnen ein Ochs oder ein Esel an einem Sabbathe in einen Brunnen fiele; (das ist in ein grosses offenes Wasserbehältniß, das eine grosse gehörig zubereitete Grube war, in der das Regenwasser sich sammeln konnte, und aufbewahret wurde) Würdet ihr ihn nicht noch am Sabbathe herausziehen? Christus will durch diese Frage sagen: Da ein jeder aus euch seinem Thiere am Sabbathe beispringen, und keiner es für unerlaubt halten würde: so muß es um so viel mehr erlaubt sein, einem Menschen am Sabbathe beizuspringen. — Die

Pharisäer antworteten abermal auf diese Frage Jesu nichts: denn sollten sie sagen: Ein jeder würde das Vieh herausziehen, so hätten sie ihre Bosheit als zu klar an Tag geleget, und gezeiget, daß sie es nur boshafter Weise Jesu zum Fehler ausrechneten, wenn Er kranke Menschen am Sabbathe gesund machte. Hätten sie aber gesagt: Keiner würde das Vieh herausziehen, so würden sie gar zu kenntlich die Unwahrheit gesagt haben. Sie hielten es also für gut, nichts darauf zu antworten, und konnten auch nichts antworten, wenn sie sich nicht auf eine oder die andere Art selbst schuldig geben wollten. — Nachdem nun unser Heiland einen Fehler den gegenwärtigen Pharisäern und Gesetzverständigen vorgestellet hatte, so stellte Er ihnen auch den zweiten, ihren Hochmuth nämlich, vor; und gab ihnen eine trefliche Lehre, wie sie ihn ablegen sollten. Zu dieser Lehre gaben sie selbst Anlaß: denn da es Zeit war, sich zu der Mahlzeit zu begeben, so trachteten alle die vorzüglicheren Plätze einzunehmen, und das, weil jeder sich für besser hielt als die übrigen; sie gaben dadurch ihren

ren innerlichen Hochmuth deutlich genug zu erkennen. Sie also von dem Hochmuthe zu bewahren, redete Christus sie so an: — Wenn man nebst mehr andern zu einer Mahlzeit gerufen wird, so muß man sich niemals den obersten Platz auswählen: weil es leicht möglich ist, daß noch ein anderer geladen worden ist, der billiger Weise einen Vorzug verdienet. — Wenn nun der Herr des Hauses käme, der beide geladen hatte, und würde zu dem ersten der sich schon den vornehmeren Ort gewählet hatte, sagen: Freund, stehe auf, mache diesem, der da nachkömmt, Platz; so würde dieser sich schämen, und mit Schande den schlechteren Ort nehmen müssen. — Wählet euch im Gegentheile, wenn ihr in einem Orte zu Tische geladen werdet, den untern, den letzten Ort, wenn ihr auch glaubt, daß euch ein besserer gebühre: denn wenn in diesem Falle der Herr vom Hause zu einem oder dem andern aus euch käme, und spräche: Freund rükke höher hinauf, so würde es denselben gewiß zur Ehre gereichen vor allen andern gegenwärtigen Gästen; alle würden erkennen, daß er denselben höher schätze, als alle übrigen. — Denn es ist gewiß wahr,

was man gemeiniglich zu sagen pfleget, daß die Hochmüthigen werden gedemüthiget; die Demüthigen aber erhöhet werden, und zur Ehre gelangen.

Gegenstände

für den Volksunterricht.

Ueber den 1ten Vers.

Von der Lieblosigkeit gegen den Nebenmenschen. — Vom Neide. — Von der Bosheit derer, die andern muthwilliger Weise Verderben zubereiten. Denn 1. zeigen sie, daß sie gar keine Grundsätze des Christenthumes haben; 2. verfahren sie gegen sich selbst lieblos. Die Grundsätze des Christenthums sind wahre Liebe zu Gott und dem Menschen: beide haben sie nicht. Sich selbst ziehen sie Feindseligkeiten, Unbequemlichkeiten, Verachtung zu. —

Uiber den 4ten Vers.

Das Stillschweigen der Pharisäer kann uns allzeit auf eine unserer Pflichten erinnern, aus was immer für einer Ursache dasselbe mag entstanden sein: denn es ist eine Zeit still zu schweigen; so wie wiederum eine Zeit zum Reden ist. Das Stillschweigen ist 1. oft lehrreicher als das Reden; 2. hindert oft den Ausbruch böser Leidenschaften. Lehrreich zum Beispiele ist es da, wo ein anderer unsern Beifall bei seinen bösen Handlungen oder Reden auffordert, und wo es oft wohl Pflicht ist dagegen sich zu erklären. Den Ausbruch böser Leidenschaften hindert es bald bei andern wenn man dem Verleumder, oder dem Erzörnten nicht antwortet; bald bei uns selbst: denn jemehr der Erzörnte redet, desto mehr erhitzet er sich. — Die Pharisäer getrauen sich nicht zu sagen, was sie denken; weil sie Vorwürfe fürchteten: Christus getrauet sich öffentlich zu thun, was er vorhat, ohne Vorwürfe zu scheuen. Jenes ist ein Bild des scheinheiligen Christen, ein abscheuliches Bild: dieses ist das Bild des rechtschaffenen Christen.

Uiber den 5ten Vers.

Für das Vieh darf, und muß man sorgen: aber diese Sorgfalt muß nicht grösser sein als die Sorge für den Menschen ist; um soviel weniger muß sie der Sorge für die Menschen zum Hindernisse werden.

Uiber den 6ten Vers.

Das zweite Stillschweigen der Pharisäer kam ohne Zweifel her von einem bösen Gewissen; auch uns zeiget unser Gewissen oft, woran wir gefehlet haben. Ein Glükk ist es für uns, wenn es uns zur Besserung führet; Ein Unglükk ist es, wenn wir in der Bosheit verharren gleich den Pharisäern.

Uiber den 10ten Vers.

Von den Vortheilen der Demuth. — Von der Rechtmässigkeit einer gemässigten Ehrbegierde.

Uiber den 11ten Vers.

Der Hochfährtige wird erniedriget 1. auf dieser Welt noch, in den Augen der

Rechtschaffenen, vor denen er sich oft schämen muß; 2. besonders aber in der andern Welt. — Der Demüthige wird erhöhet 1. besonders in der andern Welt, 2. auch noch in dieser Welt, und zwar allzeit in den Augen der Tugendhaften; oft aber auch in den Augen der Boshaften selbsten.

Anmerkung.

Die Gegenstände, die über den 10. Vers angeführet sind; habe ich schon ein anderes Mal weitschichtiger behandelt, und zwar den ersten in dem Skelete des zehnten Sonntags nach Pfingsten; den zweiten aber in dem Volksunterrichte des eilften Sonntags.

Gegenstand

über das ganze Evangelium

für eine Homilie der höheren Art.

Der Tugendhafte läßt keine Gelegenheit unbenutzet vorbeistreichen, so oft er kann Jemanden belehren, oder eine Wohlthat erweisen. Vom ersten ersehen wir ein Beispiel an Jesu, da Er den Gästen eine passende Lehre über den Hochmuth und die Demuth giebt. Vom zweiten gab uns Jesus ein Beispiel, da Er den Wassersüchtigen ohne darum gebethen zu sein gesund machte. O daß Christus in unsern Zeiten so wenig Nachfolger hat!

Skelet.

Uiber den 11 Vers.

Wenn wir den Sinn der Worte: Wer sich selbst erhöhet, der wird erniedriget wer=

werden, genauer betrachten, so ist ihre Bedeutung, daß dem Hochfährtigen gerade das Gegentheil von dem widerfahren wird, was er verlanget. Was will dann aber der Hochfährtige? Er will vor andern den Vorzug haben; er will mehr gelobt, geehret sein als andere; er schätzet sich selbst für besser und vollkommener als andere. Was aber wird ihm dann wiederfahren? Andere werden ihm vorgezogen, mehr als er geehret werden, ja es wird eine Zeit kommen, in der er selbst einsehen wird, daß andere besser und vollkommener waren, als er. Daß ist die Erniedrigung, die dem Hochmüthigen bevorsteht; und die einen zweifachen Grund hat: denn 1. der Hochmüthige kann das Gute, das er an sich hat, nicht gehörig gebrauchen; 2. das Gute, das er noch nicht an sich hat, kann er nicht erlangen. — Kein Mensch ist so verderbt, daß er nicht einige gute Handlungen an sich hätte; kein Mensch ist so übel von der Natur versehen, daß er nicht einige gute Eigenschaften besässe. Das kann jeder bei sich selbst fühlen; und dieses Selbstgefühl, dieses Selbstbewußtsein kann den hassenswerthen Namen des Hochmuthes nicht haben:

nur die aus diesem Selbstgefühle entspringende unordentliche und übertriebene Selbstschätzung, und die Geringschätzung anderer ist das, was wir mit dem Namen Hochmuth belegen dürfen; und eben dieses ist die Ursache, daß der Mensch seine guten Eigenschaften nicht zum Wohle der Menschheit anwenden, und durch seine guten Handlungen nicht den gehörigen Nutzen hervorbringen kann: Wenige Beispiele aus dem täglichen Leben können uns diese Wahrheit in ihrer vollkommenen Gewißheit darstellen. Der Stolze mag schöne Kenntnisse haben, die würdig wären verbreitet zu werden; die nützlich wären, wenn sie mehreren mitgetheilet würden; er mag andere sehen, die über eben jene Gegenstände, über die er beleuchtet ist, in der tiefsten Unwissenheit, oder in einem schändlichen Vorurtheile stekken, er wird sie zu gering schätzen, sie zu belehren. Der Stolze mag immer von Natur aus ein gutes Herz, das heißt einen natürlichen Hang zum Wohlthun haben; er mag Menschen sehen, die seiner Wohlthaten bedürfen, und doch wird er ihnen nicht helfen, wenn sie ihn nicht recht ehrfurchtsvoll darum bitten. Seine

gu.

gute Eigenschaft wird hier von seinem Stolze in der Ausübung gehemmet. Lasset ihn selbst Gutes thun, so wird er es mit einer so unerträglichen Miene, mit so vielen Zeichen der Geringschätzung gegen den Hilfsbedürftigen thun, daß derselbe anstatt getröstet vielmehr noch mehr gekränket sein, daß er sein Elend noch mehr fühlen wird. Und so wird seine gute Handlung nicht jenen ganzen Nutzen haben, den sie gehabt haben würde, wenn ein Demüthiger sie gethan hätte. Und wie kann demnach ein Stolzer hoffen seine Absicht zu erreichen, und von andern geehret und geschätzet zu werden, was er doch einzig wünschet? Nur dann könnte er dieses erlangen, wenn er das Gute, daß er an sich hat, gehörig gebrauchen könnte: allein hieran hindert ihn sein Stolz und Hochmuth. — Stolz und Hochmuth hindert ihn aber auch jenes Gute zu erlangen, das er noch nicht an sich hat. Dieses folget aus der Natur des Hochmuthes: denn der Hochmüthige hält sich ohnehin für besser und vollkommener als die andern Menschen; er glaubt also nicht, daß er noch eine grössere Vollkommenheit sich beizulegen

legen Ursache habe: und so bestrebet er sich nicht um das zu erlangen, was er noch nicht hat. Weiß er etwas, so hält er sich für überzeugt, daß sein Kenntniß den höchsten Grad erstiegen habe, obwohl er, wenn ihn nicht sein Hochmuth blendete, leicht einsehen könnte, daß andere neben ihm der Sache weit reifer nachgedacht haben, daß andere besser ihren tiefsten Grund entdekket haben. Aber weil er das nicht sieht, so kömmt er nie in jene grössere Kenntniß, die ihm noch mangelt. Was von Wissenschaften gilt, gilt ebenfalls auch von guten Eigenschaften, von guten Gewohnheiten. Der Demüthige trachtet seine guten Eigenschaften, die ihm der Schöpfer der Natur mitgetheilet hat, zu vervollkommneren; weil er fühlet, daß sie eines grösseren Grades der Vollkommenheit fähig sind: der Stolze aber sieht das nicht, und eben darum bekümmert er sich um das nicht, was ihm mangelt; ja er glaubet sogar nicht, daß ihm etwas mangelt: wie ist es demnach möglich, daß er sich bestreben solle, bestreben könne, damit er das Gute, das er an sich hat, vervollkommnere? Oder, sollte ihn etwann

wann ein anderer auf die Mängel, die er bei seinen guten Eigenschaften noch immer hat, und auf die Nothwendigkeit dieselben abzulegen aufmerksam machen? Wie sehr würde ihn dieses wider den wohlmeinenden Freund aufbringen? Sein gereizter Hochmuth würde denselben wenigstens für einen unbilligen Tadler halten, oder für einen dummen Menschen, der zu wenig das Wahre einsieht; wenn er ihn nicht unter die Zahl erklärter Feinde setzet. Was hat er also für ein Mittel das Gute zu erlangen, das er noch nicht an sich hat? Keines: denn sein Stolz und Hochmuth verbergen alle vor seinen Augen, oder sie entfernen sie gar von ihm. Eben so verhält es sich auch mit bösen Gewohnheiten, die er allenfalls an sich hat: sein Stolz läßt ihm das Unschikkliche, das Beleidigende nicht einsehen; Niemand darf es wagen ihm ein trefendes Bildniß aufzustellen; er bleibt sodann immer bei seiner bösen Gewohnheit, und wird sich niemals an etwas Besseres gewöhnen. — Das sind demnach die Ursachen, warum der Hochmüthige, der sich so gerne selbst erhöhet,

und

und von andern will angesehen, geehret, und hochgeschätzet werden, meistentheils wird gedemüthiget werden. So folget meistentheils die Strafe dem Fehler auf dem Fusse nach. Wer sollte nicht mit allem Fleisse einen Fehler vermeiden, der sich so sicher und gewiß selbst bestrafet?

Volksunterricht.

Uiber den 3ten Vers.

Eingang.

Christus fraget in den angeführten Worten des heil. Evangeliums die Pharisäer, ob es dann erlaubt seie, an einem Sabbathe, der der wöchentliche Feiertag der Juden war, einen kranken Menschen gesund zu machen. Nicht um sich zu belehren, machte unser göttliche Lehrmeister diese Frage; sondern vielmehr um sie aufmerksam zu machen auf das, was Er bald thun würde, und zugleich auf jene Lehren, die Er bei dieser Gelegenheit

ihnen geben würde. Durch seine Handlung eben sowohl als durch seine Lehren wollte Er ihnen zeigen wie sie den Sabbath, und die übrigen im Gesetze angeordneten Festtage feiern, und heiligen sollten. Eine Lehre, die für sie nothwendig war: weil sie von der Heiligung dieses Tages eben sowohl, als von andern Religionsgebräuchen schädliche Vorurtheile hatten. Gasterei halten war in ihren Augen, eine am Sabbathe erlaubte Sache: und wer konnte daran zweifeln: aber daß am Sabbathe ein kranker Mensch sollte gesund gemacht werden, das war ihrer Meinung nach ein Werk, daß der Heiligung dieses Tages gerade entgegengesetzet war. Wie war es möglich, so zu denken? Die Ernährung des Körpers soll erlaubt sein, und die Gesundmachung desselben nicht? Welches Vorurtheil, welches für die Menschheit schädliche Vorurtheil! Aber meine Christen, haben nicht viele auch unter uns Vorurtheile in Ansehung der Heiligung unsers wöchentlichen Feiertages, den wir den Sonntag nennen? Wir haben ein Geboth, diesen Tag zu heiligen, und wann ich auf euer Thun und Lassen acht habe, so finde ich an eurem ganzen

We=

Wesen nichts, woran ich eine solche Heiligung erkennen könnte; als daß ihr der heiligen Messe beiwohnet, und euch von ermüdenden Arbeiten enthaltet. Und habt ihr dieses gethan, so glaubt ihr dem Gebothe genug gethan zu haben: aber ihr irret euch. Ich will es verscheun euch diesen Irrthum zu benehmen, und will euch zugleich einleuchtend machen, wie ihr den Sonntag heiligen sollet. Glaubet nicht, daß dieser Unterricht für euch unnütz seie: Nein, er wird euch, wenigstens wird er vielen unter euch zeigen, daß sie bis diese Stunde den Tag des Herrn zu wenig geheiliget, das Geboth von der Heiligung desselben zu wenig beobachtet haben. Ich werde euch nämlich zeigen, wie ihr den Sonntag heiligen sollet, und zwar, was zu dessen Heiligung anbefohlen ist; dieses im ersten Theile meiner heutigen Rede; im zweiten aber, was als eine der Heiligung desselben zuwider laufende Sache verbothen ist. Vernehmet mich.

Erster Theil.

Du sollst den Sonntag heiligen: dieses ist das Geboth, das uns schon in unserer Jugend vorgetragen, und erkläret wird, und was pfleget man überhaupt unter diesem Gebothe zu verstehen? Zwei Stükke sind es, durch die man glaubet denselben genug zu thun. Die Enthaltung von jenen Werken, die man überhaupt die knechtlichen nennet, und die Anhörung der heiligen Messe. Habt ihr diese beiden Stükke beobachtet, so glaubet ihr den Tag schon geheiliget zu haben: habt ihr sie nicht beobachtet, so werdet ihr unruhig, und haltet euer Gewissen mit einer Sünde beschweret, und bekümmert euch um weiter nichts. Aber liebste Christen, diese sind ja verschiedene Gebothe: kann man dann nicht am Sonntage sich von der sogenannten knechtlichen Arbeit enthalten, der Messe beiwohnen, und doch den Tag entheiligen? Oder aber kann man nicht den Tag heiligen, wenn man gleich schwere Arbeiten auf sich nimmt, und der Messe nicht beiwohnet? Eines wie das

an-

andere ist möglich, liebe Christen: Ihr könnet euch leicht selbst hievon überzeugen, wenn ihr nur die Bedeutung des Wortes Heiligen betrachten wollet. Den Tag heiligen, was kann es anderes sein, als ihn heilig zubringen, ihn ganz der Heiligkeit widmen; und wie bringt man ihn heilig zu? Uiberhaupt besteht zwar die Heiligkeit in der genauen Erfüllung aller Pflichten des Christen; in jener werkthätigen Liebe zu Gott, die alle unsere Handlungen leitet, beseelet, nach seinem vollkommenen Willen, in so fern er uns bekannt ist, richtet. Dieses ist die innerliche Heiligkeit: jedoch von dieser nur allein kann im gegenwärtigen Gebothe nicht geredet werden: denn diese innerliche Heiligkeit ist eine Pflicht für alle Zeiten; auf diese Art müssen wir alle Tage heilig sein; so müssen wir die ganze Zeit unseres Lebens heiligen, heilig zubringen. Das Geboth von der Heiligung des Sonntages muß also dem Christen noch über dieses eine andere Pflicht auflegen; und welche? Es leget uns auf eine gewisse Art äusserlicher Heiligkeit, die nothwendig ist, die innerliche in uns und in andern zu erhalten,

zu

zu vermehren, und, wo sie noch nicht ist, hervorzubringen; es leget uns eine solche Art äusserlicher Heiligkeit auf, zu der wir in andern Tagen nicht verbunden sind; und darum nicht dazu verbunden sind: weil es unsere Schwachheiten, unsere Bedürfnisse, unsere Umstände nicht erlauben, stäts daran gebunden zu sein. Was sind dann aber das für Werke, zu denen wir an diesen Tagen verpflichtet sind? Die Messe allein? Nein! Wie viele Menschen hören täglich Messe! wie viele hören an einem Sonntage auch zwei und drei Messen, ohne daß dadurch bei ihnen die innerliche Heiligkeit, die innerliche Rechtschaffenheit, die thätige Liebe zu Gott, die uneigennützige Liebe zu dem Nebenmenschen, die Bezähmung der Leidenschaften sich fände! Ich läugne nicht, daß das Opfer der Messe Vieles zur innerlichen Heiligkeit beitragen könne; ich läugne nicht, daß die Anhörung desselben eine am Sonntage befohlene Sache seie: aber ich sage nur, die Messe ganz allein ist nicht das, was die ganze Heiligung des Sonntages ausmachet; ist nicht das alles, was uns für den Sonntag befohlen ist. Jedoch von der Pflicht die Messe zu hören,

wol-

wollen wir ein anderes Mal reden. Worin besteht denn also die gebothene Heiligung des Sonntages? In dem, daß man den ganzen Tag gottseligen, auferbäulichen Handlungen zubringe, in Handlungen, die von der Liebe zu Gott, von der Folgsamkeit zum Gesetze herkommen, und in andern gleiche Liebe zu Gott, gleiche Folgsamkeit gegen das Gesetz hervorbringen können; in Handlungen, die den Geist der Frömmigkeit in uns erhalten, vermehren, erhöhen. Der Verkündigung des göttlichen Wortes mit Aufmerksamkeit beiwohnen, mit bereitem Willen dasselbe zu befolgen und in die Ausübung zu bringen; ein geistliches lehrreiches Buch lesen; die darinnen enthaltenen Lehren, auf sich und seine Handlungen anwenden; mit andern Menschen ein frommes Gespräch über Tugend und Rechtschaffenheit führen; auf sein bisheriges Leben einen ernsthaften Blikk werfen, seine Handlungen, sein Thun und Lassen gegen seine Pflichten halten, den Mitteln zu seiner Besserung nachsinnen, an seiner Vervollkommnerung mit Ernste arbeiten. — Das sind die Werke, durch die wir den Tag heilig zubringen; durch die wir den Tag heiligen.

gen. Allein dieses ist noch für einen Christen nicht genug. Der Christ muß noch weiter gehen; er muß seinen Nebenmenschen so, wie sich selbst lieben, an dem Seelenheile desselben eben so sehr, wie an seinem eigenen arbeiten; und auf selbes bei der Heiligung des Sonntages ebenfalls Rükksicht nehmen; nicht nur gute Beispiele, auch fromme, gottesfürchtige Gespräche, allgemeine und sonderheitliche Ermahnungen zum Guten sind es, die hierinfalls dem Christeu zur Pflicht werden. Oder wie? Glaubet man vielleicht, der Christ könne an seiner Heiligung vorzüglich arbeiten, ohne auf die Heiligung seiner Nebenmenschen ebenfalls zu sehen? Der Christ, bei dem der vorzüglichste Grund der Heiligkeit die Liebe zu Gott ist, die ohne wahre Liebe zum Nebenmenschen nicht besteht? Nein, meine Zuhörer. Des Christen Heiligung muß mit der Heiligung seines Nebenmenschen verbunden sein; beide gehören zur Heiligung des Sonntags. Um aber die Heiligung dieses Tages vollkommen zu machen, so muß er vorzüglich den Werken der Barmherzigkeit gewidmet sein. Den Betrübten trösten den

Kranken besuchen, den Nothleidenden aufsuchen, den Gekränkten unterstützen, o diese sind heilige Werke, diese sind göttliche Werke; Werke, durch die wir Gott nachahmen, Ihm ähnlich werden, so viel es für unsere schwache Natur nur möglich ist; Werke, durch die wir den Sonntag wahrhaft heiligen; Werke, denen oft andere Pflichten nachstehen müssen; jene Pflichten, die, wenn sie gleich wichtig sind, doch nur auf menschliche Gesetze, auf zufällige Anordnungen sich gründen. Hat uns nicht hievon Christus im heutigen Evangelium ein herrliches Beispiel gegeben? Hat er nicht mehrere Beispiele hievon gegeben? Und so gehören die Barmherzigkeitswerke vorzüglich zur Heilung des Sonntages.

Auf diese Art, liebste Zuhörer, auf diese Art heiligten die ersten Christen, diese unsere Vorgänger im Glauben den Sonntag; sie, die unmittelbar auf die Apostel folgten; sie, die selbst mit den Aposteln lebten; sie, die eben darum recht wohl wissen konnten, recht wohl wußten, wie Christus den Sonntag gefeiert, und geheiliget wissen wollte; sie hielten ihn gerade so, wie ich eben gesagt habe:

ihr

ihr Betragen muß uns also, und kann auch ein Beweis sein von dem Willen, von der Anordnung der ersten, der apostolischen Kirche in Ansehung der Heiligung des Sonntages; ihr Betragen muß uns, und kann uns ein Muster sein, wie wir den Sonntag heiligen sollen. Wie wurde also dieser Sonntag in der ersten Kirche gehalten? Die Schriftsteller der ersten Jahrhunderte lassen uns hierüber keinen Zweifel mehr übrig. Sie erzählen uns, daß an Sonntagen die Christen aus den Städten sowohl, als aus den herumliegenden Dörfern zusammengekommen sind zum gemeinschaftlichen Gottesdienste, daß man dabei den Christen ganze Stellen der göttlichen Schrift sowohl des alten als des neuen Bundes vorgelesen hat; daß die Bischöfe und Priester dieselben erkläret, und das Volk zu Befolgung der herrlichen darinn enthaltenen Lehren ermahnet haben; daß dabei Almosen für die Armen und Gaben für das Opfer sind gesammelt worden; daß man nach selbeu jene vortreflichen Liebesmale gehalten hat, die lange Zeit die Bewunderung der ganzen Welt nach sich gezogen haben, und noch nach sich ziehen würden, wenn sie

mehr bekannt wären. Diese Liebesmale waren freundschaftliche christliche Malzeiten, zu denen die Armen von den Reichen geladen wurden zum Zeichen, daß sie einig in der Lehre, in den Sitten, im Opfer und im Genusse zeitlicher Güter sein wollten; bei denen sie sich theils den Ergiessungen einer sittsamen Freudigkeit nach der Lehre der Apostel überliessen, theils wechselseitig zu Tugenden und zur Standhaftigkeit im Glauben auch bei den grausamsten Verfolgungen ermahnten. Ich würde euch, Geliebteste, die Stellen der Kirchenschriftsteller, die uns dieses erzählen, anführen, wenn ich nicht befürchten müßte, daß ich zu viele Zeit dazu anzuwenden hätte. Ich begnüge mich nur hieraus noch einmal die Lehre zu ziehen, daß auch ihr den Sonntag durch vier Stükke zu heiligen habt; durch das Anhören der heiligen Messe; durch das mit folgsamen Herzen verbundene Anhören des Wortes Gottes; durch andere auf eigene und anderer Erbauung und Besserung abzwekkende Handlungen; durch Liebeswerke gegen andere Menschen. Diese sind die Werke die dem Christen

sten an Sonntagen obliegen; durch welche die Sonntage geheiliget werden.

Zweiter Theil.

Lasset uns nun aber auch die Werke sehen, die an diesen Tagen verbothen sind. Hier können uns wiederum die Verordnungen der alten Kirche und die Gewohnheiten der ersten Christen zur Richtschnur dienen. Diese Urväter unserer Religion brachten die größte Zeit des Tages in der Kirche zu; weil die Erklärungen der Schrift und die sittlichen Ermahnungen, welche die Bischöfe und Priester hielten, eine weit längere Zeit dauerten, als unser heutige Gottesdienst zu dauern pfleget; weil selbst die Einsammlung des Almosens und der Opfergaben eine geraume Zeit erforderten; weil sie endlich auch ihre Liebesmale an eben diesem Orte des Gottesdienstes unter dem Vorsitze des Bischofes hielten, und also durch ihre Sittsamkeit und Wohlthätigkeit zu einem Theile des Gottesdienstes machten, wodurch abermal derselbe verlän-

gert

gert wurde. Sie verrichteten also keine solche Arbeiten, die ihnen die Zeit zu diesem Gottesdienste rauben, und an diesen gesetzlichen Gewohnheiten hinderlich sein könnten; darum war auch verbothen, den Knechten an diesen Tagen jene Arbeiten aufzulegen, die ihnen an andern Tagen auferleget zu werden pflegten: weil sie dadurch von den Gottesdienste würden abgehalten worden sein. Eine der frühesten Kirchenverordnungen saget: die Knechte sollen an gewöhnlichen Tagen arbeiten; am Sonntage aber in der Kirche feiern. Sehet hier, Andächtige, was die knechtlichen Arbeiten sind, die am Sonntage verbothen werden. Es sind jene Arbeiten, die wegen ihrer schweren Bemühungen die Hausväter ihren Knechten anbefehlen; es sind jene körperlichen Arbeiten, die uns verhindern würden dem öffentlichen Gottesdienste beizuwohnen, und einer geistlichen Lesung oder Betrachtung obzuliegen; diese sind verbothen, aber der Müssiggang ist nicht anbefohlen. An Stunden, an denen man kein Gebeth verrichten, keine geistliche Betrachtung anstellen, keinen öffentlichen Unterricht anhören, kein Barmherzigkeitswerke vornehmen

men

men kann, eine gemässigte Arbeit vornehmen, sie ohne Aergerniß der Schwachen vornehmen, — das, liebe Christen, das ist dem Geiste des Christenthums, das ist der Anordnung der Kirche nicht entgegen. Der Christ, der seinem Gottesdienste beigewohnet; der einer geistlichen Lesung, einem frommen Gespräche schon eine geraume Zeit geschenket hat; der seinem dürftigen Nebenmenschen, so viel es ihm seine Umstände erlaubten, beigesprungen ist, und nun nichts Besseres zu thun weiß, soll der sich eines Fehlers schuldig machen, wenn er eine gemässigte Arbeit unternimmt? Wo ist für solche Umstände eine ähnliche Arbeit verbothen; in welchem Gesetze? In keinem: aber der Müssiggang ist im Gesetze der Natur schon verbothen. Und endlich ist dann eine solche gemässigte Arbeit einer frommen Betrachtung, einem ernsthaften Blikke auf sein Seelenheil zuwider? Gewiß nicht. Noch mehr. Selbst Werke, die man sonst knechtliche nennet, sind nicht mehr verbothen, sobald sie eine wahre Nothwendigkeit, aufrichtige Nächstenliebe, oder eine andere wichtige Ursache entschuldiget: wie soll alsdann eine jener

ner gemässigten Arbeiten, von denen wir reden, verbothen sein?

Aber es giebt andere Werke, die dem Geiste des Christenthumes, die dem gottseligen Leben, die dem öffentlichen Gottesdienste, die der häuslichen Heiligkeit des Christenthumes weit mehr zuwider sind als alle körperlichen, ermüdenden, und sogenannten knechtlichen Arbeiten; die demnach am Sonntage weit mehr als diese letzten verbothen sein müssen. Was sind dann aber diese für Werke? Die Werke des Fleisches, die Werke der Leidenschaften, die in der Schrift Werke der Finsterniß, Werke des Teufels genannt werden, mit einem Worte die Sünden sind es: durch sie werden wir Sklaven unserer Begierlichkeiten, unserer stürmischen Leidenschaften, Sklaven der Hölle; durch sie wird die Frömmigkeit nicht nur allein gehindert, es wird ihr sogar entgegengearbeitet: und sollte man nicht sagen, eben das Geboth von Heiligung des Sonntages seie zugleich ein allgemeines Geboth die Sünden zu fliehen; ein allgemeines Geboth von der Sünde zur Busse überzugehen? eben dieses Geboth seie ein

neu=

neuer Beweggrund für den Christen an diesem Tage die Sünden zu fliehen? die Sünde, die am Sonntage begangen wird, seie eben darum auch eine weit schwerere Sünde als die an einem andern Tage? O so lasset euch liebste Christen, als eine der ersten Pflichten am Sonntage diese sein, daß ihr mit grösserer Sorgfalt die Sünden vermeidet, damit eure Heiligkeit einen desto grösseren Grad erreiche, und ihr diesen Tag wahrhaft heiliget.

Sollte ich aber auch von weltlichen Ergötzlichkeiten auf gleiche Weise reden? O nein meine Christen! Weit entfernt von jener menschenfeindlichen Denkungsart, welche alle Menschenfreuden, alle irdischen Ergötzlichkeiten als Laster verdammet, oder doch als Entheiligungen des Sonntages ausschreiet, halte ich mich an die Gewohnheiten der ersten Christen, deren Liebesmale, von denen ich schon geredet habe, auch mit irdischen aber sittsamen und unschuldigen Ergötzlichkeiten vermischet waren. Wer wird sich also getrauen, alle solche irdischen Ergötzlichkeiten für verbothen anzusehen? Ergötzlichkeiten, so

lan=

lange sie innerhalb den Schranken der christlichen Sittsamkeit bleiben, und aus christlichen Absichten geschehen, können dem Christen nicht verbothen sein; Paulus erlaubt sie selbsten: seine Worte: **Erfreuet euch allzeit in dem Herrn; nur eure Sittsamkeit dabei sei allen Menschen bekannt.** Diese Ergötzlichkeiten können also auch nicht der Heiligung des Sonntages zuwider sein. Freilich wenn sie ausarten, wenn sie in Ausschweifungen übergehen, wenn ihr Lärm andere Christen in ihren Andachtsübungen, in ihrer Geistesversammlung störet; wenn sie für manche schwachdenkende Köpfe zum Aergernisse werden: dann muß sie auch der Christ meiden; dann würden sie selbst Sünden werden. Aber stille Menschenfreuden, ruhige Ergötzlichkeiten, freundschaftliche Gespräche, sittsame Spiele gehören nicht dazu; diese können sogar selbst zu einer Gattung des Gottesdienstes werden, wenn sie zu rechter Zeit, aus billigen Absichten, mit Sittsamkeit und Mässigkeit geschehen: sie sind also nicht unter die an Sonntagen verbothene Werke zu zählen.

Beschluß.

Dieses ist also der Inhalt des Kirchengebothes von der Heiligung des Sonntages. Glaubet niemals, daß es für euch gleichgiltig seie, denselben heilig zu halten, oder nicht? Nein, liebe Christen, der Zwekk der Feier dieses Tages ist zu wichtig, zu erhaben, als daß es je einem Christen gleich viel gelten könnte, ob er das, was an selben seine Pflicht von ihm forderet, erfülle, oder nicht. Was ist dann dieser für ein Zwekk? Ein zweifacher, meine Zuhörer: der erste ist die Gott für seine erwiesene Wohlthaten schuldige Dankbarkeit; der zweite unsere eigene und anderer Menschen Heiligung. Welcher aus diesen zweien Zwekken kann für einen Menschen, für einen Christen, der nur aus dem Glauben lebet, kleinfügig, gleichgiltig sein? Seiet demnach vorzüglich bedacht, an diesem Tage alle Sünden und Laster sorgfältigst zu vermeiden; enthaltet euch auch von jenen Ergötzlichkeiten und Arbeiten, die euch in dem

Ge-

Geschäfte des Heils verhinderlich sein könnten, auch von jenen, die euch vom öffentlichen Gottesdienste abhalten würden; auch von diesen enthaltet euch solange, als sie nicht zu eurem Wohlstande nothwendig, zu eurer Nothdurft erforderlich werden; trachtet euch diesen Tag vorzüglich dem Gefühle der Barmherzigkeit und Menschenliebe zu überlassen, und nach Möglichkeit an anderer Menschen, und auch an eurer eigenen Vervollkommnerung zu arbeiten; wohnet fleissig dem öffentlichen Gottesdienste bei, so lang euch nicht ein höherer Zwekk, ein dringenderes Geschäft davon abhält; beobachtet dieses im Geiste des Gehorsams, so zeiget ihr euch als wahre lebendige Glieder der Kirche, als wahre rechtschaffene Christen. Nehmet zulezt noch diese Bemerkung an, daß ihr auf gleiche Weise, wie die Sonntage, auch alle übrigen von der Kirche, von euren rechtmässigen Obrigkeiten angeordneten Feiertage zu heiligen verpflichtet seid, und zwischen diesen und jenen keinen Unterschied machen dürfet. Heiliget alle diese Tage vorschriftmässig, damit ihr würdig werdet, die ewige Freude und den

ewi=

ewigen Ruhetag mit Gott in unaussprechlicher Seligkeit zu geniessen. Amen.

Anmerkung.

Die Ursachen den Sonntag auf die vorgeschriebene Art zu heiligen; die Ursachen, die den Christen berechtigen von dem öffentlichen Gottesdienste sich zu entfernen, sind Gegenstände, die mit dem in gegenwärtiger Rede entwikkelten Gegenstande genau verbunden sind; aber insbesondere weitschichtiger entwikkelt zu werden verdienen. — Auch könnte dieser Volksunterricht leicht in zwei zerleget werden, in deren einem von den am Sonntage befohlenen, in dem andern von den verbothenen Werken geredet werden müßte.

Am siebenzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Umschreibung des Evangeliums

Matth. 22 Hauptstükk. 34 — 46 Vers.

Wir lesen in den Evangelien, daß die Pharisäer sich oft zu Jesu begeben haben, nicht in der Absicht sich belehren zu lassen, sondern Ihn zu stürzen. Denn sie haßten Jesum und suchten seinen Untergang; weil Er ihren Stolz öffentlich demüthigte, ihnen ihre Laster verwies, und sie öffentlich überzeugte, daß sie das Gesetz, das Wort Gottes verdrehten, und Menschensatzungen mehr gelten liessen als göttliche Gebothe. Um aber Jesu einen Sturz zu bereiten, war nothwendig Ihn wegeu eines Verbrechens anklagen zu können; sie fanden an Ihm nichts zu tadeln; sie legten ihm also Fallstrike durch verschiedene Fragen: weil sie hofften, Er würde vielleicht doch eiumal etwas vorbringen, was eine Verachtung des mosaischen

Gesetzes oder eine Widersetzlichkeit gegen den Kaiser zu erkennen gäbe; und um Ihm solche Schlingen legen zu können, naheten sie sich gern zu Ihm. — Daß sie auch in gleicher Absicht dieses Mal bei Christo waren, zeiget der Evangelist mit deutlichen Worten einige Verse früher an, wie man leicht wird finden, wenn man das ganze Hauptstükk durchlieset: jedoch der Lehrer des Gesetzes, von dem eben hier geredet wird, mag vielleicht für sich allein genommen nicht so arg gedacht haben, wenigstens, wenn wir das zwölfte Kapitel des h. Markus, wovon diese Unterredung angeführet wird, lesen. Dem sei nun, wie ihm wolle, so wollte er doch die Gesinnung Jesu ausforschen über eine Frage, über die sie, die Pharisäer nämlich, verschiedentliche Meinungen hatten: indem einige aus ihnen das Geboth von der Feier des Sabbaths, andere das Geboth von den Opfern, andere wiederum ein anderes für das größte Geboth hielten. — Nun fragte er also Jesum, welches Geboth dann Er für das allergrößte hielte. — Jesus führte ihm hierauf das Geboth von der Liebe Gottes als

das

das größte an; Er sagte, der Mensch sei auch vermöge des mosaischen Gesetzes (so wie vermöge des Naturgesetzes) verpflichtet Gott, als den wahren und einzigen Herrn vom ganzen Herzen, von ganzer Seele, und von ganzem Gemüthe zu lieben. Diese Worte zeigen an, daß man Gott mehr als alle andere Wesen lieben müsse; daß unsere Liebe gegen Ihn der Grund aller unserer Handlungen sein solle. — Dieses Geboth, saget Christus ist das erste, und größte Geboth: weil es der Grund aller andern Gebothe ist; weil man durch seine Beobachtung alle andere erfüllet. — Aber, fährt Christus weiter fort, es ist noch ein zweites Geboth, das eben so wichtig als jenes erste ist; und dieses ist das Geboth den Nebenmenschen, wie sich selbst zu lieben. Diese zwei Gebothe, saget Christus, seien einander gleich: weil das eine so nothwendig als das andere ist, und beide so genau miteinander verbunden sind, daß eines ohne das andere nicht bestehen kann: denn wer Gott liebet, wird gewiß auch seine vornehmsten und sichtbaren Geschöpfe, seine Kinder, seine Lieblinge, das heißt, alle Menschen lieben;

ben; und wer den Menschen wegen seiner vortreflichen Eigenschaften liebet, wird gewiß auch den Schöpfer und Urheber derselben lieben. — Diese zwei Gebothe sind auch in Ansehung ihres Umfanges auf eine gewisse Art gleich: denn gleichwie das Geboth Gott über alles zu lieben, alle Pflichten in sich enthält, die wir gegen Gott haben können; so begreift das Geboth von der Liebe des Nächsten alle Pflichten in sich, die wir gegen den Nebenmenschen haben können. Diese Wahrheit drükket Christus mit den Worten aus: In diesen zweien Gebothen besteht das ganze Gesetz und die Propheten, das heißt, diese zwei Gebothe schliessen in sich ein alle jene moralischen Vorschriften, die Moses und die Propheten vorgetragen, und anbefohlen haben. — Weil nun viele Pharisäer beisammen waren; so fragte auch Christus sie, was dann sie von dem Messias hielten, den sie erwarteten, auf den sie ihre ganze Hoffnung setzten; woher Er wohl ihrer Meinung nach entspringen müsse. Da sie nun in der Schrift lasen, daß der Messias aus dem Geschlechte Davids entspringen sollte; und ihre Gedanken niemals auf einen geistlichen Messias,

niemals auf einen Erlöser der Seelen richteten, sondern immer nur einen irdischen König sich vorstellten, der sie von aller körperlichen Dienstbarkeit befreien, und also auf ewige Zeiten zu einem freien Volke machen würde, so sagten sie dieser ihrer Meinung gemäß, daß er vom Geschlechte Davids abstammen würde: denn das Wort, das hier Sohn übersetzet ist, zeiget im Grundtexte einen jeden Abstämmling in noch so entfernten Graden an. — Christus aber gab ihnen zu erkennen, daß sie das, was die Schrift vom Messias sagte, nicht recht verstünden; Er sagte: Wie kann Er dann ein Abkömmling Davids sein, da Ihn selbst David, als er vom Geiste Gottes innerlich geleitet von Ihm redete, seinen Herrn nannte? Christus läugnet hier nicht die Abstammung des Messias vom David, sondern giebt nur zu erkennen, daß nebst der menschlichen Natur, in deren Ansehung Er wirklich vom David abstammte, in Ihm eine höhere Natur, eine erhabnere Abkunft zu suchen sei, in Ansehung derer David Ihn billigst seinen Herrn nennen konnte. — Die Worte, auf welche

Chri-

Christus sich hier bezog, finden sich im 109 Psalme nach der in der katholischen Kirche angenommenen lateinischen Uibersetzung: denn im Hebräischen ist es der 110. Psalm. Dieser Psalm war bei den Juden überhaupt als ein Prophetischer Psalm angenommen, und von der Person Christi erkläret: darum auch Christus denselben ohne Anstand wider die Phariſäer anwenden konnte, um wider sie einen unumstößlichen Beweis zu führen. Die Worte aber haben diesen Sinn: Der Herr hat meinem Herrn alle Herrlichkeit gegeben, und Ihm alle seine Feinde unterworfen; das heißt, Gott der Unendliche, Gott der Schöpfer, der durch die Schöpfung der Herr aller Wesen, vorzüglich aller Menschen ist, hat seinem geliebten Sohne, der wegen der Einigkeit der Natur, die Er mit seinem himmlischen Vater gemein hat, und wegen der Rettung des ganzen menschlichen Geschlechts, die Er auf sich nimmt, auch ein Herr aller Menschen ist, Theil an seiner göttlichen Herrlichkeit nehmen lassen, und alle Feinde desselben, die sich seinem göttlichen Erlösungswerke entgegen stämmten, zu Boden geschlagen. Das wollen die beiden erhabenen Aus-

drükke der heiligen Dichtkunst sagen: in denen Gott der himmlische Vater als redend eingeführet wird. — Nun machet Christus den Schluß: wenn nun David den Messias seinen Herrn nennt, wie ist es möglich, daß Er nur sein Abkömmling sein kann? Diese zweite Frage enthält nachstehende Beantwortung der ersten Frage. Wenn nun David, der ein freier König war, und also keinen Herrn über sich auf Erde erkannte, den Messias seinen Herrn nannte, so muß dieser Messias ja mehr als ein purer Mensch, mehr als ein purer Nachkömmling des Davids sein. Es ist also klar, daß der Messias nebst seiner menschlichen Natur, auch eine höhere, eine göttliche Natur haben müsse, die ihn zum Herrn des Davids und aller Könige machte. — Auf diese Frage wußten sie nichts zu antworten; sie fühlten die Gründlichkeit der Worte Jesu; sie erkannten die Wahrheit, und sahen wohl ein, daß sie nichts mit Grunde antworten könnten: aber doch wollten sie die Wahrheit und ihre Uiberzeigung nicht eingestehn; sie schwiegen also still. Jedoch da sie sahen, daß sie der Weisheit Jesu nicht widerstehn konnten, so getraueten sie sich auch

von

von selber Zeit an nicht mehr an Ihn eine fernere dergleichen verfängliche Frage zu machen.

Gegenstände

für den Volksunterricht.

Uiber den 35ten Vers.

Von falscher verstellter Freundschaft. — Religionsgespräche können geführet werden allein sie müssen zum geistlichen Nutzen dienen, 1. dessen, der sie führet; 2. dessen, mit dem man sie führet.

Uiber den 36ten Vers.

Der Christ muß aus Begierde seine Religion zu kennen, öfters sich selbst um ihre Lehren und Gebothe befragen: denn die Kenntniß der Religion ist eine Sache, zu der 1. alle Menschen, 2. für alle Zeiten verpflichtet sind.

Uiber den 37ten Vers.

Von der Liebe Gottes können hauptsächlich zwei Stükke betrachtet werden, 1. der Grund der Liebe zu Gott, 2. die Folgen derselben. — Eigenschaften der Liebe Gottes sind vorzüglich drei: denn sie muß sein 1. grösser als die Liebe zu einem jeden andern Wesen; 2 sie muß herrschend sein, das ist, auf alle Handlungen des Christen Einfluß haben; 3 sie muß wirksam sein, und sichere Wirkungen haben. — Man muß Gott lieben 1. wegen Seiner selbsten, 2. mehr als alles andere Wesen.

Uiber den 38ten Vers.

Die Grundtugend eines Christen, auf der alle übrige beruhen, ist die Liebe zu Gott: denn 1. wer Gott wahrhaft und aufrichtig liebet, übet alle Tugenden aus; 2. alle Tugenden verlieren den Werth christlicher Tugenden, wenn sie ohne Liebe zu Gott ausgeübet werden.

Uiber den 39ten Vers.

Das Geboth von der Liebe des Nebenmenschen ist so wichtig, als das Geboth von der Liebe Gottes: weil eine Liebe ohne die andere nicht bestehen kann. Denn 1. wer Gott aufrichtig liebet, muß seinen Nächsten ebenfalls wahrhaft lieben: 2. wer seinen Nächsten liebet, kann nicht ohne Liebe zu Gott sein. — Die Liebe des Nächsten ohne Liebe zu Gott ist vielmehr nichts als Selbstliebe, die niemals auf den wahren Nutzen des Nebenmenschen sieht; die nicht selten für den Nebenmenschen schädlich ist. — Man muß alle Menschen lieben wie sich selbst, das heißt, man muß 1. andern nichts von dem thun, was man von andern nicht leiden will; 2. alles Uibel von andern abwenden, das man von sich selbst entfernen will; 3. alles jene Gute andern erweisen, das man selbst von andern wünschet.

Uiber den 40ten Vers.

Wer den Nächsten aufrichtig liebet, erfüllet alle Pflichten, die ihm von Gott in An-

Ansehung des Nebenmenschen anbefohlen sind.

Uiber den 43ten und 44ten Vers.

Von der Gottheit Jesu.

Uiber den 46ten Vers.

Da Christus die Offenbarung Gottes den Pharisäern entgegensetzte, wußten sie nichts mehr zu antworten. Dieses ist die Wirkung der Offenbarung; sie fordert von uns 1. einen festen Glauben; 2. eine aufrichtige Folgsamkeit.

Skelet.

Uiber den 37ten Vers.

Daß wir zur Liebe Gottes verbunden sind, ist eine Wahrheit, die aus den angeführten Schriftworten so klar abzunehmen ist, daß sie gar keinem Zweifel mehr unterliegen kann. Christus sagt uns, daß ein Geboth sei, Gott über alles zu lieben; daß dieses das erste, das größte, das wichtigste Geboth sei? wer kann noch daran zweifeln? Und ist nicht dieses die Eigenschaft eines jeden Gebothes, eines jeden Gesetzes, daß alle jene zu seiner Beobachtung verbunden sind, denen es ist gegeben worden? Es ist also eine allgemeine Schuldigkeit die gehörigen Mittel anzuwenden, daß wir die Liebe zu Gott in uns erhalten, und vermehren. Welche sind dann aber diese gehörigen Mittel; und woher müssen wir insbesondere das Kenntniß dieser Mittel zu erlangen trachten? Diese beiden Fragen gedenke ich heut zu beantworten. — Um die Liebe zu Gott in uns zu erhalten und zu vermehren ist uns vorzüglich die

Gna-

Gnade Gottes vonnöthen; und das Mittel diese zu erlangen, ist ein eifriges, anhaltendes Gebeth. Doch nebst dieser Gnade ist uns noch nothwendig, daß wir auch eine hinlängliche Kenntniß der göttlichen Eigenschaften überhaupt, insbesondere aber derjenigen haben, die auf unsere Glükkseligkeit einen näheren Bezug haben; dergleichen sind seine Allmacht, seine Weisheit, seine Güte gegen uns, seine Vaterliebe: denn das Kenntniß dieser Eigenschaften nur ist der Grund der Liebe, die wir gegen Ihn haben müssen. Dieses ist die Eigenschaft der Liebe gegen den Menschen, daß er den liebet, die ihm Gutes thun wollen, und können, und auch wirklich thun; und nun wer kann uns so viel Gutes thun, als der Allmächtige, und Allweise? Wer will uns so viel Gutes thun, als der unendlich Gütige? Wer thut uns so viel Gutes, als der Schöpfer, der uns mehr liebet, als der Vater seinen Sohn, mehr als die Mutter ihren Säugling liebet? Und sollten wir durch eine lebhafte Vorstellung dieser göttlichen Eigenschaften zur Liebe gegen Gott nicht angeflammet werden? Gewiß

wird

wird diese Folge entstehen; gewiß wird diese Liebe desto stärker in uns werden, je öfter wir diese Betrachtungen anstellen werden; je lebhafter und selbst sinnlicher wir uns diese Eigenschaften vorstellen werden? So macht es der Erzieher, der seinem Zöglinge Liebe gegen jemanden einflössen will; er stellt ihm mahlerisch, er stellet ihm öfter vor, wie viel Gutes er von diesem schon erhalten hat, und wie viel er noch erhalten kann, wahrscheinlicher Weise noch erhalten wird. So muß es der Christ mit sich selbst machen; er muß sich selbst lebhaft vorstellen, wie viel Gutes er von Gott schon am Leibe und an der Seele erhalten hat, u. s. w. Dieses lehret uns die Schrift: denn auch sie muntert uns nur durch die Liebe, die Gott gegen uns so oft geäussert hat, zur Gegenliebe auf. Wenn Gott für uns ist, wer ist wider uns; der seinem eigenen Sohn nicht geschonet, sondern Ihn für uns alle dargegeben hat, wie soll uns der nicht auch alles andere mit Ihm geschenket haben? Was soll uns sodann von seiner Liebe trennen? Qual oder Angst? Hunger oder

Blöß-

Blösse? Verfolgung oder Tod? Es ist zwar geschrieben: Wegen deiner sind wir unaufhörlich dem Tode ausgesetzet; allein wir überwinden alles aus Liebe zu dem, der uns geliebet hat. Darum bin ich versichert, daß weder Tod noch Leben, noch ein Geschöpf uns von der Liebe Gottes abwenden kann. Diese sind die Worte des h. Paulus. Kürzer redet der h. Johannes: Aus diesem erscheint die Liebe Gottes gegen uns, daß Er seinen eingebohrnen Sohn in die Welt gesandt hat: damit wir durch Ihn leben. Unsere Liebe aber besteht in dem, nicht als wenn wir Ihn zuerst geliebet hätten, sondern weil Er uns zuvor geliebt, und uns seinen Sohn zur Aussöhnung unserer Sünden gesandt hat. Lasset uns also Gott lieben: weil Er uns zu erst geliebet hat. — Aber woher nehmen wir dann eine solche Vorstellung? Die Schrift beschreibt uns diese göttlichen Eigenschaften mit vieler Genauigkeit, und an hundert Stellen; die Bücher des alten Bundes sowohl als des neuen sind voll von solchen Beschreibungen.

Man

Man darf sie nur mit Aufmerksamkeit lesen, und mit Fleisse betrachten; man wird bald erblikken, wie liebenswürdig Gott daselbst geschildert wird. Aber wir haben noch einen zweiten Grund diese herrlichen Eigenschaften Gottes zu erkennen, und dieser liegt in der Natur. Jeder Theil derselben zeiget uns die Majestät Gottes, seine Allmacht, Weisheit, Gütigkeit auf eine unverkennbare Art an. Jedes Thier vom größten bis zum kleinsten, jedes Bäumchen, jede Pflanze saget es uns deutlich, daß ein Gott ist; dessen Willen durch nichts kann gehindert werden; dessen Allmacht keine Kraft widerstehen kann; dessen Weisheit alles zu einem gehörigen Zwekke durch die schikklichsten und sichersten Mittel anwendet, dessen Güte sich auf alles erstrekket, auf das, was noch so verächtlich scheint, wie auf das, was wir unter die größten Kostbarkeiten zählen. Wer nähret die Thiere auf eine ihnen ganz angemessene Art; die tausende Arten derselben auf eine Weise, die ihrer Natur am zuträglichsten ist, als Gott? Wer giebt den Blumen Zierde, Schönheit und Wachsthum, als Gott? So giebt also auch Gott dem Menschen alles, was er Gutes

hat,

hat, und haben kann, nur allein. Aus der Betrachtung der Natur demnach könnet ihr die Eigenschaften Gottes erkennen, die auf euer Bestes Bezug haben. Die Natur ist das offene Buch, in dem ihr alle lesen könnet, wenn ihr nur aufmerksam sein wollet, die herrlichen Eigenschaften ihres Schöpfers. Jede Veränderung in unserem Dunstkreise, jede Naturereigniß, selbst die, die sonst den Kurzsichtigsten erschüttert, und in Furcht versetzet, Blitz und Donner, Regengüsse und Sturmwinde, sind eine Folge göttlicher Güte gegen uns Menschen. Welches tausendfache Elend für den Menschen würde es sein, wenn kein Donner die schwüle Luft an heissen Sommertagen zum Besten der Gesundheit des Menschen erschütterte! u. s. w. Selbst die Schrift beider Testamente machet uns auf die natürlichen Ereignisse, auf die leblosen und lebendigen Geschöpfe aufmerksam. Die Himmel verkündigen die Herrlichkeit Gottes und das Firmament (der weite Raum rund um die Erde) giebt uns seine wirksame Macht zu erkennen. Hundert andere Stellen übergehen wir hier mit Stillschweigen; aber das, was Christus saget:

get: Sehet an die Vögel der Luft, die weder akkern noch säen, noch einärnten, und doch vom himmlischen Vater ernähret werden; sehet an die Lilien des Feldes, die ohne zu nähen und spienen dennoch vom himmlischen Vater herrlicher gezieret sind, als je Könige in ihrem schönsten Schmukke waren, können nicht übergangen werden. — Aus der Natur also und aus der Schrift lernet jene Eigenschaften Gottes kennen, die auf eure Glükkseligkeit einen näheren Bezug haben: durchforschet sie genau. Von der Erkenntniß dieser Eigenschaften werdet ihr das erlangen, daß die Liebe zu Gott in euch stäts erhalten, und vermehret werde. Je stärker die Liebe zu Gott in uns ist, desto leichter werden wir auch Gottes Gebothe erfüllen, desto gewisser unsere Seligkeit wirken.

Anmerkung

Die Beweise von Gottes Macht, Güte, Weisheit, die wir von der Natur hernehmen, sind, wenn sie gut auseinander gesetzet, und anschaulich vorgetragen werden, für jedermann faßlich; dringen leicht in das Gemüth, halten sich fest im Gedächtnisse, und werden leicht und oft wiederum erwekket, so daß sie von grossem Nutzen sind; sie haben auch viele Annehmlichkeit und Reiz für den Zuhörer: darum sie dann auch von den Seelensorgern nicht so sehr sollten vernachlässiget werden, als es wirklich geschieht. Nur muß ich hier anmerken, daß es eben nicht nöthig ist alle, oder doch mehrere Klassen natürlicher Dinge anzuführen: eine allein, oder zwei wären hinlänglich. Daß ich mehrere zusammen in dem oben angesetzten Skelete angeführet habe, geschah nur darum, um die Herren Arbeiter im Weinberge des Herrn aufmerksam zu machen auf das, wovon sie nach den verschiedenen Umständen ihrer Zuhörer reden könnten; nicht aber, daß sie von allen zugleich reden sollten.

Predigt.

Uiber den 37ten Vers.

Eingang.

Der Pharisäer, der im heutigen Evangelium Christum fragte, welches das erhabenste, wichtigste und vornehmste Geboth aus allen seie, die im mosaischen Gesetze enthalten sind, erhielt von Ihm die Antwort, daß das vorzüglichste Geboth dasjenige sei, welches uns anbefielt Gott über alles zu lieben; Ihm aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele, aus allen unsern Kräften zu lieben. Ja, liebe Christen, dieses ist das wichtigste Geboth: weil es den erhabensten Gegenstand, den unerforschlichen Gott selbst hat; weil es unendlich weit ausgebreitet ist, und alle übrigen Gebothe in sich enthält; weil es alle Menschen ohne Ausnahme verpflichtet. Alle Menschen sind verpflichtet

Gott über alles aus ganzer Seele, aus ganzem Herzen und aus allen ihren Kräften zu lieben. Dieses Geboth verdienet eben darum weitschichtiger behandelt, und erkläret zu werden. Wie liebet man dann Gott über alles? Wie liebet man Gott aus ganzer Seele, aus ganzem Herzen, aus allen Kräften? Uiber alles liebet man Gott, wenn man Ihn mehr liebet als alle Menschen, als alle Güter dieser Welt, mehr als sich selbsten; und wenn man alle übrige Wesen nur wegen Gott liebet. Aus ganzer Seele, aus ganzem Herzen, aus allen Kräften liebet man Ihn, wenn man alles, was man thut, nur aus Liebe, Ehrfurcht und Zuneigung gegen Ihn thut.

Den ersten Theil dieses Gebothes behalte ich mir auf eine andere Gelegenheit vor zu behandeln; den zweiten habe ich mir heut zum Stoffe meiner Rede gewählet. Ich beweise hievon, daß es eine Pflicht des Christen sei alles wegen Gott aus Liebe, Hochachtung und Zuneigung gegen Ihn zu machen; dieses ist der Gegenstand meines ersten Theils: ich zeige zweitens, wie das

mög-

möglich ist; und dieses ist der Gegenstand meines zweiten Theiles. Kann ich etwas Wichtigeres für euch zur Lehre wählen? Kann ich etwas wählen, was mehr eure Aufmerksamkeit verdienen könnte? Ich schmeichle mir auch, daß ihr sie mir heut ganz schenken werdet. Vernehmet mich.

Erster Theil.

Wenn wir die Schriftworte, die ich zum Vorspruche gewählet habe, genauer betrachte, so finde ich, daß ein zweifaches Geboth in selben enthalten ist: denn erstens ist uns hier gebothen die Liebe selbsten; zweitens die Art, wie wir Gott lieben sollen. Die Art Gott zu lieben wird ausgedrükket durch die Worte: **aus ganzer Seele, aus ganzem Gemüthe, aus allen Kräften.** Wie kann man dann aber Gott aus allen Kräften lieben? Der nur liebet Gott aus allen Kräften, der alle seine Kräfte nur aus Liebe Gottes anwendet. Die Kräfte des Menschen aber äussern sich in allen sowohl äusserlichen als innerlichen Handlungen; man wendet seine verschiedenen Kräfte an, wenn man etwas unternimmt, oder thut. Die Gedanken, die Entschlüsse des Willens, die Reden, die äusserlichen Handlungen sind Anwendungen unserer Kräfte; wenn sie also alle jederzeit ihren Grund in der Liebe zu Gott haben, so liebet man Gott aus allen Kräften. Da uns

nun

nun befohlen ist, Gott aus allen Kräften zu lieben, so ist uns auch befohlen, alle unsere Gedanken, alle unsere Begierden des Willens, alle unsere Reden, alle unsere körperlichen Handlungen, nur aus Liebe zu Gott zu unternehmen. Allein, wir haben nicht nothwendig unsern Satz durch einen solchen Beweis erst festzusetzen: der h. Paulus bringet ihn mit ganz kurzen und ausdrükklichen Worten vor; mit Worten, die keinem Zweifel mehr unterliegen können. Er will am Schlusse eines seiner Briefe den Christen noch einmal die wichtigsten Lehrstükke tief einprägen, und sagte nebst vielen andern: **Verrichtet alles aus Liebe.** Zeiget das nicht eine ernsthafte Ermahnung zu einer Schuldigkeit aller Christen an? Oder glaubet ihr etwann, Paulus gebe hier nur einen Rath, den zu befolgen oder nicht zu befolgen es einem jeden frei stehe? Nein liebe Christen: Paulus erkläret sich selbst deutlicher; diese Worte sind nur ein kurzgefaßter Schluß einer weitschichtigeren Lehre, die er vorher seinen Lehrlingen gegeben hat: denn er sagte mit ausdrükklichen Worten, das alle Handlungen, wenn sie noch so gut zu sein scheinen, und nicht

aus der Liebe entspringen, vor Gott nichts gelten; Gott nicht angenehm sind. Höret seine Worte. Er saget: Wenn ich die Sprachen aller Menschen und Engel redete, die Liebe aber nicht hätte, wäre ich ein leerer Schall eines tönenden Erzes, oder einer klingenden Zimbel. Hätte ich auch die Gabe der Weissagung; verstände ich alle Geheimnisse, besässe ich alle Wissenschaften; wäre mein Glauben so groß, daß ich selbst Berge versetzen könnte; und mangelte mir dabei die Liebe, so wäre ich nichts. Wenn ich auch mein ganzes Vermögen zur Erhaltung der Armen austheilte; wenn ich meinem Körper selbst zum Verbrennen hingäbe; aber ohne Liebe wäre, so nützte es mir nichts. Der lebendigste Glauben also; das eifrigste Bestreben um die Wissenschaft des Heils; die reichlichste Vertheilung des Almosens: selbst der Martertod nützet ohne Liebe zu Gott nach diesen Worten des Apostels nichts; was werden dann erst andere Werke nützen, die in Ansehung ihres Gegenstandes bei weitem nicht so vollkommen

men sind, als die, welche Paulus angeführet hat?

Die Liebe zu Gott muß also alle Handlungen des Christen beseelen; die Liebe zu Gott muß sie alle heiligen. Das ist eben jene Lehre, die uns Christus giebt, wenn er saget, die Gerechtigkeit derer, die seiner Lehre beipflichten, die seine Schüler sein wollen, die seinen Glauben annehmen, seinen Namen bekennen wollen, mit einem Worte, die Gerechtigkeit der Christen müsse weit grösser und vollkommener sein, als die Gerechtigkeit der Schriftgelehrten des alten Bundes war. Die Juden begnügten sich, wenn sie nur den Buchstaben des Gesetzes beobachteten: wenn sie nur äusserlich als gesetzte, sittsame Männer und Beobachter des göttlichen Gesetz zu sein schienen: aber wir Christen, die wir nicht mehr unter dem Gesetze der Furcht seufzen, sondern unter dem freudenvollen Gesetze der Liebe leben, wir müssen nicht nur das, was uns anbefohlen ist, sondern auch alles andere, was wir immer thun, nur allein aus Liebe zu Gott thun. Ihr möget essen, oder trinken, oder, was es sonst immer ist, unternehmen, so machet alles zur Ehre

re

re Gottes. Diese Lehre giebt Paulus denen bekehrten Christen an mehr Orten. Alles also, was ein Christ immer machet, soll er zur Ehre, das ist aus Liebe zu Gott thun. Die Liebe Gottes muß der Zwekk aller Handlungen sein, so wie sie der Zwekk aller Gebothe ist. Und hier, Andächtige, sehet ihr die Ursache, warum die himmlischen Belohnungen nur, oder doch vorzüglich denen verheissen sind, die Gott aufrichtig lieben; hier sehet ihr die Ursache, warum die Schrift, so oft sie den Menschen aus der Vorstellung himmlischer Belohnungen zu Tugenden aufmuntert, stäts hinzusetzet, daß diese Belohnungen nur denen verheissen, nur denen vorbereitet sind, die Gott lieben. Kein Aug hat es gesehen: saget Paulus, kein Ohr hat es gehöret, und keines Menschen Verstand hat es begriffen, was Gott denen vorbereitet hat, die Ihn lieben. So redet Paulus, und eine gleiche Sprache führet Jakobus. Selig ist derjenige, saget er, der die Versuchungen aushält: denn er wird nach seiner Prüfung die Krone des Lebens empfangen, welche Gott denen verheissen hat, die Ihn lieben. O wie

vie-

viele andere Stellen der heiligen Schrift könnte ich noch anführen, in denen eine gleiche Sprache geführet wird: allein ich umgehe sie mit Stillschweigen: weil ihr schon aus diesen zweien ganz von der Wahrheit dessen, was ich sage, überzeugt sein könnet. Eine nur kann ich mit Stillschweigen nicht übergehen: weil sie zugleich einen herrlichen Trost enthält für die Armen dieser Welt, deren Anzahl immer sehr groß ist. Höret, sind die Worte der heiligen Schrift, höret, ihr Brüder, hat nicht Gott die Armen in dieser Welt auserkohren, sie im Glauben reich zu machen, und ihnen die Erbschaft jenes Reiches zu geben, das er denen versprochen hat, die Ihn lieben. Die himmlische Krone, der ewige Lohn, die Erbschaft des himmlischen Reiches ist denen nur vorbereitet, die Gott lieben: so muß also nur das den Menschen bei Gott beliebt machen, was aus Liebe zu Ihm geschieht. Und muß der Christ demnach nicht sich bestreben, alles, was er thut, aus Liebe zu Gott zu thun? Muß er es nicht für seine Schuldigkeit ansehen?

Zweiter Theil.

Aber wie ist dann das möglich? Werdet ihr mich, Geliebte, vielleicht fragen; sollte man bei jeder einzelnen Handlung einen ausdrükklichen Entschluß fassen, dieses will ich aus Liebe zu Gott thun? Sollte man nur immer auf Gott und auf nichts anderes denken? Wie würde das möglich sein? Allein das ist auch nicht nothwendig. Was ist also eigentlich des Christen Pflicht? Dieses will ich euch kurz erklären; aber ich bitte euch zugleich eure Aufmerksamkeit zu verdoppeln. Es giebt vier Arten, auf welche man alles, aus Liebe zn Gott thun kann: eine aus diesen vier Arten ist allzeit für den Christen möglich. Am allerersten kann man etwas thun, oder unterlassen aus der ausdrükklichen Ursache, weil man weiß, daß es Gott so von uns fordert, daß Er das erste befielt, das andere verbietet; oder auch kann man etwas, was von Gottesgesetze nicht bestimmt ist, thun aber mit bereitwilligem Gemüthe es ganz zu unterlassen, wenn es Gott verlangte. Hier lie-

liebe Christen, hier ist die Liebe der wahre Grund unserer Handlungen; auf diese Art erfüllet der Christ alle Gebothe Gottes aus Liebe zu seinem Schöpfer, das heißt, auf eine wahrhaft christliche Weise, auf diese Art kann man seine Liebe zu Gott äussern, wenn man seinen Feinden verzeihet, seinen Zorn mässiget, seine Hand vom fremden Gute zurükkezieht, Almosen austheilet. Zweitens können wir die Pflichten unseres Standes erfüllen, und jenes, was denselben zuwider ist, unterlassen, aus der Ursache: weil uns Gott durch seine weise Vorsicht in jenem Stand versetzet hat, mit dem diese Pflichten verbunden sind. Jeder, der so denket, thut dem Gebothe Gott über alles zu lieben genug der Handwerker bei seiner Werkstätte, der Soldat auf der Wache, der Bauer hinter den Pfluge, der Richter in der Studierstube, der Staatsbediente am Schreibpulte, der Vater bei der Erziehung seiner Kinder. Drittens kann man etwas thun, damit man sich zu den Pflichten des Christenthumes, und seines Standes fähig mache; oder daß ich noch deutlicher erkläre, damit man seine Liebe zu Gott auf die ersten zwei Arten äussern könne;

ne. Diese Absicht kann man haben beim Essen, Trinken, Schlafen, bei Ergötzlichkeiten und Unterhaltungen, bei dem Gebrauche der Arzneien, und dergleichen; auf diese Art nur kömmt man der Ermahnung des h. Paulus nach in der schon obenangeführten Stelle. Viertens endlich kann man etwas nur aus der Ursache thun, damit wir die Gott schuldige Ehrfurcht und Liebe bezeigen, und sie in uns oder in andern hervorbringen, erhalten, vermehren; hierzu gehören alle Gebethe, Gesänge, christliche Ermahnungen, Verbreitung und Anhörung des göttlichen Wortes und dergleichen. So kannst du mein Christ eine jede deiner Handlungen, wegen Gott, aus Liebe und Ehrfurcht zu Ihm, zu diesem deinem höchsten Herrn, deinem allgütigen Vater, jede auf eine wahrhaft christliche Art verrichten: so kannst du für jede deiner Handlungen, sie mag noch so klein, noch so unbedeutend, ausser dem noch so gleichgiltig sein, einen sichern Lohn im Himmel, die Krone der Gerechtigkeit versprechen.

Also soll der Christ bei allem dem, was er machet, was er anfängt, eine besondere Meinung machen? Also soll er vor allem

dem,

dem, was er unternimmt einen besondern Entschluß fassen, aus welcher Absicht er es unternehmen wolle? Nein, dieses wird nicht erfordert, dieses kann nicht erfordert werden. Hier ist es mehr um eine allgemeine Gemüthsbeschaffenheit; um eine allgemeine Gemüthsstimmung zu thun, als um einen sondertheitlichen Entschluß des Willens. Uiberhaupt muß der Christ geneigt, muß er fest entschlossen sein, nur aus diesen Absichten allein zu handeln; und niemals sich einen andern Zwekk zum Augenmerke zu nehmen: sollte er aber merken, daß seine Handlungen durch je eine andere Absicht geleitet würden; sollte er gewahr werden, daß niedrigere Beweggründe ihn zu leiten anfangen, so muß er sogleich seinen Geist wiederum zu Gott erheben; wiederum einen erhabneren Zwekk für seine Handlungen wählen; wiederum in sich den Geist der Liebe und Ehrfurcht zu seinem Schöpfer erwekken, und nur mit diesem Geiste sein Thun und Lassen wiederum heiligen. Um aber diese Gemüthsbeschaffenheit, diese Gemüthsstimmung stäts zu erhalten, so muß der Christ öfters durch die Betrachtung der göttlichen Vaterliebe gegen uns und an-

derer

derer göttlicher Eigenschaften in sich die wahre Ehrfurcht und Liebe zu Gott zu erneuern, zu vermehren, zu vervollkommnern trachten, wie ich euch Geliebte schon ein anderes Mal belehret habe. Wie leicht ist aber für einen Christen nicht, diese Gemüthsbeschaffenheit in sich zu erhalten! Glaubet ihr aber etwann diese allgemeine Gemüthsstimmung seie nicht hinlänglich; so erinnert euch nur, daß man in keinem Falle anderst zu handeln pflege, daß es die menschliche Natur mit sich bringe, nur durch solche allgemeine Stimmungen und Anlagen leiten zu lassen. Der Mitleidige giebt Almosen aus wahrem Mitleiden gegen den Dürftigen, obwohl er damals, da er das Almosen hinreichet, bei sich den ausdrüklichen Entschluß nicht hat, daß er es aus Mitleiden gebe. Auf gleiche Weise geschieht es auch bei andern Neigungen des Menschen; und so müssen wir auch sagen, daß der Mensch aus wahrer Liebe zu Gott handelt, wenn er nur jene allgemeine Gemüthsbeschaffenheit, von der ich eben geredet habe, an sich hat, und sie beizubehalten sich bestrebet.

Beschluß.

Trachtet also, liebste Christen, öfters die Liebe zu Gott zu erneuern; erwekket öfters in euch den festen Entschluß nichts zu thun als nur aus dieser Liebe, aus Rükksicht Gottes; machet öfter den Schluß nur das zu thun, was Gott wohlgefällig ist; alles zu verlassen, was Ihn mißfällig; die Pflichten eures Standes zu erfüllen nur darum, weil Gott euch in diesen Stand gesetzet hat, mit dem diese Pflichten verbunden sind, und euch eben dadurch seinen Willen zu erkennen giebt, daß ihr dieselben erfüllen sollet; machet öfters den Entschluß selbst natürliche Handlungen, darum vorzüglich vorzunehmen: damit ihr allen euren Pflichten aus gehörigen Absichten Genüge leisten könnet. Diesen Entschluß erneuert öfters; ihr habt dazu keine lange Zeit, keine bestimmte Formel nothwendig: ein augenblikklicher Gedanken, wenn er aufrichtig und ernsthaft ist, wirket mehr als oft stun-

den-

denlange Gebethformeln, die der Mund zwar ausspricht, von denen das Herz aber nichts weiß. In euren Gedanken nur erneuert diese Absicht öfters, und ihr könnet euch mit einer Art Trostes sagen, daß ihr der Anleitung des heiligen Paulus folget, der euch gesaget hat: Verrichtet alles aus Liebe; und ihr könnet getrost hoffen, daß auch euch die Krone der Gerechtigkeit vorbehalten ist, die Gott denen vorbereitet hat, die Ihn lieben. Amen.

Am achtzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Umschreibung des Evangeliums

Matth. 9 Hauptstükk. 1 — 8 Vers.

Nachdem die Gergesäner wegen des Verlustes ihrer Schweine Jesum gebethen hatten, daß Er ihre Gegend verlassen möchte, bestieg Er ein Schifflein, fuhr über den See zurükke, und kam nach Kapernaum, wie der griechische Namen lautet, oder wie wir zu sagen pflegen, Kapharnaum; in welcher Stadt er vermuthlich eine eigene Wohnung hatte, die jedermann bekannt war: darum sie auch seine eigene Stadt genannt wurde. — Kaum kam Er daselbst an, so trug man zu Ihm auf einem Tragbette einen Gichtbrüchigen, daß ist, einen Menschen, der an allen Gliedern gelähmt war. Da nun Jesus sah, daß sowohl der Kranke als auch die Träger nicht nur allein glaubten, daß Er helfen könne, sondern auch das gänzliche Zutrauen hatten,

daß Er ihm helfen werde, so war Er auch schon bereit eine Hilfe dem Kranken angedeihen zu lassen. Weil aber Christus vorzüglich zum Heile der Seelen auf diese Welt gekommen ist, so wollte Er auch diesen Menschen am allerersten an seiner Seele gesund haben, hernach aber erst an seinem Leibe: darum sagte Er zu ihm: Sei gutes Muthes mein Sohn, und werde nicht kleinmüthig; deine Sünden sind dir vergeben. Diese Geschichte ergänzen die Evangelisten Markus und Lukas, die uns erzählen, was Matthäus verschweiget; nämlich daß in dem Hause, in dem Jesus Sich befand, eine solche Menge Menschen war, daß die Träger mit keiner Gewalt zu Jesu kommen konnten. Sie giengen also über die Stiege auf das Hausdach hinauf über das Zimmer, in dem Jesus war; brachen mit vieler Mühe das Dach und den obern Boden des Zimmers auf, und liessen das Bett, auf dem der Kranke lag, auf Strikken hinab in das Zimmer. Dieses besser zu verstehen muß man sich erinnern, daß in Orient die Stiegen der Häuser an den äussern Mauern, und die Dächer flach und von gebrannten Steinen oder Ziegeln gemacht

wa-

waren, die dann konnten aufgebrochen werden. Aus dieser vielen Mühe konnte demnach jedermann die Grösse ihres Glaubens und Zutrauens ersehen. — Allein die Rede Jesu an den Kranken brachte bei einigen der Gegenwärtigen ganz andere Gesinnungen hervor; sie dachten, Er lästere Gott; Er wolle sich eine Macht anmassen, die nur Gott allein zukomme, die Er sodann nicht haben könne, die Vergebung nämlich der Sünden: denn daß Er Gott sei, wollten sie keineswegs zulassen. Jedoch dachten nicht alle so: sondern einige erkannten an Ihm den ausserordentlichen Wohlthäter, den von Gott besonders geliebten, mit besondern Gaben ausgezierten Mann, den selbst durch einen himmlischen Schall erklärten Sohn Gottes. Nur einige waren es also, die Jesum für einen Gatteslästerer hielten, und eben dadurch selbst Gotteslästerer wurden. — Christus aber erkannte ihre Gedanken, obwohl sie dieselben mit Worten nicht zu erkennen gaben; Er gab ihnen auch zugleich Beweise, daß Er sie erkännte: indem Er zu ihnen sagte: Warum unterhaltet ihr so boshafte Gedanken in eu-

ren Herzen? Er wollte sagen: Ich weiß, was ihr denket; Ich weiß, daß ihr Mich für einen Gotteslästerer haltet: aber diese Gedanken sind im hohen Grade boshaft: denn schon aus dem, daß Ich eure Gedanken erkenne, und also unläugbar eine Eigenschaft besitze, die nur Gott zukommen kann, solltet ihr schliessen, daß in Mir ein erhabneres Wesen, ein göttliches Wesen wohne; daß Ich also unmöglich ein Gotteslästerer sein könne, sondern wirklich Macht habe die Sünden denen, die sich ernstlich bessern wollen, zu verzeihen. — Und dennoch will Ich euch noch einen deutlicheren Beweis geben, daß ich mit Rechte und auch mit Wirksamkeit dem Gelähmten sagen konnte, ihm seien seine Sünden vergeben. Urtheilet nur selbsten, was ist leichter zu sagen: Dir sind deine Sünden verziehen und nachgelassen; oder: Stehe auf und gehe von dannen? Von der Wirksamkeit der ersten Worte könnet ihr keinen unmittelbaren Beweis haben; von der Wirksamkeit der letzten aber muß der Erfolg die Wahrheit an den Tag legen. Wenn ich also diese letzten Worte ausspreche, und der Gesunde ge-

ne-

neset darnach, so könnet ihr auch, so müsset ihr auch den Schluß machen, daß Ich eben sowohl mit Wirksamkeit ihm die Nachlassung seiner Sünden zusichern konnte. — Ja ihr sollet es sehen, daß Ich selbst in meiner menschlichen Natur, da ihr an mir nichts als einen Menschen erkennen wollet, dennoch schon die Macht habe auf Erden die Sünden nachzulassen, zu vergeben. Um sie nun von der Wahrheit gänzlich zu überzeugen, so sprach Er zu dem lahmen Menschen: Stehe auf, nimm dein Bett, trag es nach Hause. — Durch diese Worte machte Christus diesen Kranken vollkommen gesund: denn er stand augenblikklich frisch und gesund auf, gieng ungehindert nach Hause, und konnte sogar sein Bett, auf dem er gelegen hatte, mit sich tragen. So mußten sie also sehen können, daß Christus mit Gotteskraft begabt war, und es Ihm sodann zustand auch Sündern ihre Fehltritte und Ausschweifungen zu vergeben. — Es wurden auch wirklich alle aus dem Volke, die bei diesem Zufalle zugegen waren, mit Verwunderung erfüllet über diese so schnelle Gesundmachung eines Kranken, den sie vielleicht für unheilbar hielten. Weil

sie aber auch zugleich wohl erkannten, daß diese Kraft nur von Gott herkommen könne, so ehoben sie auch zu Ihm ihren Geist, dankten Ihm, und lobten Ihn, daß Er eine so ausserordentliche Kraft den Menschen habe verleihen wollen. Es scheint aber, daß sie dessen ungeachtet doch noch nicht glaubten, daß Christus wahrer Gott sei; weil sie darum Gott lobten, daß Er dem Meuschen die Gewalt gegeben habe, Kranke gesund zu machen und Sünden zu vergeben.

Anmerkungen.

Aus dem, daß Christus ehe dem Gichtbrüchigen, daß ist dem Gelähmten die Sünden nachgelassen habe, als Er ihm die Gesundheit ertheilte, kann man den Schluß nicht machen, daß dieser Mensch sich seine Krankheit durch Ausschweifungen und Sünden zugezogen habe. Noch viel mehr aber fehlen diejenigen, welche daraus schliessen wollen; daß alle Krankheiten ihren Ursprung von einer Sünde haben: weil schon selbst Christus diese Meinung widerlegte, da Er sagte, daß die Blindheit des Blindgebohrnen weder von einer seiner Sünden, noch von einer Sünde seiner Eltern herkomme, sondern über ihn nur zur Verherrlichung des göttlicheu Namens gekommen sei. Man muß sich also auch um so viel mehr hüten eine solche Meinung auf der Kanzel vorzutrageu: weil sie leicht Menschen von einem reizbareren Nervenbau, und zärteren Gewissen im Falle einer Krankheit gar zu sehr ängstigen und kleinmüthig machen könnte.

Gegenstände für den Volksunterricht.

Uiber den 2ten Vers.

Die Träger, die den Gelähmten zu Christo trugen, waren für die Noth des Kranken so sehr besorgt, als wenn sie selbst in gleicher Noth gewesen wären. Auch wir müssen uns um unsern Nächsten in seiner Noth eben so sehr bemühen ihm Hilfe zu verschaffen, als wir selbst in eigner Noth uns um Abhilfe bekümmern, ja man muß fremde Noth, fremdes Elend wie sein eigenes ansehen und fühlen: denn 1. solange wir nicht dieses thun, so lange werden wir das Geboth der thätigen Nächstenliebe gewiß nicht erfüllen; 2. wenn wir das thun, dann nur werden wir uns einen Theil äusserlicher Glükkseligkeit verschaffen, da wir uns selbst durch die Ansicht des Elenden, dem wir geholfen haben, fröhliche Stunden verschaffen, und uns viele gute Freunde zuziehen, wodurch wir fröhliche

Aus-

Aussichten in die Zukunft bekommen. — Von den Pflichten, 1. die jene haben, die um den Kranken sind; 2. die der Kranke hat gegen eben jene, die um ihn sind: denn die Pflichten zwischen einem Kranken und jenen, die sich bei ihm befinden, sind wechselseitig, und wichtig. — Nach dem Beispiele eben dieser Männer müssen wir bei der Ausübung der Tugend und Rechtschaffenheit uns 1. von keinem vorkommenden Hindernisse abschrekken lassen, 2. bei keiner Arbeit müde werden, und davon abstehen. — Von der Verzeihnung der Sünden im Sakramente der Busse; und den dazu nöthigen Vorbereitungen. — Man muß bei Krankheiten seine Zuflucht zu Gott nehmen: aber dabei die natürlichen Hilfsmitteln nicht vernachlässigen.

Uiber den 3ten Vers.

Es waren viele Menschen bei der wundervollen Gesundmachung des Kranken im heutigen Evangelium; aber nur die Schriftgelehrten legten die Rede Jesu bös aus. Ein Beweis, daß die Wissenschaft ohne Liebe oder ohne gutes Herz den Menschen zu Feh-

lern

lern verführet. Darum muß man zwar nach Kenntnissen und Wissenschaften, aber auch zugleich nach gutem Herzen trachen: denn 1. Kenntnisse und Wissenschaften können sowohl jedem einzelnen, als auch dem ganzen gemeinen Wesen sehr nützlich sein; werden aber 2. ohne gutes Herz keinen Nutzen bringen. — Das Betragen eines Christen muß gerade das Gegentheil von dem Betragen der Schriftgelehrten sein. Sie beurtheilen die Handlungen Christi zu streng; und ihre eigenen zu gelind, die sie gar für bös nicht halten wollten: der Christ aber muß 1. die Handlungen anderer gelind; 2 seine eigenen aber streng beurtheilen. — Wer die Handlungen anderer böse pfleget zu beurtheilen: der zeiget, daß er Vermessenheit im Beurtheilen, und ein böses Herz hat. 1. Vermessenheit in seinem Urtheile: weil er das, was die Handlungen anderer böse machen kann, nicht einzusehen im Stande ist; 2. ein böses Herz: denn nur dessentwegen können ihm die Handlungen anderer böse scheinen, weil er selbst in ähnlichen Fällen böse zu handeln pfleget. — Von dem Laster der Gotteslästerung. Es kann nur von einem äusserst dummen Geiste, oder

äns-

äusserst boshaften Herzen herkommen; und hat die schädlichsten Folgen für die Religion und den Staat, es muß also mit der größtmöglichsten Sorgfalt vermieden werden.

Uiber den 4ten Vers.

Gott kennet selbst die Gedanken menschlicher Herzen: wir müssen also selbst die bösen Gedanken und Begierden fliehen; wir müssen aber auch gute Gedanken in uns zu erhalten trachten. — Böse Gedanken muß man mit aller Sorgfalt meiden: weil Gott dieselben, wenn sie auch mit bösen äusserlichen Werken nicht verbunden sind, a) erkennet, b) tadelt, c) strafet; 2. weil sie den Menschen gewiß stufenweise bis zu den gröbsten äusserlichen Lastern führen. — Man sieht hier, wie Jesus sich gegen seine unbilligen Tadler und Lästerer beträgt. Er zörnet nicht Er lästert nicht wider; Er belehret sie. Uns zeiget er hiedurch, wie wir uns gegen unsere Lästerer zu betragen haben. 1. Wir sollen uns nicht zörnen, wenn wir unbilliger Weise getadelt, gelästert werden: wir haben auch

sei=

keinen billigen Grund dazu. 2. Wir sollen nicht Tadel mit Tadel erwiedern, oder den lästern, der uns gelästert hat: denn wir erreichen dadurch unsern Zwekk, unsere Rechtfertigung nicht. 3. Wir sollen unsere Lästerer und Verleumder, wie auch die, die ihnen zugehöret haben, über die wahre Beschaffenheit und Rechtmässigkeit unserer Handlungen belehren.

Uiber den 5ten Vers.

Wir können bei unserem Gebethe wahres Zutrauen zu Gott haben: denu Gott giebt uns oft mehr, als was wir bitten. Dieses sehen wir bei dem Kranken im heutigen Evangelium. Der Kranke bath um die Gesundheit des Leibes, und erhielt sie; er erhielt aber auch zugleich die Gesundheit der Seele. — Christus heilet ehe die Seele, und dann erst den Leib, uns zur Lehre, daß wir ehe für einen guten Zustand unserer Seele, als für unseren zeitlichen Wohlstand sorgen müssen.

Uiber den 7ten Vers.

Von den Pflichten dessen, der nach einer Krankheit wieder genesen ist. 1. Mit Dankbarkeit dieser göttlichen Wohlthat geniessen; 2. es für Undankbarkeit gegen Gott halten, wenn man nicht alles vermiede, was einen Rükkfall in die vorige Krankheit verursachte.

Gegenstand

über das ganze Evangelium

für eine Homilie der höheren Art.

Christi Göttliche Natur zeiget sich hier durch drei Kenntzeichen: denn 1. weiß Er die Gedanken des Herzens; 2. heilet Er Kranke ohne natürliche Hilfsmittel; 3. vergiebt Er die Sünden der Menschen. Was folget hieraus? Wir müssen Ihn als unsern Herrn fürchten, ehren, lieben, anbethen; seinen Willen und Gebothe befolgen.

Skelet.

Uiber den 2ten Vers.

Der Gichtbrüchige im heutigen Evangelium, da er andere Mittel zu seiner Genesung vergebens angewandt hatte, suchte Hilfe bei unserem Erlöser Jesus. Auch beinahe jeder Christ wird zuweilen von einer oder der an-

den

dern Krankheit überfallen; und erhält dadurch neue Pflichten. Diese Pflichten sind vielfältig, und entspringen theils aus der Natur des Menschen, theils aus der Natur der Krankheit. Sie sind Pflichten, die den Zustand der Seele betrefen; und Pflichten, die den Zustand des Leibes betrefen. Hier rede ich von den Pflichten der zweiten Gattung, und behalte mir vor von den Pflichten der ersten ein anderes Mal zu reden. Und auch die Pflichten, die dem Kranken, in Ansehung seines leiblichen Zustandes obliegen, sind vorzüglich zwei. Es ist die Pflicht für die Genesung zu sorgen; es ist die Pflicht vernünftig christliche Anordnung mit seinen zeitlichen Gütern zu machen. — Der Kranke Christ muß für seine Genesung sorgen; das ist für die Wiedererlangung seiner Gesundheit: denn diese ist unumgänglich nothwendig alle Pflichten zu erfüllen. So lange man krank ist, kann man weder Gott recht dienen, noch der Welt nützen; und dieses ist unsere Bestimmung: sind wir denn nicht schuldig unserer Bestimmung nachzukommen? Wenn wir krank sind, so fallen wir andern zur Last; machen andern viele Mühe und Arbeiten,

ver-

verursachen einigen traurige Stunden: verpflichtet uns nicht die regelmässige Nächstenliebe diese Beschwerlichkeiten ihnen zu benehmen, wenn es uns möglich ist. Die Gesundheit ist ein Geschenk Gottes, das Er uns aus besonderer Güte gegeben hat: sollen wir nicht trachten es zu erhalten und zu vervollkommneren? Wie aber sorget der Kranke für seine Wiedergenesung? Die erste Sorge muß sein, daß der Kranke stäts heiter bleibe: denn es ist eine vollkommen richtige Wahrheit, daß die Arzneien so lange nicht anschlagen, so lange das Gemüth nicht heiter ist. Das Gemüth bleibt heiter: wenn man alle unangenehme Vorstellungen entfernet, die unangenehme Vorstellung von einer nahen Todesgefahr zum Beispiele, durch den Gedanken, daß schon viele auch von erfahrensten Aerzten das Leben ist abgesprochen worden, die doch wiederum genesen sind; die Vorstellung, daß durch die Krankheit die Geldauslagen vermehret, und oft die Zuflüsse vermindert werden, durch den Gedanken, daß Gott den Schaden auf tausendfache Art wiederum ersetzen kann, und das ehe, als wir es vermuthen, wann, wo, und wie Er will;

und

und so von andern unangenehmen Vorstellungen. Zweitens muß man gleich beim Anfange der Krankheit sich um einen erfahrnen, verständigen und menschenliebvollen Arzt umsehen: denn dieses ist eines der besten, oft selbst das einzige Mittel die zerrüttete Gesundheit wiederum herzustellen; es ist also Pflicht dasselbe zu gebrauchen, eine Pflicht, die schon die natürliche Vernunft uns aufleget, und die Offenbarung uns anräth oder vielmehr besielt. Sohn, in deiner Krankheit versäume dich selbst nicht, sondern rufe den Herrn an, und brauche den Arzt: denn er ist von dem Herrn bestellet, weil seine Hilfe dir nothwendig ist. Es fehlen also, ich darf sagen, es sündigen alle diejenigen, die ihre Zuflucht zu einem solchen Arzt nicht nehmen, wenn sie es thun könnten; nochmehr aber diejenigen, die sich Afterärzten und Quacksalbern anvertrauen. Kann das ein Christ, der den Werth der Gesundheit, dieses Himmelsgeschenks, kennet, das thun? Was kann ein Mensch, d. weder den Ursprung einer Krankheit kennet, noch die Zeichen, durch die sie sich zu erkennen giebt, noch die innere Lage der Theile des

Körpers, am Krankenbette thun? Wüßte er auch, was für eine Arzenei für jede Krankheit anzuordnen sei, so weiß er doch nicht, ob diese oder jene Krankheit im Körper stekke; u. s. w. Kann er auch die noch vorhandenen Kräfte des Lebens; die Stärke der Arzeneimittel gehörig abwägen und bestimmen? Um aber den Arzt nicht vergebens gerufen zu haben, so entspringen zwei neue Pflichten: denn der Kranke muß auf die ihm von dem Arzte vorgelegten Fragen genau, wahrhaft, und gewissenhaft antworten. Die mindeste Unwahrheit könnte den Ärzten zu einem Fehlschlusse, und zu einer falschen Vorschrift verleiten, die für den Leidenden selbst die betrübtesten Folgen haben könnte. Der Kranke muß eben so gewissenhaft die verordneten Mittel anwenden, und vorschriftmässig gebrauchen: denn die Krankheit ist die Zeit, in der du den Händen der Aerzte übergeben bist, damit sie dir gedeihliche Mittel darreichen; saget der Geist Gottes. Wie sehr fehlen diejenigen, die abergläubische Mittel anwenden! Aber auch sogar jene fehlen, welche zum Gebethe, zu Gelübden, zu verschiedenen Andachten ihre Zuflucht nehmen, und

wie

wie sich manche auszudrükken pflegen, zu heiligen Sachen ihr ganzes Zutrauen haben, und natürliche, von Gott zur Heilung bestimmte Mittel nicht gebrauchen. Falsches Zutrauen, bei dem oft die Krankheit, die anfänglich mit Wenigen hätte können gehoben werden, zu sehr über Hand nimmt, die Geschikklichkeit des Arztes übersteigt, und unheilbar wird! Ihr könnet, liebe Christen, wenn ihr an das Schmerzenbett geheftet seid; ihr könnet, ihr müsset euer Zutrauen zu Gott nehmen; aber ihr müsset keine Wunderwerke erwarten; ihr müsset keine übernatürliche Hilfe verlangen: ihr müsset dem Gange der Natur nachspüren und folgen. Das fordert von euch der Schöpfer der Natur; und Jesus hat euch nicht mehr verheissen. — Nimmt aber die Krannkheit überhand; wird sie stärker so, daß sie auch das Lebensend vermuthen läßt, so tritt eine zweite Schuldigkeit ein für den Kranken mit seinem zeitlichen Vermögen eine weise Anordnung zu treffen, wem es nach seinem Tode zukommen sollte. Was der Christ mit Recht besitzt, kann er, so lange er lebt, behalten oder andern schenken; er kann mit selbem nach

Wohlgefallen, ohne jedoch ein Gesetz zu verletzen; verfahren: allein bei seinem Tode muß er es zurükklassen; uud hier haben die, welche über andere herrschen, nach dem Fingerzeige der Natur angeordnet, daß gewisse Menschen nach verschiedenen Verhältnissen das gegründete Recht haben sollen die hinterlassenen Güter der Verstorbenen anzutreten; so daß das Uibrige der freien Anordnung der Sterbenden überlassen ist. Es ist also nothwendig, daß der Christ bei herannahendem Tode seinen Willen in Ansehung des Vermögens, was er hinterläßt, klar und deutlich zu erkennen gebe: damit keine Mißhelligkeit, keine Zänkerei unter den nächsten Anverwandten entstehe. Dieses zu thun ist Bürgerpflicht, damit Ordnung im Staate erhalten werde; ist Christenpflicht, damit sich überall christliche Eintracht, und Friedfertigkeit finde. Und wird denn nicht jede Bürgerpflicht auch zur Religionsvorschrift: Jede Seele sei der Obrigkeit unterthan; zur Christenpflicht? Noch eine Bemerkung! Fordert nicht oft die Pflicht der Dankbarkeit, daß wir denen, gegen die wir im Leben nicht genugsam dankbar sein können, etwas zur Bezei-

gung unserer Erkenntlichkeit wenigstens nach dem Tode zufliessen lassen? Das ist der Fall, wenn man im Leben nur die Nothwendigkeiten und nichts Entbehrliches hat; wenn man im Krankenbette von andern bedienet wird, und dergl. Ist Dankbarkeit nicht ebenfalls Christenpflicht? O Warum sträuben sich dann so viele Christen vom Testamentmachen? Gleich als wenn es keine Pflicht, keine Liebespflicht keine Religionspflicht wäre? Und nun wie ihr verpflichtet seid als Christen eure letztwilligen Anordnungen in Ansehung eures Vermögens zu machen, so müsset ihr sie auch im Geiste des Christenthumes, frei von aller Leidenschaft verfertigen; nicht dem, der euch beleidiget hat, aus Hasse das versagen, was ihr ihm sonst würdet haben zukommen lassen; nicht auf eitle Leichengepränge ganze Summen bestimmen, und der Nothleidenden vergessen; nicht Altäre bekleiden, und die lebendigen Tempel Gottes der Blösse ausgesetzet lassen, u. s. w. — Nun will ich noch zum Schlusse meiner Rede euch eine Lehre einbinden, auf die ihr vermuthlich nicht gedenket. Die Pflicht für eure Genesung muß noch da erfüllet werden, da ihr glaubet, es nahe

sich schon euer Lebensend: denn immer müsset ihr noch das, was ihr glaubet, für ungewiß halten. Die Pflicht mit eurem Vermögen die letzwillige Anordnung zu machen dürft ihr auch da nicht vernächlässigen, wenn ihr euch nicht einbilden könnet, daß eure Krankheit gefährlich seie: denn dann wird wenigstens dieselbe erfordern zur nöthigen Beruhigung eurer Anverwandten, und derer, die mit Rechte von euch etwas erwarten können. Jenes lehret euch die regelmässige Selbstliebe, dieses die wohlgeordnete Nächstenliebe. Beide müssen euch in gleichem Grade werth sein.

Anmerkungen.

Dieser Skelet ist so reichhaltig, daß er leicht hinlänglichen Stof darbiethet für zwei vollständige Reden. In der ersten könnte der letzte oben über den zweiten Vers angesetzte Gegenstand vorgenommen, und in ersten Theile die Nothwendigkeit natürlicher Heilungsmittel, im zweiten die Art vorgetragen werden, wie man mit selben ein regelmässiges Vertrauen auf Gott verbinden muß. Ihn der zweiten könnte 1. die Nothwendigkeit, 2. die Art Testamente zu machen vorkommen. — Uibrigens werde ich im gegenwärtigen Werke schon noch Gelegenheit haben weitschichtiger über den Aberglauben, und über das falsche Vertrauen reden. — In nachstehender Rede werde ich besonders im 3ten Theile mich kurz fassen aus der vollen Uiberzeugung, daß jedweder denselben nach Erforderniß der Umstände mehr wird erwetern, ja sogar den Gegenstand der Rede in mehrere eintheilen können.

Volksunterricht.

Uiber den 1ten Vers.

Eingang.

Es hat zwar der göttlichen Weisheit nicht gefallen uns von allem, was unser Erlöser auf Erde that, die eigentliche Ursache anzuzeigen, warum Er eben so und nicht anderst gehandelt hatte: allein, so viel wissen wir dennoch, daß alle seine Handlungen herrliche Lehren für uns in sich enthalten. Was mag aber wohl für eine Lehre für uns in dem Betragen Jesu gegen den Gichtbrüchigen im heutigen Evangelium enthalten sein, da Er, als Er kaum das Verlangen desselben nach seiner Gesundmachung erkannt hatte, ihm nicht die Gesundheit, sondern die Verzeihung seiner Sünden verheissen, ertheilet hat?

hat? Ich zweifle nicht, daß ihr nicht alle, Geliebteste, die Lehre hierausziehet, daß der Kranke so wie der Gesunde, am ersten für das Heil seiner Seele, und hernach erst für das Wohl seines Leibes sorgen müsse. So ist es, meine Geliebtesten, die Krankheit mag schwer oder gering sein; sie mag tödlich oder bald fürübergehend sein, so tritt der Kranke in neue Verbindlichkeiten, selbst in Ansehung seiner Seele; er muß für das Heil seiner Seele auf eine ganz andere Art sorgen, als er es in gesunden Tagen gethan hatte; auf eine dreifache Art, je nachdem er seine Krankheit betrachten will. Entweder kann er seine Krankheit betrachten als ein Uibel, das ihn gegenwärtig drükket, ohne auf den Ausgang desselben Rükksicht zu nehmen, oder er kann sie mit Rükksicht auf ihr End betrachten, und dann kann er die Möglichkeit der Wiedergenesung, oder aber die Gefahr des bevorstehenden Todes zu Gemüthe führen. Und nach dieser dreifachen Betrachtung entspringt für den Kranken eine dreifache Pflicht; die erste, in so fern die Krankheit ein gegenwärtiges Uibel ist; die zweite, in so fern er seine

ne

ne vorige Gesundheit wiederum erlangen kann; die dritte, in so fern er in dieser Krankheit sein Lebensend erreichen kann. Dieses soll der Gegenstand der drei Theile meiner heutigen Rede sein; ein wichtiger Gegenstand, der ganz eurer Aufmerksamkeit würdig ist!

Erster Theil.

Matt und entkräftet liegt der Kranke auf dem Bette seiner Schmerzen, und leidet. Unfähig die Pflichten seines Amtes zu erfüllen; untauglich seine häuslichen Geschäfte zu besorgen kann er nichts als leiden, ächzen, um Hilfe seufzen, und mit sich geschehen lassen, was andere mit ihm thun wollen. Gott dienen, sich selbst oder der Welt nutzen, das kann er nicht. So glaubet mancher Kranker, so beklaget er sich über sein Schiksal: aber er irret. Er kann noch Gott dienen; er kann noch sich selbst nützen; er kann noch der Welt nützen, das kann er, und das muß er auch. Freilich lange Gebethe herzusagen, Kirchen zu besuchen, den äusserlichen Religionszeremonien beizuwohnen, sich in die Gesellschaft der Gläubigen zu begeben, auf seine Kniee sich hinzuwerfen ist er nicht mehr im Stande: aber ist dann das der vorzüglichste Theil des Gottesdienstes? Ist dann das jener Dienst, den der himmlische Vater insbe-

besondere von uns erwartet, und verlanget? Nein! Gott ist ein Geist, und will im Geiste vorzüglich angebethet werden. Solche Anbether, die Ihn im Geiste und in der Wahrheit anbethen, suchet Er. Gott im Geiste und in der Wahrheit anzubethen kann keine Krankheit den Menschen hindern. Ein stiller Seufzer, ein guter Gedanken, ein aufrichtiger Wunsch gilt oft; gilt stäts bei Gott mehr als viele Worte, von denen der Geist kaum etwas weiß. Noch mehr! Ist dann das Bethen die einzige Art Gott zu dienen? Ist nicht die erhabenste Art des Gottesdienstes die Liebe zu Gott verbunden mit einem lebhaften Glauben, mit einer unerschütterlichen Hoffnung? Und ist dann die Krankheit, so stark sie immer sein kann, ein Hinderniß dieser Tugenden? Welcher Kranke kann dann sagen, er könne dem untrüglichen Worte Gottes keinen Glauben mehr beimessen; er könne von Gottes unendlicher Güte seine Seligkeit nicht mehr hoffen; er könne keine wahre, keine aufrichtige Liebe zu Gott haben? O die Krankheit hindert uns im wesentlichsten Dienste Gottes nicht. Viel-

mehr

mehr giebt sie uns Gelegenheit an die Hand durch geduldige Ertragung der Schmerzen, durch gelassene Erwartung dessen, was Gott weiter mit uns vornehmen wird, durch vollkommene Ergebung in seinen Willen Ihm aufrichtig und getreu zu dienen. Diese Geduld, diese Gelassenheit, diese Ergebung in den göttlichen Willen ist der Dienst, den der Kranke seinem Gott leisten kann, den er leisten muß. Kommt dann nicht jede Krankheit, jeder Schmerzen von Gott her, und zwar von dem liebvollesten Gott, der unser einzige wahre Vater ist; der alles zu unserem wahren Besten anordnet; der uns durch Krankheiten wie durch andere Widerwärtigkeiten näher an sich ziehen will, der uns hier Kreuz, Trübsal, Schmerzen zuschikket, um nur einstens uns selig machen zu können; der uns aber auch zugleich mit seiner Gnade unterstützet, damit wir alles in ruhiger Erwartung gelassen ertragen können? Der Kranke kann also, und muß Gott auch noch dienen.

Und auf eben diese Art ist er auch verpflichtet, und im Stande noch in seiner Krankheit der Welt zu nützen. Die Bedürfnisse

der

Welt sind nicht immer Bedürfnisse des Körpers, sind oft auch Bedürfnisse des Geistes; und diesen muß der Christ eben sowohl als jenen abzuhelfen sich befleissen, wenn er es thun kann. Körperlichen Bedürfnissen des Nebenmenschen kann zwar der Kranke nicht abhelfen; und ist es eben darum auch nicht schuldig: aber kann er demselben nicht erhabnere, kann er nicht geistliche Dienste leisten? Kann er nicht heilsame Lehren, gute Räthe denen geben, die um ihn sind; die ihn besuchen; die sich mit ihm beschäftigen? Aber warum soll ich so weit gehen? Eben dadurch, wodurch er Gott dienet, nützet er auch der Welt; nützet er auch denen, die sich bei ihm befinden; durch seine stille Geduld, durch seine Sanftmuth gegen jene, die ihn auf seinem Lager bedienen, durch seine ruhige Ergebung in die göttlichen Anordnungen nützet er auf eine zweifache Art: er tröstet jene, die auf was immer für eine andere Art gekränket sind, und giebt ihnen herrliche Beispiele, wie auch sie in ihren Widerwärtigkeiten sich betragen sollen; Beispiele, die weit wirksamer sind, als die künstlichsten Ermahnungs-

nungs-

nungsreden. Wer wird sagen, daß diese nicht eine der vorzüglichsten Dienstleistungen sei, die man seinem Nebenmenschen erzeigen kann? Und diese Dienstleistung wird dem Kranken zu Pflicht: denn Christus befielt überhaupt einem jeden, daß er das Licht seiner guten Werke soll leuchten lassen vor allen Menschen, damit auch sie dadurch gelokket durch ähnliche gute Werke ihren himmlischen Vater auf eine Ihm weit wohlgefälligere Art loben, als sie Ihn mit dem Munde loben können. Auf diese Art also erfüllet der Kranke durch seine Sanftmuth, Gelassenheit, und Geduld eine zweifache Schuldigkeit.

Aber er erfüllet noch eine dritte, das ist, die Schuldigkeit für sein eigenes Beste, für sein eigenes Heil zu sorgen: denn nur durch diese Tugenden machet er sich seinen gegenwärtigen Zustand erträglich, seine Leiden weniger beschwerlich, seine Schmerzen weniger empfindlich, und verschaffet sich eine trostvolle Aussicht in das andere Leben. Da ich zu euch, meine Geliebten über die Geduld schon öfters geredet habe, so will ich mich heut hierüber nur kurz fassen, und nur diese

trostvolle Aussicht ein wenig betrachten. Jeder Christ ist zuweilen Sünder: denn wenn wir sagten, wir haben keine Sünde auf uns, so wären wir Lügner. Nun wissen wir, daß wir nach der Sünde nur durch Kreuz, Leiden und Widerwärtigkeiten das Recht zum Himmelreiche wieder erlangen können; wir wissen, daß, wenn wir wollen mit Christo gekrönet werden, wir auch Vieles leiden müssen, so wie Er vieles gelitten hat, und nach dem Schriftausdrukk, sogar Vieles leiden mußte um in das Himmelreich einzugehen. Wenn er also mit Christo leidet; wenn er aus Liebe zu Gott geduldig, gelassen sein Leiden erträgt; wenn er bereitet ist noch mehr gelassen zu leiden, wenn es Gott ihm zuschikkte, so kann er ja getrost hoffen, daß ihm Gott die ewige Krone nicht versagen wird; hoffen, daß er auch mit Christo ewig herrschen wird. Können wir eine fröhlichere Aussicht verlangen, als uns diese Hoffnung verschaffet?

Nun dann, mein kranker Christ, wenn du nur durch wahre Gelassenheit bei deinem Leiden, durch unverfälschte Sanftmuth gegen

jene,

ene, die deiner warten, durch vollkommene Ergebung in den göttlichen Willen in Ansehung dessen, was dir noch bevorsteht, deinem Gott aufrichtig dienest, deinem Nebenmenschen auf eine erhabene Art nützest, dir selbst einen herrlichen Nutzen verschaffest; da du zu diesem dreifachen Zwekke verbunden bist: kannst du noch länger anstehen, dich selbst für überzeugt zu halten, daß du verbunden bist in deiner Krankheit noch immer diesen Tugenden getreu zu bleiben, wenn du auch nicht auf den Ausgang derselben siehst.

Zweiter Theil.

Aber die Krankheit muß ein End nehmen, und fast jeder Kranke hoffet, oder doch wünschet ein gutes End. Da er aber dieses hoffet, da er wünschet gesund zu werden, warum sieht er nicht zugleich auf seine fernere Schuldigkeit, die aus diesem Wunsche und aus seinem gegenwärtigen Zustande entsteht? Er ist Sünder, das muß er fühlen; und als Sünder ist er schuldig an seiner Besserung zu arbeiten, daß muß er wissen. Welche Zeit aber, welche ist bequemer an seinec Besserung, an seiner Vervollkommnerung zu arbeiten, als eben die Zeit einer Krankheit? Vielleicht kömmt dieser Satz einem oder dem andern bedenklich vor? Aber erwäget mit mir alle Umstände des Kranken, und gar bald wird alle Bedenklichkeit verschwinden.

Schon die Krankheit für sich allein führet den Menschen näher zu Gott hin. Schon die Krankheit für sich allein giebt dem Menschen zu erkennen, daß er die zeitliche Glükseligkeit weder durch Geld erkaufen, noch durch gute Freunde erlangen, noch durch eigene

gene Kräfte und Fähigkeiten erreichen kann; daß oft selbst die gesammten Kräfte der ganzen Natur dem Uibel zu steuern zu schwach sind, daß also das Gute, dessen man bedürftig ist, nur von Gott zu erwarten, zu erbitten, zu erlangen ist. So lehret uns also die Krankheit, daß wir uns in allen Fällen nur allein auf Gott verlassen können; daß wir nur dann allein uns glükklich schäzen können, wenn wir mit Ihm vereinigt sind. Bei diesem Gedanken, was ist natürlicher, als daß der Mensch einen ernsthaften Blikk auf sich selbst zurükke wirft, daß er sich selbst befraget, ob er sich trösten könne, daß er mit Gott vereinigt sei; ob sich nicht in seinem Innersten etwas befinde, das seinen Gott von ihm abwendig machen kann, abwendig gemacht hat? Was ist natürlicher, als daß er untersuche auf welche Art er wiederum mit Gott könne vereiniget werden; oder wenn er sich schon vereiniget glaubet, auf welche Art diese Vereinigung immer mehr und mehr befestiget werde? Was ist natürlicher, als daß er den Willen Gottes genau zu erkennen, zu durchforschen sich bestrebe,

da er weiß, daß nur durch die Befolgung desselben man mit Gott könne vereiniget werden. Ist hier nicht die erste, die beste Anlage zur sittlichen Besserung? Sollte der Sünder nicht verbunden sein, dieselbe, so viel es ihm möglich ist, zu benutzen? Freilich kann der Mensch auch bei gesunden Tagen zuweilen aus einer oder der andern Ursache auf gleiche Gedanken, auf gleiche Anlage verfallen: allein in diesen Tagen hat er mehr Hindernisse, die er bestreiten soll, und oft nicht bestreiten kann; Hindernisse, die in der Zeit einer Krankheit ganz verschwinden Der Kranke ist entlediget von allen Amtspflichten, frei von allen Berufsarbeiten; überhoben von allen häuslichen Geschäften, die ihn so vielmal bei gesundem Körper im Geschäfte des Heils hindern; so vielmal seine ernsthaftesten Gedanken unterbrechen; so selten ihm Zeit gönnen, eine nützliche, für sein Seelenheil zuträgliche Betrachtung anzustellen. Alle diese Hindernisse finden sich bei einem Kranken nicht; um wie viel leichter ist es nun für einen Kranken an der Besserung seines bisherigen Lebens zu arbeiten! Noch mehr. Seine Anverwandten, Bedienten,

Haus=

Hausgenossen entfernen alles Getös, alles Geschrei, alles Geräusch, das ausser dem fähig wäre den Geist in seinen heiligsten Betrachtungen irre zu machen. So ist entfernet von dem Kranken alles das, was den Gesunden seine besten Vorsätze, oft auch wider seinen Willen, vereitelt. Aber die Schmerzen, die Schwäche der Geisteskräfte, sind diese nicht ebenfalls Hindernisse, die den Entschlossensten oft auf dem guten Wege, den er schon angetreten hat, aufhalten? Nein, eben die Schmerzen nnd Schwachheiten sind es, die uns näher zu Gott führen; eben sie sind es, die machen, daß der Mensch sich lieber zu Gott wendet, leichter von Sünden sich bekehret: sie können also keine Hindernisse sein an der Selbstverbesserung. Und wenn sie gleich auf einer Seite Ursache sind, daß der Gang der Besserung langsamer geht, so verursachen sie doch auf der anderen Seite, daß er um so gewisser vor sich geht. Die Zeit der Krankheit ist also die bequemste Zeit an seiner sittlichen Besserung zu arbeiten. Darf sie der Kranke also wohl unbenutzt vorbeistreichen lassen? Nun kann er ungestört seinem

nem vorigen Leben nachdenken; nun kann er sein Betragen mit dem Willen Gottes zusammen halten, und genau untersuchen, wo er besser, frömmer, heiliger hätte handeln sollen; nun kann er die Mittel untersuchen, durch die er fähig wird nur auf diese Art zu handeln, und allem dem entgegen zu arbeiten, was ihn in diesem frommen und heiligen Leben aufhalten, oder wohl gar davon abbringen könnte; nun kann er wahrhaftig seinem Seelenheile nachdenken. Soll er nicht auch dazu verpflichtet sein? Ist nicht jedermann dazu verpflichtet; und ist nicht jedermann dazu desto mehr verpflichtet, je mehr er Anlage, Zeit und Gelegenheit dazu hat? Der Kranke ist also schuldig an seiner sittlichen Besserung zu arbeiten, damit er nach wieder erlangter Gesundheit ein weit besserer und vollkommnerer Mensch werde, als er vorher gewesen ist. Hat er bisher seinen Leidenschaften nur geschmeichelt, so soll er ihnen in Hinkunft Widerstand leisten; ist er bisher zornmüthig rachgierig gewesen, so soll er in Hinkunft sanftmüthig, versöhnlich sein; hat er seinen Nebenmenschen im Handel und

Wan-

Wandel betrogen, so muß er in Hinkunft nicht nur allein redlicher zu Werke gehen, sondern auch allen denen, die er betrogen hat ihren Schaden zu ersetzen sich bestreben; hat er noch in seinem Hause die Werkzenge des Betruges, ungerechte Ellen, Massen, Gewichte, so muß er sie alsogleich abschaffen, gegen gerechtere umtauschen, und dergleichen. So muß der Kranke in seinen schmerzvollen Tagen Anstalten machen zur wahren Besserung der Sitten für die Zeit der Wiedergenesung.

Dritter Theil.

Aber die Krankheit nimmt nicht stäts ein so gutes End; sie bringt oft jenen entscheidenden Augenblikk herzu, in dem der Kranke von diesem Leben in ein ganz anderes übergeht, bei dem keine Veränderung mehr Statt hat; sie ist oft ein sicheres Merkmal, daß die Zeit des Streites und des Verdienstes bereits verflossen ist. O wie ist zu wünschen, daß jeder Christ von der Arbeit zum Lohne, vom Streite zum Triumphe hinüber gehen könne! Wie ist zu wünschen, daß jede Seele rein von allen Flekken, geschmükkt mit der Gnade und Freundschaft Gottes den Körper verlasse, und vor ihrem Herrn und Richter, vor ihrem Gott erschein! Damit aber dieser Wunsch, den gewiß jeder Kranke bei sich machet, um desto gewisser erfüllet werde, so muß er sich zu diesem für die ganze Ewigkeit entscheidenden Augenblikke gehörig vorbereiten. Dieses ist die dritte Pflicht des Kranken Christen. Die vorzüglichste Vorbe-

reitung zum Tode aber besteht in dem, daß er sich durch die würdige Empfangung der heiligen Sakramente der Sterbenden, wie man sie nennet, zur künftigen Glükkseligkeit fähig machet. Welch eine wichtige Vorbereitungsart! aber wie soll sie geschehen? Wie? — — — — Diese Pflicht muß jedem um so viel wichtiger, um so viel heiliger sein; je nützlicher die Erfüllung derselben ist; und je unwiderbringlicher der Schaden ist, den die Vernachlässigung derselben nach sich zieht.

Beschluß.

Nun habt ihr also, liebe Christen, die drei Pflichten vernommen, die einem jeden Christen, den Gott auf das Krankenbett heftet, in Ansehung seiner Seele obliegen. Warum giebt es doch so viele Menschen, die sie ganz vernachlässigen? Warum giebt es so viele Menschen, die selbst bei der gefahrvollesten Krankheit auf Gott, und ihr Seelenheil ganz vergessen? So viele, die bei einer so günstigen Gelegenheit gar nichts vornehmen, was sie ihrer ewigen Seligkeit näher bringen könnte? Haben sie die Krankheit sich durch unordentliche Lebensart, durch Schwelgerei, durch andere Ausschweifungen zugezogen; o Gott wie vielfältige Ursache haben sie alsdann, auf ihr Seelenheil alles Ernstes bedacht zu sein! wie vielfältige Ursache ihr vorhergegangenes Leben zu bereuen, einen ernstlichen Willen zu fassen, daß sie ja nicht mehr durch ähnliche Unordnungen diese herrliche Gabe Gottes so gering schätzen, nicht mehr mit so vielem Undanke gegen Gott mißbrauchen! Wenn ihr

aber

aber, Geliebte, euch diesen Fehler nicht vorwerfen könnet, o so müsset ihr doch in Demuth eures Herzens bekennen, daß ihr Sünder seiet, und die Krankheit als einen Fingerzeig Gottes betrachten, der euch zur Busse und Besserung führen soll; aber auch zugleich, als eine Erinnerung, daß ihr nicht für diese Welt geschaffen seid, daß ihr eine andere Wohnung, ein anderes Vaterland zu suchen, zu erhalten habt. Bei dieser Vorstellung lasset euch vorzüglich angelegen sein, das zu ergreifen, was euch eure Hoffnung zu diesem Vaterlande erhöhen kann, und euch, durch die vorgeschriebenen Sakramente zu einem seligen Tode vorzubereiten. Glaubet nicht, daß ihr dadurch eure Todesstunde euch früher zuzieht. Ihr machet nur, daß ihr derselben ruhiger und trostvoller entgegen sehen könnet. Empfanget sie nicht aus dieser Ursache, als wenn ihr gewiß sterben müßtet, sondern nur weil ihr leicht sterben könnet; machet aber auch zugleich alle Anstalten, daß ihr, wenn ihr geneset, ein frömmeres, heiligeres, christlicheres Leben führet; machet diese Anstalten, weil ihr durch Hilfe gehöriger Arzeneimittel, und durch den Beistand

Got=

Gottes noch immer zu genesen hoffen könnet; ertraget unterdessen euer Leiden, eure Schmerzen mit Geduld, mit Sanftmuth gegen die Menschen, mit vollkommener Ergebung in den göttlichen Willen, mit ruhiger Erwartung dessen, was Gott mit euch noch vornehmen wird: und eure Krankheit wird für euch eine Gelegenheit zum Verdienste und zu einer grossen Belohnung im Himmel werden. Amen.

Am neunzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Umschreibung des Evangeliums

Matth. 22 Hauptstükk. 1 — 14 Vers.

Im heutigen Evangelium belehret Christus die Vornehmsten Priester und Pharisäer über die eigentliche Verbreitung seiner Evangelischen Lehre, und giebt ihnen durch eine Gleichnißrede zu erkennen, daß sie nicht nur allein mit der Entziehung dieser himmlischen Lehre sondern auch mit zeitlichen schweren Züchtigungen von Gott werden bestrafet werden, weil sie weder den wahren Propheten, noch den im Judenlande herumreisenden Jüngern Christi, noch Christo selbst glauben wollten. Und nun wollen wir dieses Gleichniß kurz durchgehen. — Christus vergleichet also das Himmelreich mit einem Feste, das ein König bei Gelegenheit der Hochzeit seines Prinzen anstellet. Hier wird unter dem Feste,

ste, das gegeben wird, das Himmelreich, das ist, das Reich Gottes auf dieser Erde, die Verbreitung des Evangeliums verstanden; und dieses geschieht fast allzeit, so oft Christus das Himmelreich unter einem irdischen Bilde vorstellet. Da Christus hier so deutlich zeiget, was er unter diesem hochzeitlichem Mahle versteht, so fehlen alle jene, die etwas anderes darunter verstehen wollen, als die Vereinigung der göttlichen Natur mit der menschlichen, oder die Vereinigung Christi mit der Seele des Menschen. Hier ist gewiß von diesen Vereinigungen die Rede nicht. — Dieser König hatte zwar schon vor langer Zeit alle jene zur Mahlzeit geladen, die er daran wollte Theil nehmen lassen: allein da die Zeit der Feierlichkeit herzukam, sandte er noch einmal Abgeordnete aus, den geladenen Gästen anzukündigen daß sie nun zur Mahlzeit kommen sollten, indem sie schon völlig bereitet war. Dieses und auch jenes, was unten vom hochzeitlichen Kleide gesagt wird, recht zu verstehen, muß man auf die orientalischen Gebräuche acht haben. Man war gewohnt diejenigen, die

zu

zu einen Hochzeitmahle erscheinen sollten, zweimal zu laden, das erste Mal eine geraume Zeit vorher; das zweite Mal kurz vor der Zeit des Mahles selbsten, und gab ihnen in dem Hause ein besonders zierliches Kleid, mit dem sie während dem Mahle angethan sein sollten. Hier ist die Rede von der zweiten Einladung, wie die Worte selbst anzeigen. Die Geladenen Gäste blieben aber aus. — Der König schikkte also wiederum zu ihnen, und ließ ihnen melden, daß sie doch kommen sollten: indem schon die ganze Mahlzeit zubereitet wäre. — Sie achteten aber auch auf diese Bothschaft nicht, sondern begaben sich zu ihren mannichfaltigen Geschäften, zu ihrer Landwirthschaft, oder zu ihrer Kaufmannschaft. — Einige aber giengen in der Bosheit noch weiter, und nahmen die abgesandten Bothen gefangen, spotteten ihrer, und brachten sie gar ums Leben. — Sobald der König das gewahr wurde, wurde er billigst erzörnt über die boshaften und undankbaren Unterthanen; befahl seinen Kriegsvölkern wider sie auszuziehen, sie umzubringen, und selbst den Ort, den sie bewohnten,

mit

mit Feuer zu vertilgen. — Zu seinen übrigen Dienern aber sagte er; weil das Hochzeitmahl schon bereitet, die geladenen Gäste aber desselben unwürdig seien, — so sollten sie sich auf die öffentlichen Strassen hinausbegeben, und alle diejenigen, die sie auf selben antrefen würden, zum Hochzeitmahle laden. — Die Diener befolgten den Befehl des Königs, giengen auf die Straffen; führten in den Pallast, wen sie immer fanden, ohne Rükksicht auf ihre Eigenschaften; und füllten mit selben alle Tische des Speisesaales voll an. — Man gab hievon dem Könige Nachricht; er gieng in den Saal, besah die Gäste, und fand unter der grossen Menge einen, der das festliche Kleid nicht angeleget hatte; vielleicht aus gar zu grosser Begierde gegen das Wohlthätige des Festes, und gar zu grosser Gleichgiltigkeit gegen den Wohlthäter; vielleicht aber auch aus einer andern Ursache, die aber immer auch als fehlerhaft vorgestellet wird, wie es der Zusammenhang zeiget. — Diesen fragte der König im freundlichsten Tone, wie er sich getrauet hätte in den Saal zur Tafel zu kommen, ohne das

Kleid

Kleid vorher anzuziehen, das er ihm hatte reichen lassen. Dieser empfand wohl, daß er nichts zu seiner Vertheidigung vorbringen könne; er schwieg also still. — Hierauf befahl der König ihn mit gebundenen Händen und Füssen in den finstersten Kerker zu werfen, wo ihm nichts übrig bleiben wird, als daß er wegen seiner Geringschätzung gegen die königlichen Anordnungen heulen, und über sich selbst mit Zähnen knirschen wird, oder, (wenn man lieber will) vor Frost mit Zähnen klappern wird. — Und so geschah es, daß zwar viele zu dem Gastmahle sind berufen, aber nicht alle würdig befunden worden dabei zu erscheinen.

Anwendung dieses Gleichnisses.

Da in einer Parabel nicht alle Worte für bedeutend können gehalten werden, sondern nur jene, welche sich auf den Zwekk der Parabel, das heißt, auf die Ursache beziehen, wegen welcher Christus dieselbe angeführet hat: so wird man sich vermuthlich nicht wundern, daß man hier nicht die Anwendung jedes Wortes dieser Parabel findet.

Jesus vergleichet also die Verbreitung seines Evangeliums mit dieser königlichen Feierlichkeit. Gott berief alle Menschen, oder vielmehr Er schuf alle Menschen zur Seligseligkeit; gab ihnen die Vernunft, durch welche sie die Wege erkennen konnten, auf denen man nur zur Seligkeit kömmt, und die Mittel, durch welche man dazu gelanget. Doch alle Menschen hatten sich der Sinnlichkeit ergeben, und darum auch verderbte Wege betreten; Er wollte also einen allgemeinen Menschenbeglükker für ewige Zeiten in der Person Jesu senden, der Heil und Segen

gen über das Menschengeschlecht bringen und die Wahrheit und Heiligkeit lehren sollte. Er sandte demnach Propheten, welche diesen Gottmenschen vorherverkündigen sollten. Diese kündigten den Weltheiland an, einen ganz geistlichen Erlöser, der das Blinde Menschengeschlecht von seiner Blindheit und andern Gebrechen heilen, und von der Gewalt der Leidenschaften, der Sünde und der Hölle befreien würde. Dieser geistliche Heiland war nicht nach dem Geschmakke der Juden, denen Er vorzüglich verkündiget wurde; sie wollten einen körperlichen, das heißt, einen irdischen, einen kriegerischen Erlöser haben, der sie von aller Knechtschaft, von aller Unterthänigkeit befreien sollte. Sie hörten also auf ihre Stimme nicht. Gott sandte den Johannes den Täufer, und seine Apostel, und ließ ihnen melden, daß wirklich der verheissene Welterlöser, das Lamm, das die Sünden der Welt hinwegnehmen sollte, schon gegenwärtig sei, allein sie, die ganz sinnlich dachten, glaubten einen so geistlichen Welterlöser nicht; merkten selbst auf seine und seiner Apostel Lehre nicht, und überliessen sich ganz ihren

irdischen Geschäften; die sie gar wohl auch hätten besorgen können, wenn sie gleich der reinen Christuslehre Glauben beigemessen hätten. Einige von ihnen giengen in ihrer Bosheit so weit, daß sie die Verkünder des Messias und Ihn selbst ums Leben brachten. Sie entgiengen ihrer Strafe nicht; Titus der Sohn des römischen Kaisers Vespasians führte ein römisches Heer wider sie an, das die Stadt sammt dem Tempel zerstörte, und viele Tausende ermordete; worauf sie über den ganzen Erdboden zerstreuet wurden. Die Verkünder des Evangeliums aber wandten sich zu den Heiden; verkündigten auch ihnen den schon im Fleische gegenwärtig gewesenen Heiland, und fanden Glauben. Jedoch viele, die zwar den geistlichen Welterlöser glaubten und bekannten, wollten sich doch nicht nach seiner, den Leidenschaften so sehr entgegengesetzten Sittenlehre bequemen, und waren darum auch nicht würdig geachtet, unter der Zahl derer zu sein, die der Lehre, die zum Heile aller verkündiget wurde, mit dem Verstande beipflichteten, und mit dem Herzen ganz ergeben waren: daher sie dann in überaus

aus grosses sittliches Elend verfielen. Hieraus zeiget sich, daß zwar viele, eigentlicher zu reden, alle, zu deren Ohren es gelangte zum wahren Christenthume sind berufen worden; daß aber viele durch ihren Unglauben und ihre Unsittlichkeit desselben sich unwürdig gemachet haben, und darum davon sind ausgeschlossen worden, folgsam nach dem Ausdrukke des Evangelisten, nicht auserwählet gewesen sind.

Anmerkung.

Gegenstände für den Volksunterricht setze ich hier nicht an um nicht Vieles unnöthiger Weise zweimal zu sagen; besonders da ohnehin diejenigen, die man heraus ziehen kann, nur vergleichungsweise oder erst nach einigen Folgerungen einen Zusammenhang mit dem Texte selbst haben. Die Gegenstände aber, die man allenfalls bei Gelegenheit dieses Evangeliums behandeln könnte, werde ich in untenstehender kurzen Homilie anführen, und mit besondern Lettern abdrukken lassen.

Skelet.

Uiber den 13ten Vers.

Was von dem unobachtsamen, nachlässigen und gar zu sinnlichen Manne bei der Feierlichkeit im heutigen Evangelium erzählet wird, ist freilich nicht so zu verstehen, als wenn jedem Sünder eine solche Strafe bevorstehe: es ist nur eine sinnliche Gleichnißrede, die uns mehr nicht zu erkennen giebt, als daß jeder Sünder sich selbst unglükklich machet. Ja meine Christen, jeden Sünder machet das Laster unglükklich, er mag seinen gegenwärtigen Zustand betrachten, oder die Zukunft. Ich werde über beides weitschichtiger reden. — Ohne Zweifel muß man unter das tausendfache Unglükk, so die Sünde dem Sünder zuzieht, rechnen einen grossen Theil Krankheiten, in denen wir ganze Scharen Bedaurungswürdiger leiden sehen, und ächzen hören. Die Trunkenheit, der Neid, der Zorn, die Fleischeslust, von wie viel hundert Krankheiten sind sie nicht die Quellen! Begebet euch, liebe Christen, in die Krankenhäuser und Siechenhäuser, durchforschet den Grund

des

des Leidens bei mehrern, und ihr werdet finden, das bei den Meisten eine sündhafte Handlung zum Grunde liege. Einer wird sagen: O daß ich doch nicht so oftmals gepraffet hätte! u. s. w. Wie viele unedle Handlungen bringen den Thäter um seinen guten Namen, und zeitliche Ehre? Hieher gehöret die Trunkenheit, die Lüge, die Ungerechtigkeit und dergleichen. Wie viele stürzen auch den Bemittelsten in zeitliches Elend? Schwelgerei, Eitelkeit, Spielsucht und andere. Jedoch das ist noch bei weitem nicht das ganze Unglükk; es giebt noch mehr Sachen, die dasselbe vermehren. Ich will nichts sagen von jenen Lastern, für welche von der weltlichen Obrigkeit selbst Strafen bestimmt sind; nach denen die Furcht den Uebelthäter eine der empfindlichsten Qualen sein muß. Aber wie viele Mühe muß sich nicht oft der Sünder geben um seine böse Absicht zu erreichen? Wie viele Mühe um dieselbe vor der Welt zu verbergen? Wie viele Angst hat er, um nicht verrathen zu werden? Lohnt es sich wohl der Mühe eine nur gar zu schnell vorübergehende Lust, die aus der Sünde entspringt, so theuer

er zu erkaufen? Wie verachtungswürdig muß uns jedes sein, was der Sünder Glükseligkeit nennet. Wenn wir die Wahrheit gestehen wollen, so ist es nichts als wahres Unglükk. — Aber um wie viel grösser ist das Unglükk, das den Sünder betrift, wenn er sich die Zeit vorstellet, die ihn nach seinem Tode erwartet. O der Gedanken: Ich werde nach meinem Tode noch weit unglükklicher werden, als ich jezt bin, muß ihn wie ein Bliz zu Boden schlagen. Die Schrift meldet uns ein Gericht, vor dem des Sünders Seele wird erscheinen müssen; ein Gericht wo ein Allwissender, ein unendlich Gerechter das Gericht halten, das Urtheil aussprechen wird; ein Gericht also, bei dem nichts wird geläugnet, nichts wird entschuldiget werden können; bei dem kein Fürsprecher gelten wird, und so weiter. Die Schrift meldet uns eine Strafe, eine ewige immerwährende Strafe; und beschreibt sie uns gleich dieselbe nicht so, wie sie wirklich ist, so schildert sie dieselbe doch mit solchen Zügen, daß der Sünder vor selben sich entsezen muß. Bald nennet sie dieselbe ein Feuer, das alles verzehrt, bald einen Wurm, der niemals

auf

aufhöret zu fressen; und dergleichen. Hier findet der Sünder keinen Ausweg. Er kann nicht sagen: Vielleicht ist die Strafe nicht so gar empfindlich; vielleicht ist sie noch ungewiß. O laß dich nicht bethören, du Sünder. Gott selbst hat geredet, und der Mensch muß schweigen; Gott selbst hat geredet, und es muß wahr sein: Gott kann nicht Unwahrheit reden. Die Schrift saget selbst, die Strafe seie unerträglich: **Wer wird wohnen können zwischen Kohlen, die keine Erquikkung zulassen?** So unglükklich machet sich der Sünder selbst? — Aber wie ist es dann möglich, daß der Sünder weiß, daß er sich durch seine Sünden so unglükklich machet, und doch Sünder bleibt? Weil er diese Wahrheiten, entweder niemals, oder doch selten erwäget, und dann sie sich nicht lebhaft genug vorstellet. Denke auf dich selbst, o Sünder? Du willst wahrhaft glükklich sein; und machest dich selbst unglükklich! unglükklich für die gegenwärtige Zeit, unglükklich für die zukünftige. Erwäge dieses öfter, ernsthaft, und lebhaft; vermeide jede Sünde und du wirst wahrhaft glükklich werden.

Volks-

Volksunterricht.

Uiber den 13ten Vers.

Eingang.

Der König im heutigen Evangelium strafet den Fremdling, der aus Gleichgiltigkeit oder Nachlässigkeit sich der Güte des Königs nicht gebraucht hatte. Wir bemerken im ganzen Evangelium, daß Christus das Himmelreich, das ist die Verbreitung seines Evangeliums und seines Reiches nur mit erlaubten Sachen vergleichet, nur mit Sachen, die Gott billiget: wir müssen also daraus schliessen, daß selbst Gott es billiget, wenn Obrigkeiten ungehorsame, widerspänstige, boshafte und schädliche Untergebene strafet. Hier müssen wir aber geliebteste Zuhörer, nicht unbemerkt lassen, daß ich hier unter dem Worte: Obrigkeit, nicht alle und jede Menschen verstehe, die über andere zu gebiethen haben,

son=

sondern nur jene, denen die Regierung eines ganzen Landes, oder einer Stadt, oder eines Theils des Landes ist anvertrauet worden; ich rede von dem Landesfürsten, von Länderstellen, von Magistraten und Herrschaften; Diese sind jene Obrigkeiten, die das Recht haben, ihre Unterthanen, ihre Untergebenen zu bestrafen: denn sie sind es, welche von oben her gesetzet sind, wie Paulus saget, und welche nach der Lehre eben dieses Apostels das Schwert nicht umsonst sondern nur zur Bestrafung der Boshaften tragen. Dieses Recht aber ist eines derjenigen, über welches sich viele am meisten beschweren, viele, nicht nur von jenen, welcher ihrer Vergehungen wegen die Ausübung dieses Rechtes am meisten fühlen, sondern auch von jenen, die sich durch gutes Verhalten sicher von allen Strafen erhalten.

Wie willkommen demnach muß mir die Gelegenheit sein, die mir das abgelesene Evangelium an die Hand giebt über diesen Gegenstand etwas mit euch, meine Lieben, zu reden! Vielleicht beruhiget meine Lehre manchen hierüber, der bisher in Murren aus-

zubrechen pflegte, und bringt ihn zum Schweigen. O wie sehr wünsche ich das! Und darum handle ich sowohl von jenen Gesinnungen, die in Rükksicht des Rechtes zu strafen die Obrigkeit selbst haben soll; als auch von jenen, welche eben davon die Untergebenen haben sollen. Jenes handle ich ab im ersten Theile; dieses im zweiten. Ich verspreche mir von euch heut eure ganze Aufmerksamkeit.

Er-

Erster Theil.

Wenn ich von den Gesinnungen rede, welche die Obrigkeit selbst von ihrem Rechte zu strafen haben soll, so bin ich weit davon entfernt dieselbe belehren zu wollen: denn erstens bin ich an dem Orte nicht, an dem sie mich hören könnte; zweitens lebe ich in einem Staate, wo die Obrigkeit wahrhaftig einer solchen Belehrung nicht vonnöthen hat, die ohnehin öfters das Begnadigungsrecht, als das Recht zu strafen ausübet; nur mit Gewalt so zu sagen zu strafen sich zwingen läßt, und dann gewiß die Gränzen dieses Rechtes nicht überschreitet. Ich rede nur zu euch, um euch zu zeigen, wie unbillig jene sind, welche über dieses Recht sich beklagen, welche dawider murren, besonders wenn es an ihnen oder ihren Anverwandten ihrer Ausschweifungen wegen ausgeübet wird. Welche sind also jene Gesinnungen, welche die Obrigkeiten in Rükksicht dieses Rechtes haben sollen? Ich finde vorzüglich zwei Stükke, die bei diesem Rechte und seiner Ausübung vor Augen schweben

ben müssen. Dieses Recht entspringt aus der Pflicht, das allgemeine Beste zu besorgen, dieses ist das erste Stükk; dieses Recht setzet die Pflicht und die Empfindungen der Menschlichkeit voraus, und das ist das zweite Stükk.

Die Obrigkeit ist von Gott bestellt, das allgemeine Beste, so viel es sein kann, durch die Leitung einzelner Glieder zu befördern. Zu diesem Zwekke giebt sie ihren Unterthanen Anweisungen, Anordnungen, schreibt ihnen Gesetze vor; warnet, und belehret sie. Diese Gesetze zielen unmittelbar auf das Beste und den Nutzen des allgemeinen Wesens, und sind darum nothwendig: damit nicht ein Glied desselben das Glükk vieler anderer zerstöre, und untergrabe. Der Mensch, wenn er sich selbst überlassen ist; wenn er befreit von aller Anleitung ist, sieht nur auf seine Begierde, nur auf das, was sein Eigennutz; seine Eigenliebe verlangt; er sieht nicht auf den Schaden, oder Nutzen, der hieraus für seinen Nebenmenschen entspringt, und thut nur zu oft, was andern schädlich ist. Oft ist Bosheit der Grund davon, oft Unwissenheit, oft Mangel der Uiberlegung. Die Obrigkeit

keit sieht von ihrem erhabenen Orte herab auf alle einzelnen Glieder des Staates; sie erweget genau, welchen Einfluß jede Handlung auf das Wohl und Wehe aller übrigen hat, ordnet dieser Uiberlegung gemäß ihre Gesetze, und machet sie öffentlich bekannt, damit sie befolget würden. Tritt aber der Fall ein, daß durch ein oder andere Sache nicht alle können beglükket werden, und — wie oft tritt dieser Fall ein! — dann heftet die Obrigkeit ihr Augenmerk auf das Verhältniß des Nutzens und Schadens; sie sieht auf das, was mehreren nützet und wenigern schadet, und verordnet es. Auf diese Art besorget sie immer das Beste des ganzen Staatskörpers; vermehret die Summe des Guten, und vermindert die Anzahl der Widerwärtigkeiten eines jeden einzelnen Bürgers. Diese Macht, diese Pflicht hat Gott selbst der Obrigkeit gegeben. Es ist keine Gewalt, wenn sie nicht von Gott ist, saget Paulus; und die göttliche Weisheit spricht selbsten: Durch Mich herrschen Könige, und die Gesezgeber ordnen durch Mich das an, was Gerecht ist.

Aber

Aber wie schwach, wie unwirksam würde diese Macht sein? Wie eitel und fruchtlos würden die Gesetze gegeben, wenn nicht mit der Macht Gesetze zu geben auch das Recht verbunden wäre jene zu bestrafen, die dem Gesetze zuwider handeln? Wie wenig wäre die Obrigkeit im Stande ihren Zwekk zu erreichen, die allgemeine Glükkseligkeit des ganzen gemeinen Wesens oder doch des grösseren Theils desselben zu befördern, wenn sie nicht jene strafen dürfte, die dieser allgemeinen Glükkseligkeit entgegen arbeiten! Sie könnte immer Menschen beglükken wollen, und diese Bösewichte würden immer andere unglükklich machen. O, wer die Macht hat Gesetze zu geben, muß auch das Recht, die Macht und Gewalt haben jenen zu strafen, der dem Gesetze nicht gehorchet. Freilich eine traurige Macht, aber eine nothwendige Macht, sobald daß Gute soll erzwekket werden. Will man vielleicht sagen, dem Länderbeherrscher liege vielmehr ob, daß er den Unterthanen die Macht benehme, dem Gesetze zuwider zu handeln und schädlich zu werden; als daß er sie nach dem Verbrechen strafe; so saget man zwar etwas, was schön

klingt; aber was zu wenig Grund hat, zu wenig Wahrheit in sich enthält. Wer kann machen, daß Niemand mehr seiner Leidenschaft folge; daß Niemand mehr seinen bösen Begierden nachhänge? Welcher Weise kann uns die Mittel anzeigen, durch die man im Stande ist alle Gelegenheiten zum Bösen abzuschneiden? Die Obrigkeit kann nur Beweggründe darstellen um ihre Untergebenen dahin zu bringen, daß sie sich entschliessen dem Gesetze zu ihrem eigenen Besten, und zum Besten ihrer Mitmenschen zu gehorchen. Und eben die Androhung der Strafe und die Ausführung dessen, was angedrohet worden ist, ist einer der ergiebigeren Beweggründe dem Gesetze zu gehorchen. Dieses muß also das erste sein, worauf die Obrigkeit bei ihrem Rechte zu strafen Rükksicht nehmen muß, und auch wirklich Rükksicht nimmt.

Das zweite Stükk ist die Empfindung der Menschlichkeit, oder die natürliche menschliche Schwachheit, welche oft die wahre Ursache des Fehltrittes ist, daß man also nicht jedweden Fehler der Bosheit zumuthen kann. Zur menschlichen Schwachheit rechnet man

auch

auch Unwissenheit und Mangel der Uiberlegung, wenn sie nicht ganz freiwillig sind. Und nach dieser Schwachheit muß sich der, der Strafen bestimmt, richten. Der Fehler, den Uibereilung, Mangel der Uiberlegung, zuvorkommende Macht der aufgebrachten Leidenschaft erzeuget, kann nicht so scharf gezüchtiget werden, als der, der von der Bosheit entspringt. Ja selbst, da der Boshafteste fehlet, muß auch noch die Menschlichkeit nicht ganz vergessen, nicht ganz aus der acht gesetzet werden; auch bei ihm muß noch die Milde mit der Strenge verbunden werden. Welcher Landesfürst aber, welche Obrigkeit beobachtet nicht dieses? In unsern Zeiten, wie sehr sind nicht die Todesstrafen vermindert worden? Warum? Weil sie die ganze Menschheit empörten. In unserem Vaterlande, in unseren Zeiten weiß man kein Beispiel einer Todesstrafe, als wo theils keine Möglichkeit ist den Sünder von seinen höchstschädlichen Missethaten abzuhalten, so lange er am Leben bleibt, theils wo der schnelle, der frühe Tod des Schuldigen das Leben vieler Unschuldigen rettet, das ohnedem wahr-

scheinlicher Weise würde verlohren gewesen sein. In diesem Falle verlangt selbst die Empfindung der Menschlichkeit, daß das Leben eines einzigen Bösewichts dem Leben vieler Rechtschaffenen aufgeopfert werde. Auch bei Strafen, die nicht sogleich dem Leben ein End machen, nehmen Obrigkeiten Rükksicht auf die Empfindung der Menschlichkeit. O wir erinnern uns noch gut der Zeiten, in denen man um das Geständniß einer begangenen Missethat heraus zu lokken, sich eines Mittels bediente, von dem nur der Gebrauch machen kann, der alles Menschengefühl abgeleget hat, und das doch das allerunsicherste war die Wahrheit zu erkennen. Allein zur Ehre der menschenfreundlicheren Fürsten seie es gesagt, in unsern Tagen wissen wir nichts mehr von solchen Grausamkeiten. Noch nicht genug. Die billigkeit, ja ich darf sagen, die Gerechtigkeit lehret die Obrigkeit in Verfügung der Strafen auf Stand, Alter, Vermögen, Leibesbeschaffenheit und andere Umstände des Fehlenden zu sehen, und nur nach dieser Hinsicht die Strafen zu bestimmen; auch der erste Fall kann und darf

nicht

nicht so sehr bestrafet werden, und wird auch nicht so sehr bestrafet, als der Rükkfall in eben das nämliche Laster. Beispiele von allen diesen schweben uns täglich vor unsern Augen. Die Obrigkeiten sehen also auf eben das, worauf sie zu sehen haben, wenn sie in ihren Gesetzen Strafen verfügen, oder die Fehlenden mit Strafen belegen.

Zweiter Theil

Was für eine Ursache habt ihr demnach, ihr Christlichen Unterthanen, über das Bestrafungsrecht euch zu beschweren; oder über die Obrigkeit zu murren, die dieses Recht ausübet? Was habt ihr für eine Ursache? Entweder habt ihr solche Fehler begangen, die bestrafet zu werden verdienen, oder ihr seid euch keines solchen Fehltrittes bewußt. Trift das Letzte bei euch ein: warum murret ihr? Euch schadet dieses Recht, und die Ausübung desselben nicht; und nicht nur das: es nützet euch sogar. Eben das, weil die Obrigkeit strafen darf, sichert um so viel mehr euer Leben, eure Gesundheit, euren guten Namen, euer Vermögen. Um wie viel würde es unsicherer sein, wenn den Boshaften ihre schädlichen Handlungen ungestraft hingiengen? Warum murret ihr also über ein Recht, das euch einen so vielfachen Nutzen bringet? Solltet ihr nicht vielmehr der göttlichen Vorsehung danken, daß sie dem Fürsten und den von ihm abhangenden Magistraten das

Schwert umgeben hat, um Rache über die Bösen zu nehmen, daß heißt, um die Bösen zu bestrafen? Zwar sind wir noch nicht ganz sicher; unser Leben, unsere Gesundheit, unsere Ehre und unser Eigenthum sind noch manchen Anfällen der Bosheit ausgesetzet: aber sie würden es noch mehr sein, wenn wir nicht Strafgesetze hätten; wenn nicht das wachsame Aug der Obrigkeit überall zu besorgen, und die Strafe wenigstens für grosse Gewaltthätigkeiten zu befürchten wäre. Die eigene Klugheit und Vorsicht muß freilich oft das Meiste zur Sicherheit unserer Person und unseres Eigenthums beitragen; aber diese Klugheit, diese Vorsicht würde zu schwach, zu unkräftig sein, wenn sie nicht mit Nachdrukke von höheren Orten unterstützet würde. Was könnte dann der Vorsichtigste für sich allein vermögen wider eine ganze Bande muthwilliger Bösewichte? Wozu nützte alle Klugheit, wenn ohne eine Strafe zu befürchten offenbare Gewalt könnte ausgeübet werden? Gestehet nur immer ein ihr, die ihr die Gesetze genau zu beobachten pfleget, gestehet nur immer ein, daß eben die Macht zu strafen ein nützliches, ein zu unse-

rem

rem Besten nothwendiges Vorrecht der rechtmässigen Obrigkeit ist; daß ihr vielen Nutzen würdet entbehren müssen, wenn diese Macht nicht wäre. Dieses soll eure Gesinnung sein in Ansehung der Strafgesetze. Aber auch ihr, die ihr dem Gesetze nicht gehorchet, die ihr euch strafbar gemachet habt, auch ihr geniesset eben jene Vortheile von diesen Strafen, welche andere geniessen; auch euer Vermögen, auch eure Ehre, auch euer Leben wird dadurch mehr gesichert. Da ihr gestrafet werdet, so werdet ihr zugleich ein abschrekkendes Beispiel für andere; die Strafe, die an euch vollstrekket wird, schrekket andere ab, damit auch sie nicht zu ähnlichen Fehltritten verleitet werden. Werden eure Fehltritte ungestraft bleiben, so würde der wilde Muth anderer wachsen, und sie würden um so viel frecher sich erkühnen ihren Leidenschaften zu folgen. Wenn nun einige Bösewichte Lust hätten auch sich an euch zu vergreifen, so würden sie schon durch eure und ihre Straflosigkeit zur Sättigung ihrer Lust aufgemuntert. Auf diese Art verschaffet selbst eure eigene Strafe euch anderer Seits einen nicht geringen Nutzen. Wenn ihr dieses be-

denket, wie könnet ihr über die Obrigkeit zörnen, die euch eurer Fehler wegen bestrafet; oder die eure Anverwandten, eure Angehörigen wegen ihrer Ausschweifungen und boshaften Streiche zur Strafe zieht? Euer Unwillen muß ganz wider eure Bosheit selbst losbrechen; wollet ihr nicht die Obrigkeit zu fürchten haben, muß ich euch hier mit dem h. Paulus anreden, so thuet Gutes, und ihr werdet sogar von ihr Lob und Beifall erhalten. Saget vielmehr nicht einmal, daß euch die Obrigkeit strafe; nein, sie bestrafet euch nicht; eure Bosheit ist es, die euch bestrafet. Die Obrigkeit giebt ihre Gebothe, sie warnet, sie drohet; warum folget ihr nicht? Ihr gleichet einem Kinde, dem der Vater, der gewiß das Beste seiner Kinder besorget, ein schneidendes Messer zu berühren verbiethet, und das des Verbothes ungeachtet das Messer doch berühret, und sich verwundet. Soll ein solches Kind dem Vater die Schuld seiner Verwundung beimessen? Nein, werdet ihr sagen, sondern seiner Unfolgsamkeit. Euer Urtheil ist billig: aber um desto unbilliger ist es, wenn ihr eure Bestrafung der Obrigkeit zur Last leget; denn eu-

re

re Unfolgsamkeit, eure Bosheit, euer Hang zum Bösen nur allein bestrafet euch. Ihr konntet ja die Strafe vermeiden; allein ihr wolltet nicht.

Jedoch eure Gedanken, eure Gesinnungen müssen sich bei der Vorstellung der Strafe höher noch erheben. Ihr seid Christen, eure Gesinnungen müssen also auch vom Geiste des Christenthumes beseelet sein. Ihr habt wider die Befehle eurer Obrigkeit gehandelt; ihr seid ungehorsam gegen dieselbe gewesen, und eben dadurch habt ihr Gottes Geboth übertreten; Gottes Geboth sage ich: denn Er ist es, der euch gebiethet, jeder Obrigkeit gehorsam zu sein: dem Könige sowohl, als den von ihm aufgestellten Anführern. Ihr müsset also auch der göttlichen Gerechtigkeit genugthun, bevor ihr zu jener Freude des Herrn eingehen könnet, die ihr gewiß verlanget, gewiß wünschet, zu der Niemand eingehen wird, der verunreiniget ist. Durch eine geduldige Ertragung der über euch verhängten Strafe könnet ihr, werdet ihr der strengen Gerechtigkeit Gottes genugthun; durch eine geduldige Ertragung der von der Obrigkeit über euch gefällten Stra-

se könnet ihr der Strafe zuvorkommen, die Gott euch wegen der Uibertretung seines Gebothes bereitet hat; durch eine geduldige Ertragung der euch von der Obrigkeit bestimmten Strafe könnet ihr aber auch, und sollet ihr auch euch zur Besserung und zur Bearbeitung eures Seelenheils antreiben lassen: damit euch nicht, wenn ihr wiederum nach überstandener Strafe zum Laster zurükkekehrtet, etwas ärgeres widerfahre, und das lezte Uibel ärger werde als das erste. Diese sind die Gesinnungen, welche bei dem Rechte der ordnungsmässigen Obrigkeit widerspänstige Unterthanen zu bestrafen, vernünftige und christliche Unterthanen haben können, und haben müssen.

Be-

Beschluß.

Merket euch diese Lehre ihr alle, die ihr frei und ohne Scheu den Gesetzen eures Landesfürsten entgegen handelt, nicht nur ihr, die ihr durch Räubereien, durch Diebstähle, durch Mordthaten die niedrigste Stufe der Lasterbahne betretet; sondern auch ihr, die ihr durch mindere Fehltritte, durch Fehltritte, die nicht so empörend sind, den schuldigen Gehorsam überschreitet. Merket euch diese Lehre ihr alle, die ihr den schon so oft von der Obrigkeit verbothenen Wucher gerade zum Nachtheile der ärmesten Menschenklasse ausübet; merket euch diese Lehre ihr alle, die ihr ohne Bedenken zum Schaden des gemeinen Besten unverzollte Waaren einbringet, oder erkaufet; merket euch diese Lehre ihr alle, die ihr die von der Obrigkeit ausgemessene Zeiten für öffentliche Ergötzlichkeiten frei überschreitet, oder die von der Obrigkeit erlaubten Unterhaltungen durch Muthwillen störet; merket euch diese Lehre ihr

alle,

alle, die ihr, was immer für ein anderes Geboth eures Landesfürsten, oder der von selbem bestellten Ortsobrigkeit übertretet. Denket zugleich, daß wenn bisher eure Fehltritte ungestrafet vorbeigegangen sind, nur gar zu leicht die Zeit kommen könne, in der sie geahndet, bestrafet werden; denket, daß die Strafe, wenn sie kömmt, gerecht ist, und daß sie gewiß kommen wird; denket, daß, wenn sie auch auf dieser Welt nicht kömmt, sie um so viel gewisser über euch in der andern Welt kommen wird. Strafet euch der König dieser Erde nicht, so wird euch der König aller Könige strafen, und diese Strafe wird für euch um so viel empfindlicher, um so viel härter, und ihr dadurch um so viel unglükklicher sein. Merket euch diese Lehre endlich alle ihr Unterthanen, und lasset euch durch selbe antreiben, desto gewissenhafter die Gebothe eurer Obrigkeit zu befolgen, ihre Vorschriften genauer zu beobachten, in voller Uiberzeugung, daß ihr zugleich das göttliche Geboth beobachtet, und durch diesen euren zweifachen Gehorsam euch euren himmlischen Lohn vermehret. Amen.

Homilie

über das Evangelium dieses Sonntages.

Cristus lehret im heutigen Evangelium durch ein Gleichniß, das Er von einem irdischen Könige hernimmt, daß die Juden, weil sie hartnäkkiger Weise die Lehre Jesu verwarfen, und die Verkünder desselben sogar des Lebens beraubten, von Gott gar schwer werden gestrafet; das Evangelium aber dagegen den Heiden, die bisher vieler Gunstbezeugungen Gottes sind beraubet gewesen, welche doch den Juden im reichlichen Masse zugeflossen sind, wird verkündiget werden. Diese Lehre geht zwar unmittelbar die Juden an, ist aber mit vielen andern Lehrstükken für uns verbunden; die wir in möglichster Kürze durchgehen wollen.

Jesus redete abermal durch Gleichnisse zu den Obersten der Priester und Pharisäer. Warum redet dann unser Heiland mit dem Volke nicht klar und deutlich?

Wa-

Warum bedient er sich dann der Gleichnisse? Seine liebvolle Zuneigung zum Menschengeschlechte wirkte dieses. Er wußte wohl, daß seine Zuhörer die himmlische Wahrheit, wenn sie ohne alle bildliche Vorstellung vorgetragen würde, nicht verständen, oder dieselbe doch einen zu geringen Eindrukk auf ihre Seelen machte: darum bequemte Er sich nach den Bedürfnissen ihres Geistes, und lehrte sie in Bildern, in Gleichnissen, die wegen der sinnlichen Vorstellung tiefer in den Geist eindringen, fester im Gedächtnisse haften, leichter zur Anwendung und Ausübung führen konnten. Welche schöne Lehre für alle diejenigen, denen ihr Stand auferleget, andere zu belehren! Welche schöne Lehre für euch, ihr Eltern und ihr Unterweiser der Jugend! **Auch ihr müsset nicht verlangen, daß Kinder eure Begriffe erreichen sollen;** ihr würdet etwas verlangen, was die Kräfte ihrer Natur übersteigt: **ihr sollet vielmehr euren Vortrag nach ihrem schwachen Fassungsvermögen herabstimmen:** dadurch werdet ihr in den Stand

versetzet werden ihnen die erhabensten Lehren eurer Religion, vorzüglich die reinesten Sittenlehren beizubringen. Was war denn nun dieses für ein Gleichniß, das Christus vortrug?

Er sprach: Das Himmelreich ist gleich einem Könige, der seinem Sohne Hochzeit machte, und seine Knechte aussandte, daß sie die Gäste zur Hochzeit rufen sollten, die aber nicht kommen wollten, das heißt, mit der Verbreitung des Evangeliums, der reinen himmlischen Lehre geht es eben so, wie es mit der Einladung eines irdischen Königs geht, der ein undankbares und gefühlloses Volk beherrschet, und dennoch einige aus diesem Volke zu einem grossen Feste einladet, das er seinem Sohne geben wollte, bei dem sie aber, ungeachtet er ihnen selbst die Stunde, in der das Fest seinen Anfang nehmen sollte, zu wissen machet, ihrer Gefühllosigkeit und Undankbarkeit wegen nicht erscheinen wollten: denn eben so gefühllos waren die Juden in Ansehung der wahren geistigen Heilslehre Jesu; die nur einen fleischlichen Heiland verlangten, nur einen

fleisch-

fleischlichen König erwarteten; eben so undankbar waren sie gegen Gott, der ihnen eine weit vorzüglichere Gabe vorbereitete, als sie wirklich erwarteten, da sie dieselbe so schimpflich verwarfen, und die reine Lehre anzunehmen sich weigerten. Auch unter uns Christen giebt es eben so gefühllose und undankbare Seelen, welche die Wahrheiten des Heils nicht achten; ihre Ohren verstopfen, oder wenigstens ihr Herz verschliessen, wenn sie ihnen vorgetragen werden, und nicht bedenken, daß in Ansehung des Seelenheils die Gefühllosigkeit äusserst gefährlich; der Undank aber unendlich groß ist; welches beides Christus hier den Juden weiter noch vorstellet, indem Er also fortfährt:

Abermal sandte der König andere Diener aus, und sprach zu ihnen: Saget den Geladenen: Sehet, Ich habe meine Mahlzeit zubereiten, meine Ochsen und anderes Mastvieh schlachten lassen; es ist schon alles bereitet: kommet also zur Mahlzeit. Die vorhin gemeldten ausgesandteten Diener zeigen ganz natürlich die

Propheten des alten Bundes an, welche schon vorher die Abkunft eines Welterlösers, dessen Werk die Erlösung der Seele aus der Gefangenschaft der Sünde und des Teufels sein sollte, und nicht, wie sie vermutheten, und wünschten, die Befreiung von aller weltlichen Obrigkeit, angekündiget hatten. Die Diener aber, von denen hier gemeldet wird, bedeuten Johannes den Täufer, die Aposteln, und andere apostolische Männer, welche den schon bereits erschienenen Heiland, die schon eröffnete Gnadenthüre verkündigten, und zeigten, daß der allgemeine beglükkende Volkslehrer, der von Gott verheissene Messias, den die Propheten nur zum vorhinein verkündiget hatten, schon erschienen seie. Uns Christen schikket zwar Gott keine Propheten, keine Apostel: aber nichts destoweniger unterläßt er niemals uns zu sich zu rufen; Er hat stäts Diener, die uns den Weg zum ewigen Heile zeigen. Diese Diener, sind theils leblose Geschöpfe, theils lebendige Menschen: zu den ersten gehören natürliche Ereignisse, tägliche Vorfallenheiten, geistreiche Bücher, vorzüglich die göttliche Schrift, jenes er-

habene Buch, welches selbst durch besondere Wirkung des göttlichen Geistes ist geschrieben worden, ein vollkommener Inbegriff aller Heilslehren ist, und darum auch verdienet mit besonderer Aufmerksamkeit gelesen und mit Rükksicht auf seine Lebensart wohl überdacht zu werden. Lebendige Diener Gottes sind Eltern, Lehrer, insbesondere aber die Seelensorger, deren eigenthümliches Geschäft es ist, die Christen in dem zu unterweisen, was sie zum Besten ihrer Seelen thun, und unterlassen müssen. Jeder Christ ist also verbunden, die Lehren seines Seelensorgers fleissig anzuhören: denn Niemand ist so verständig, der nicht noch mehr dadurch könnte aufgekläret werden, und Niemand ist so fromm, der nicht dadurch zu grösserer Frömmigkeit könnte angeleitet werden. Aber betragen sich wohl alle Christen auf diese Art gegen ihre Seelensorger? O wie wünschte ich, daß ich Ja sagen könnte! Zwar so boshaft betragen sie sich nicht mehr, wie sich die

Juden gegen die Apostel betragen haben: den sie verfolgten dieselben, klagten sie fälschlich an, widerfuhren ihnen grausam, und liessen nicht nach, bis dieselben auf eine schaudervolle Art getödtet wurden. Dieses boshafte Verfahren stellet Christus vor unter dem Bilde der boshaften Gäste gegen die königlichen Abgesandte, von denen Er sagte: Sie verachteten das, und giengen hin, einer auf sein Landgut, der andere zu seiner Kaufmannschaft; einige aber aus ihnen ergriffen die Diener des Königes, verschmäheten und tödteten sie. In unsern Zeiten zwar haben die Diener des Herrn keinen Tod, keine grausamen Marter zu erwarten: aber Schmähungen und Lästerungen werden ihnen oft genug zu Theile. Und auch hierdurch wird der Religion eine gefährliche Wunde geschlagen; doch immer selig ist der, der diese Lästerungen nicht verdienet.

Wehe aber dem, der solche Lästerungen besonders gegen unschädliche und unschuldige Volkslehrer ausstreuet: weil er der Religion, der Verbreitung der reinen Sittenlehre ungemein schadet! Ungestraft wird ihn Gott darum nicht lassen, so wie der König die grau-

sa-

samen Bürger bestrafet, die seine Diener mißhandelten: denn Christus fährt in dem Gleichnisse also fort: Da dieses der König hörte, ward er zornig, und schikkte seine Mannschaft aus, brachte die Mörder um, und zündete ihre Stadt an. Auch an den Juden wurde eine gleiche Strafe ausgeübet, unter dem Römischen Kaiser Vespasianus, wie es jedem bekannt sein muß, der nicht ganz fremd ist in der römischen Geschichte.

O meine Christen, lasset euch das Schiksal der Juden zur Warnung sein! Horchet auf die Stimme derer, die bestimmt sind euch die Seligkeitslehre beizubringen; glaubet nicht, daß es für euch so gleichgiltig sein könne, das zu wissen, was euch von ihnen vorgetragen wird: nein; es sind Wahrheiten des Heils, deren Befolgung euch ewig selig, deren Vernachlässigung aber euch unaussprechlich unglükkselig machen kann. Amen.

Anmerkungen.

Daß ich diese Homilie nicht bis an das End des Evangeliums ausführte, ist einzig und allein darum geschehen, damit dieser Sonntag nicht zuviel Raum einnehme; besonders, da die obenangeführte Anwendung ohnehin den Fingerzeig giebt, dieselbe gehörig zu vollenden.

Am zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

Umschreibung des Evangeliums.

Johannes 4. Hauptstükk 47 — 53 V.

Einer aus der königlichen Familie, oder einer aus den ersten Dienern des königlichen Hauses (denn im Griechischen heißt es, ein Königlicher) hatte einen Sohn, der zu Kapharnaum an einem gefährlichen Fieber krank lag. Da nun der Vater hörte, daß Jesus aus dem Judenlande nach Galiläen gekommen sei, gieng er zu Ihm, und bath Ihn, daß Er Sich würdigen wolle hinabzukommen, und seinem Sohne die vorige Gesundheit wiederum zu ertheilen. Hier muß man wissen, daß dieser Mann zu dem Geschlechte oder Hause des Herodes gehörte, der selbst nicht als ein eigentlicher König konnte betrachtet werden, sondern nur ein Vierfürst war, und zwar in Galiläen: daß also der Va-

Vater dieses kranken Knaben nicht ein eigentlicher, auch noch so kleiner König konnte genannt werden. Dieser Mann nun hatte einen Sohn, dessen Tod er, unerachtet aller angewandten Heilsmittel, erwarten mußte. Da nun die Heilkunde zu schwach war, ihn wiederum herzustellen, so wandte sich der bekümmerte Vater zu Jesu, und bath Ihn, daß Er Sich zu seinem Sohne hinbegeben wolle ihn gesund zu machen. — Jesus scheint aber dem bekümmerten Vater einen Verweis zu geben, der aber auch alle übrigen Juden traf; Er sagte: Ihr bleibt immer ungläubig, solange ihr nicht Wunderwerke sehet. Hat dann aber der Mann diesen Verweis verdienet? Er glaubte ja, daß Christus seinen Sohn aus der augenscheinlichen Todesgefahr retten könne: allein es scheint, daß er die Macht den Halbtodten am Leben zu erhalten, nicht einer göttlichen Gewalt, welche sich auch auf die entferntesten Orte erstrekket, zugeschrieben habe, sondern vielmehr einer tiefern, ausgebreitetern Kenntniß in der Heilkunde, als man an andern Aerzten fand, welche aber immer die Gegenwart

des

des Arztes am Krankenbette selbst erforderte: und so wäre sein Glauben noch immer tadelnswürdig gewesen. Oder er dachte bei sich, er wolle alsdann dem Worte und der Lehre Jesu glauben, wenn dieser seinen Sohn am Leben erhalten würde, gleich als wenn Er nicht ohnehin schon genug Wunder zur zur Bestättigung der Wahrheit seiner Lehre gewirket hätte; und auch so verdiente er einigen Tadel. — Der Höfling aber ließ sich durch diesen Verweis Jesu in seiner Bitte nicht irre machen: er fährt fort zu bitten, das Jesus nur hin kommen möchte zu seinem kranken Sohne, bevor er noch stürbe, gleich als wenn der göttliche Erlöser nicht im Stande gewesen wäre auch dem Todten das Leben wiederum zu erweisen. Ein neuer Beweis, daß sein Glauben und sein Vertrauen noch zu schwach war, und er den Verweis billig verdienet hatte. — Der barmherzige Menschenfreund läßt sich aber auch eben so wenig durch das wankende Vertrauen, durch den zu schwachen Glauben des Vaters an der Gesundmachung des Sohnes irre machen: zeiget aber zugleich, daß seine körperli-

liche Gegenwart nicht nothwendig sei, dem Kranken die Genesung zu ertheilen: denn auch in der Entfernung machte Er ihn gesund, und zeigte seinem Vater die Genesung an. Hier fieng der Glauben des Höflings an sich zu erhöhen; vermuthlich weil ein innerliches Licht seinen Geist erleuchtet hatte: denn er glaubte auf das blosse Wort Jesu, und begab sich nach Hause ohne weiter zu verlangen, daß auch der Erlöser hingehen sollte. — Als er aber nahe an sein Haus kam, liefen ihm schon seine Hausleute, seine Diener mit fröhlicher Mine entgegen, und brachten ihm die freudige Nachricht, daß der Sohn annoch am Leben und zwar ohne alle Krankheit, ohne alles Fieber sich befinde. Hier gab also Jesus einen zweifachen Beweis seiner Gottheit sowohl durch seine Kraft Wunder auch in der Ferne zu wirken, als auch durch seine Kenntniß dessen, was in entlegenen Orten geschah. — Der Vater fragte sodann, um welche Stunde seinen Sohn das hitzige Fieber verlassen habe, und sie gaben ihm zur Antwort, daß es um die siebente Stunde geschehen seie, das ist nach unserer

rer Uhr, um ein Uhr nach Mittag. — Dieses war also eben jene Stunde, eben jene Zeit, in der Christus dem Vater gesagt hatte, daß sein Sohn am Leben bleiben werde; und der Vater erkannte auch, daß es eben diese Zeit seie: darum nahm er sammt seinem ganzen Hause die Lehre Christi an, und bekannte vermuthlich öffentlich, daß er ein Anhänger und Schüler Christi sein wolle.

Gegenstände

für den Volksunterricht.

Uiber den 47ten Vers.

Pflichten der Eltern bei den Krankheiten ihrer Kinder. Eltern sind schuldig 1. für die Gesundheit kranker Kinder zu sorgen; und 2. auch auf ihr Seelenheil bedacht zu sein, sowohl für den Fall ihrer Wiedergenesung, als auch für den Fall ihres Todes. — Der Sohn eines grossen Herrn am Hofe war krank, und dieses machte dem Vater vielen Kummer. Wir lernen hieraus, daß alle zeitliche Glükkseligkeit, alle Würde und Hochheit den Menschen von Widerwärtigkeiten nicht befreien kann: das muß 1. den, der zeitliche Glükseligkeit, grosse Ehren und Würden hat, ꝛc. verdemüthigen; 2. den, der verachtet, im niedrigen Stande lebet aufrichten, und trösten. — Wer in einer Noth ist, muß zwar jene Mittel gebrauchen, die ihn aus der Noth retten können, und in seiner Macht sind;

aber

aber er muß auch seine Zuflucht zu Gott nehmen, daß Er ihm helfe. — Von den Pflichten der Eltern gegen die Kinder.

Uiber den 48ten Vers.

Von der Nothwendigkeit der Wunder zum Anfange des Christenthumes, und von der Unnothwendigkeit derselben bei der Fortdauer des Christenthumes.

Uiber den 50ten Vers.

Von den Eigenschaften des Glaubens. Der Glauben, den wir dem Worte Gottes beimessen, muß 1. lebendig, 2. wirksam sein. Lebendig ist er, wenn uns der Grund desselben stäts vor Augen schwebet; wirksam ist er, wenn er uns antreibt den göttlichen Wahrheiten gemäß zu handeln. — Die Werke des Christen sind wahrhaft verdienstlich, wenn sie aus dem Glauben entspringen. — Wir dürfen auf die Glaubensgründe sehen: denn das hebet die Aufrichtigkeit desselben nicht auf. Gründe des Glaubens sind Wunder

derwerke, Prophezeihungen, die schnelle Verbreitung des Christenthumes. u. s. w.

Uiber den 53ten Vers.

Das gute Beispiel des Höflings wirkte auf sein ganzes Haus; und eben so wirkt das gute Beispiel der Vorgesetzten auf alle Untergebenen. Die Vorgesetzten sind also schuldig gute Beispiele zu geben: denn 1. gute Beispiele haben allezeit zur Folge, daß die Untergebenen sie gewiß nachahmen; 2. ohne gute Beispiele sind alle Ermahnungen, selbst auch Strafen fruchtlos.

An=

Anmerkung.

Hier kann man noch viele Gegenstände abhandeln, besonders welche sich auf Krankheiten beziehen: ich übergehe sie aber mit Stillschweigen; weil ich sie schon anderstwo, besonders am achtzehnten Sonntage angeführet habe, die also leicht können nachgelesen werden. — Den Gegenstand, der über den 48ten Vers angeführet ist, habe ich schon am Pfingstsonntage in der Predigt weitschichtiger behandelt.

Skelet.

Uiber den 51ten Vers.

Unterdessen, daß der Höfling bei Christo um die Genesung seines kranken Sohnes gebetten hatte, wurde dieser gesund. Voll Freuden liefen die Hausleute, die Diener ihrem Herrn entgegen, da er nach Hause kam, und erzählten ihm mit Vergnügen, daß sein Sohn am Leben seie, und seine Krankheit ihn verlassen habe. Hätten sie ihren Herren nicht geliebet; hätten sie sich mit dem begnüget, daß sie nur den vorgeschriebenen Dienst befolgten, so würden sie gewartet haben, bis der Herr in das Haus gekommen wäre, und seinen genesenen Sohn selbst mit Augen gesehen hätte: aber ihre Liebe zu ihrem Herrn ließ sie nicht so lange warten! Wie wäre es zu wünschen, daß alle Diener wahre Liebe zu ihren Herren hätten! Sie würden 1. ihre Dienste leichter und vollkommener verrichten; 2. sich ihre Herren geneigter machen; 3. eine wahre Christenpflicht erfüllen. —

Was

Was man gezwungen thut, fällt immer weit beschwerlicher, als das, wozu man sich selbst entschließt, und was man gerne und freiwillig thut. Wer etwas aus Liebe thut, dieser machet es gewiß freiwillig und gerne, und so erleichtert er sich selbst die Mühe, und vermindert sich die damit verbundene Beschwerlichkeit. Wer etwas aus Liebe unternimmt, will dem, den er liebet, Freude und Vergnügen verschaffen; nun weiß man aber, daß ein elendes, fehlerhaftes Werk wenig Vergnügen bringt: daher bestrebet er sich es so vollkommen zu machen, als es ihm nur möglich ist. Der Diener also, der seinen Herrn aufrichtig liebet, wird seinen Dienst weit leichter und vollkommener verrichten, als der, der ihn bloß darum verrichtet: weil er dafür bezahlt ist. Wer nur wegen des Lohnes allein dienet, ist zufrieden, wenn das Werk nur verrichtet ist, und kümmert sich weiter nicht darum, ob es noch einige Fehler an sich habe, oder nicht: anderst aber handelt der, den nicht nur der verheissene Lohn zur Arbeit anfeuert, sondern auch eine wahre Liebe zu seinem Herrn antreibt das zu thun, was ihm anbefohlen ist. — Er dienet

aber auch besser zu seinem eigenen Nutzen: denn sein Herr wird ihm nicht nur seiner guten und vollkommenen Dienste wegen immer geneigter werden; sondern auch wegen seiner Liebe zu sich: denn das lehret ja die tägliche Erfahrung, daß jeder auch gegen den geneigter wird, den er gegen sich geneigt findet. Liebe gebiert allezeit Gegenliebe. Was kann sich aber auch ein Diener von seinem Herrn nicht alles versprechen, der ihn liebet? Kann er sich nicht mehr Beistand in der Noth, mehr Hilfe in Krankheit, mehr Schonung in der Arbeit, mehr Nachsicht in täglichen Fehltritten, vor denen Niemand ganz frei ist, versprechen, als er erwarten dürfte, wenn er von seinem Herrn weniger geliebt würde, weil er seinen Herrn weniger liebte, in seinem Dienste weniger eifrig wäre? Wäre auch gleich nicht ein grösserer Nutzen zu erwarten, so muß ja schon das um Vieles angenehmer sein, in einem Hause zu dienen, wo wechselseitige Liebe herrschet; als da wo Herr und Diener von einander abgeneigt sind? Sollte nicht schon das Ermunterung genug für einen Diener sein, alles das hervorzusuchen, was eine wahre Liebe zu seinem Herrn in

ihm

ihm erwekken kann? — Aber ist es dann nicht auch eure Pflicht ihr Diener, daß ihr eure Herren wahrhaft lieben sollet? Ist es dann nicht ein allgemeines Geboth für alle Christen, daß sie einander lieben müssen? Sollten den gerade diejenigen ausgenommen sein, die andern um Lohn und Geld dienen? Hat nicht der Herr gerade jene Eigenschaften in Ansehung des Dieners, die die Liebe erwekken können? Der Herr kann dem Diener Gutes thun; der Herr will ihm auch gewiß Gutes thun, wenn nur er nicht selbst dieser Liebe Hinderniß im Wege leget; der Herr erweiset ihm auch oft wirklich Gutes. Verdienet er nicht unsere Liebe? Zwar könnte man einwenden, daß oft Herren gefunden werden, die auf keine Weise zu einer Art von Zuneigung gegen ihre Dienstbothen zu bringen sind: allein man muß auf der anderen Seite bedenken, daß ihnen oft das Betragen mancher Diener, die sie vorher gehabt hatten, einigen Unwillen gegen alle Dienstbothen eingeflößet haben. Um so viel mehr ist es nothwendig, solche Herren durch ein liebvolleres Betragen zu überweisen, daß nicht alle Diener wegen des blossen Lohnes allein

dienen, und von dem einzigen Eigennutze sich in ihren Handlungen leiten lassen. — Hieraus läßt sich nun schliessen, wie sehr jene Dienstbothen fehlen, welche stäts eine gewisse Abneigung gegen ihre Herrschaften in sich innerlich nähren, und äusserlich zu erkennen geben. Der wahre christliche Diener fühlt Freude, wenn er sieht, daß seinem Herrn etwas Angenehmes wiederfährt; fühlt Schmerz und Traurigkeit, wenn er erfährt, daß demselben etwas begegnet, was ihm Mißvergnügen verursachet: um so viel mehr ist es ihm zum wahren Vergnügen, wenn er selbst etwas beitragen kann, was seinem Herrn angenehm ist, und hütet sich sorgfältigst einen Schritt zu machen, der seines Herrn Unwillen erregen könnte. Diese Gesinnungen sind Folgen einer wahren, aufrichtigen, christlichen Liebe.

Predigt.

Uiber den 53ten. Vers

Eingang.

Da der Vater im heutigen Evangelium sah, daß Jesus seinem kranken Sohne auch in einer grösseren Entfernung die vorige Gesundheit wiederum ertheilet hatte, glaubte er mit seinem ganzen Hause, wie sich die Schrift ausdrükket, das heißt, er pflichtete der Lehre bei, die Jesus vorbrachte; er glaubte, daß Jesus der wahre Heiland der Welt, der Erlöser der Seelen sei, der im Gesetze verheissene Messias; daß sein Reich kein irdisches Reich, sondern ein ganz geistiges, ein himmlisches sei, ein Reich, in dem die Seelen die Sünde unterdrükken, die Hölle überwinden; daß seine Sittenlehre nur allein diejenige sei, welche den Menschen zu Gott führet, und unaufhörlich, unbeschreiblich glükklich machet. Das glaubte dieser bei Hofe so sehr angese-

hene

hene Mann; trennte sich von den Lehrern des alten Gesetzes, und gesellte sich zu denen, die sich Schüler und Lehrjünger Jesu zu sein bekennen. Er glaubte also, jedoch er glaubte nicht blindlings, er glaubte mit gutem Grunde: denn er hatte wohl gesehen, daß ein Mann, der so viele Kraft hatte, unmöglich ein Lügner sein könne. Es ist leicht zu erkennen, daß diese Macht eine göttliche Macht ist, und Gott seine Macht keinem Sünder mittheilen kann. So vereinigte der Mann seine Vernunft mit seinem Glauben, und widerlegte zum voraus jene eitlen Schreier, welche behaupten Vernunft und Glauben seien einander entgegengesetzet; welche dafür erhalten, der gläubige Christ müsse der Vernunft entsagen; und der vernünftige Mensch müsse dem Glauben und der Offenbarung entsagen. Allein, die das behaupten, sind im Irrthume. Leicht wäre es den ganzen Irrthum mit Stillschweigen zu übergehen, wenn sie denselben nicht so öffentlich und so vielfältig ausstreueten: allein da sie mit ihren ungegründeten Reden oft schuldlose Seelen irre machen, da sie andere gutherzige Gemüther betrüben, so kann es nicht tadelns-

werth

werth sein die Falschheit dieses Irrthumes aufzudekken; nicht zwar um diese eiteln Schreier zu widerlegen, sondern vielmehr um gutmüthige Christen von der Verführung zu sichern Diesen Zwekk zu erreichen, sage ich sodann: Der Glauben oder die Offenbarung und die Vernunft lassen sich sehr wohl mit einander vereinbaren. Dieses beweise ich in zweien Theilen meiner heutigen Rede: indem ich in dem ersten zeige, daß der Glauben die Vernunft nicht ausschliesset, sondern vielmehr vorausgesetzet; im zweiten aber, daß uns die Vernunft nicht hindert, auch unbegreifliche Sachen für wahr zu halten und zu glauben. Beide Theile werden euch, wie ich hoffe, unsere Religion, welche den Glauben zwar anbefielt, aber die Vernunft nicht verschmähet, um so viel ehrwürdiger und liebenswürdiger vorstellen: Ich hoffe sodann, ihr werdet mir eure, ganze Aufmerksamkeit schenken.

Erster Theil.

Ich weiß nicht, wie es nur möglich war, den Irrthum so allgemein zu verbreiten, als wäre der Glauben der reinen Vernunft zuwider, da man doch nur wenige Aufmerksamkeit vonnöthen hat um einzusehen, daß dieses Vorgeben äusserst falsch sei. Grosser Gott! Wie kann man dann sagen, daß dein Wort, das Du uns geoffenbaret hast, jenem Lichte, das auch Du uns gegeben hast, zuwider sei. Du bist die reineste, die unendliche Wahrheit selbst: wie kannst Du der Urheber eines Widerspruches sein? Du hast die Vernunft gegeben dem Menschen, daß sie ihm zur Leiterinn dienen sollte auf dem Wege der Glükseligkeit; sie sollte den Menschen lehren aus der gesammten Natur Dich als den Schöpfer und den Erhalter aller Wesen, aus der unvergleichlichen Ordnung und Uibereinstimmung aller Theile deine Macht und Weisheit, aus der Betrachtung dessen, was an ihm selbst vorgeht, seine Bestimmung, aus seinem Bezuge auf andere Menschen und alle übrigen Ge-

schö-

schöpfe seine Pflichten erkennen. Allein die Menschen folgten ihren Leidenschaften, die sich der Vernunft widersetzten. Sie dachten nur auf sich, und vergassen ihres Gottes; sie sinnten nur auf die Befriedigung ihrer Begierden in diesem Leben, und liessen dem Gedanken von ihrer künftigen Bestimmung keinen Platz in ihren Herzen; sie machten sich selbst nur zum Mittelpunkte ihrer Wünsche, und erkannten nicht, daß neben ihnen noch andere Menschen seien, die mit ihnen gleiche Rechte, gleichen Antheil an den Gütern dieser Erde haben: daher geschah es, daß alle ausschweiften, alle ihre Pflichten gegen Gott, gegen sich selbst, gegen ihren Nebenmenschen übertraten, alle an Laster gewohnt nicht mehr erkannten, was recht und billig ist; geheftet an dieses Irdische nicht mehr auf ein künftiges Leben hinsahen, den Zwekk verfehlten, weil sie das Mittel für den Zwekk hielten. Das ist es, was die Schrift saget: Alles Fleisch hatte seinen Weg verderbet; jeder Mensch, weil er nur an das Sinnliche und Fleischliche allein dachte, verderbte alle seine Handlungen, daß er den wahren

Weg,

Weg, Wahrheit und Gerechtigkeit nicht mehr erkennen konnte.

Hier trat abermal der unendlich gütige, gegen uns Menschen liebvolleste Gott ins Mittel; Er zündete uns ein viel helleres Licht an, welches uns die reine Wahrheit deutlicher und bestimmter zeigte; ein Licht begabt mit übernatürlicher Kraft, welche alle Macht der Leidenschaft unterdrükken konnte. Dieses mächtige Licht ist die Offenbarung. Sie unterstützte, sie vervollkommnerte, sie erhöhte die Vernunft, und doch getrauet man sich zu sagen, sie seie der Vernunft zuwider? Welcher Widerspruch! Wer kann das sagen? Nur jener, der nicht weiß, was Vernunft oder was Offenbarung ist; nur jener, der nicht erkennet, wozu uns diese oder jene ist gegeben worden. Die Offenbarung ist zwar die Leiterinn, und die Vernunft ist die Geleitete: aber die Vernunft ist nicht die Verworfene. Lasset mich deutlicher reden. Die Offenbarung erhob die von Leidenschaften unterdrükkte und geblendete Vernunft wiederum, beleuchtete sie abermal weit herrlicher, erhöhte ihre Kenntnisse; stellte ihr Gott in einem

hel-

elleren Lichte, in einem majeståtischeren Glanze vor; ließ sie deutlicher in die Zukunft sehen, und half ihren Gebrechen ab. Das hat die Vernunft der Offenbarung zu verdanken. Und kann sie noch beschuldiget werden, diese göttliche Gabe, daß sie der Vernunft zuwider sei; daß sie die Vernunft, die ebenfalls eine göttliche Gabe ist, unterdrükke? Im Gegentheile vervollkommneret sie dieselbe, ist ihre Wohlthäterinn. Die Offenbarung setzet vielmehr die Vernunft voraus; denn sie ist nur dem Vernünftigen Menschen gegeben worden. Wäre die Offenbarung bestimmt die Vernunft zu unterdrükken, zu verbahnen; so hätte sie eben so leicht auch unvernünftigen Wesen können gegeben werden. Wäre die Offenbarung bestimmt, die Vernunft zu unterdrükken, so würden auch die an ihre Vorschriften gebunden sein, welche den Gebrauch der Vernunft nicht haben. Sie ist nur für Menschen gegeben, die im Stande sind sich ihrer Vernunft zu gebrauchen: sie setzet also die Vernunft voraus; sie ist der Vernunft nicht zuwider.

So tretet dann her ihr alle, die ihr behaupten wollet, durch die Offenbarung

wer-

werde die Vernunft unterdrükket, und verbahnet; tretet her, und zeiget uns den Saz, in dem die Offenbarung der Vernunft zuwider sein soll; zeiget uns denselben: doch das könnet ihr nicht. So höret dann die Uibereinstimmung der Offenbarung und der Vernunft von uns, und dann gestehe die Wahrheit, und erkennet euren Irrthum: es wird euch mehr Ehre bringen, als wenn ihr hartnäkkig die Falschheit länger noch behaupten wolltet. Nun dann also die Uibereinstimmung der Offenbarung und der Vernunft! Die Vernunft lehret uns, daß alles, was wir sehen, von einem Gott herkömmt; die Offenbarung setzet hinzu, daß die Schöpfung eine besondere Wirkung seiner unbekränzten Vaterliebe sei. Die Vernunft lehret uns, daß unser Dasein sich mit dem gegenwärtigen Leben nicht ende; die Offenbarung setzet hinzu, daß uns nach diesem Leben ein weit vollkommneres, weit herrlicheres Leben bevorsteht. Die Vernunft lehret uns, daß wir Pflichten auch gegen andere Menschen haben; die Offenbarung setzet hinzu, daß diese Pflichten in der aufrichtigen Liebe zu andern Menschen bestehen, und sich auf die uneigennü-

zige Liebe zu Gott gründen müssen. So lehret uns die Vernunft viele andere Kenntnisse, von denen aber die Offenbarung keine läugnet; die sie vielmehr alle erhöhet, deutlicher und vollkommener machet. Da nun der Glauben jener Beifall ist, den man der Offenbarung schenket; jener Beifall ist, vermöge dessen wir die Sätze, die uns geoffenbaret sind, ganz für wahr und richtig halten, so ist es ja erwiesen, daß der Glauben die Vernunft nicht ausschliesse; das heißt, daß man um den wahren Glauben zu haben, nicht gezwungen seie der Vernunft zu entsagen; so ist es erwiesen, daß jene, die euch dieses glauben machen wollen, nur Lästerer der Offenbarung oder doch gewiß durch Vorurtheile geblendete, und in Irrthum geführte Seelen seien, deren Worte ihr niemals für wahr halten könnet, niemals für wahr halten dürfet.

Zweiter Theil.

Aber, könnte vielleicht jemand denken, aber der Christ ist ja verbunden blind zu glauben; er ist verbunden seinen Verstand zum Dienste des Glaubens gefangen zu nehmen, wie Paulus sich ausdrükket: heißt das nicht, der Christ ist verbunden der Vernunft zu entsagen? Nein, geliebteste Zuhörer, das heißt es nicht. Man kann auf eine gewisse Art blind glauben, ohne der Vernunft zu entsagen; man kann die Vernunft beibehalten, aber ihr eine gewisse Art Fesseln anlegen. Wie aber ist das möglich? Alle Sachen kann man auf eine zweifache Art betrachten, erstens zwar nach ihrer Wesenheit oder ihrem Dasein, ihrer Gegenwart; zweitens aber nach der Art, wie sie sind, oder geschehen: man muß also auch jene Wahrheiten, die uns Gott unmittelbar geoffenbaret hat, nach dieser zweifachen Rükksicht betrachten. Ein Beispiel soll die Sache deutlicher an den Tag legen. Die Schrift erzählet uns, daß Christus einige Todte zum Leben erwekket habe.

Hier ist die Wesenheit der Sache, daß die, welche vorhin gelebet haben, und schon verstorben sind, wiederum das Leben erhielten; aber wie das geschehen ist, das betrift die Art dieser Handlung. Daß Christus Todte zum Leben erwekket habe, das wissen wir; wie Er sie aber zum Leben erwekket habe, das wissen wir nicht. Eben so verhält sich die Sache mit allen geoffenbarten Wahrheiten. Erkennet die Vernunft gleich nicht, wie dieses oder jenes, was geoffenbaret ist, sein könne, so kann sie doch erkennen, daß es wirklich ist. Hier ist nun die Vernunft blind in der Erkenntniß der Art, wie die Sache ist; sie ist aber nicht mehr blind in der Erkenntniß der Sache selbst, und glaubet sodann der Mensch diese geoffenbarte Sache, so entsaget er der Vernunft nicht, und glaubet doch blind. Er entsaget der Vernunft nicht: weil er die Sache aus guten Gründen für wahr hält; er glaubet blind: weil er nicht untersuchet, wie die Sache sein könne. Ja noch mehr, er glaubet vernünftig eben darum; weil er blind glaubet: denn sein Vernunftschluß ist dieser: alles, wovon ich gewiß

wiß und versichert hin, daß es sein Dasein habe, muß ich glauben, wenn ich auch nicht weiß, wie es sein Dasein habe; von dem geoffenbarten Lehrsatze aber weiß ich ja gewiß, daß das, worauf er sich bezieht, sein Dasein wirklich hat: ich muß sie also glauben. Kann man einen vernünftigeren Schluß machen? Kann man ihn sich denken? Wer ist dann, der diesen Vernunftschluß tadeln kann? Wer getrauet sich zu sagen, dieser Schluß seie vernunftwidrig? Wer das sagen wollte, müßte endlich beinahe alle Wahrheiten ganz und gar läugnen: denn so viele Sachen wir immer kennen, so wissen wir doch beinahe von keiner Sache, wie sie ist. Wir sehen die Sonne und die unendlichen Menge, von Sternen, in ihren unendlichen Entfernungen; wir sehen die Planeten in ihren unbeschreiblich grossen Laufbahnen, und in noch unbegreiflich grösseren Laufbahnen die Kometen seit Jahrtausenden um die Sonne auf die regelmässigste Art sich herumwelzen; und wer kann uns sagen, wer kann begreifen, wie dieses alles nur möglich ist? Wer kann begreifen, wie die Sonne und die Sternen

auf ihren Standpunkten so unbeweglich stehen; wie die Planeten und Kometen so unaufhörlich und regelmässig in ihren Laufbahnen fortrollen? Und weil wir das nicht begreifen, sollten wir sagen: Nein es ist nicht? Sollten wir die Beständigkeit der Standpunkte der Sonne und der Sterne läugnen? oder den regelmässigsten Lauf der Planeten und Kometen? Würde man nicht vielmehr den für unvernünftig halten, der dieses läugnen wollte? Auf gleiche Weise können wir von tausend andern Sachen reden, die zwar wirklich sind, deren Dasein wir nicht bezweifeln können; von denen es aber doch für uns, für unser schwaches Fassungsvermögen, für unsere eingeschränkte Denkungsart unbegreiflich ist, auf was für eine Art sie sind, oder geschehen. Wenn nun in natürlichen Ereignissen, in Sachen die wir mit Augen sehen, in Sachen, die um uns herum sind, so vieles uns unbegreiflich ist: um wie viel mehr muß uns das unbegreiflich sein, was wir nicht sehen; was noch erst folgen wird; was den Schöpfer, der ganz über unsere Natur erhaben ist, betrift? Wenn die Unbegreiflichkeit natürlicher Ereignisse, und jener Wesen,

die uns umgeben, uns nicht abhält ihr Dasein einzugestehen; weil wir von demselben aus der Erfahrung und durch unsere Sinnen überzeugt sind: um wie viel weniger kann uns die Unbegreiflichkeit übernatürlicher Ereignisse, die Unbegreiflichkeit des Schöpfers und unsers künftigen Zustandes abhalten ihr Dasein zu glauben; da wir von diesem Dasein zwar nicht durch das Zeugniß unserer Sinne sondern aus andern ganz befriedigenden Gründen überzeugt sind. Die Vernunft hindert uns also nicht auch unbegreifliche Wahrheiten zu glauben; auch Lehrsätze für wahr zu halten, die das ganze Fassungsvermögen des Menschen übersteigen, wenn nur ihre Wirklichkeit aus festen Grund erwiesen ist.

Welcher Grund kann aber fester sein, als die Allwissenheit Gottes und seine unbekränzte Wahrheit? Wie können wir fester, gewisser und sicherer überzeugt sein, daß eine Sache wirklich sei, als wenn es Gott selbst gesaget hat; Gott der alles weiß, wie es in sich ist; der alles uns so entdekket; wie Er es erkennet? Gott kann unmöglich unwissend in

einer

einer Sache sein; unmöglich die Sache falsch erkennen; unmöglich anderst als wahr reden. Könnte Er in seinen Kenntnissen irren, oder falsch reden, so würde Er nicht unendlich vollkommen, nicht Gott sein. Wir können also an dem, was Er entdekket, gar keinen Zweifel haben. Wir haben also einen mehr als hinlänglichen Grund alles das für wahr zu halten, was Gott dem Menschen entdekket, wenn es auch noch so unbegreiflich ist; und dieses ist der Vernunft gemäß. Die Vernunft also schließt den Glauben auch unbegreiflicher Dinge nicht aus; die Vernunft verhindert uns nicht auch unbegreifliche Sachen ganz für wahr zu halten, sobald Gott sie uns offenbart. Oder sollte man die göttliche Unfehlbarkeit nnd Untrüglichkeit für einen schwächeren Grund halten dürfen, als das Zeugniß unserer Sinne? Wäre das nicht vernunftwidrig? Denn unsere Sinne können uns irre führen: aber Gott kann uns nicht zum Irrthume leiten. Unsere Sinne können getäuschet werden: Gott kann nicht getäuschet werden. Es bleibt also erwiesen, daß die Vernunft den Glauben auch an unbegreifliche Wahrheiten nicht hinderet.

Beschluß.

Sehet, liebe Christen, hier habt ihr einen Grund derer, die die geoffenbarte Religion verwerfen, und so gern auch aus den Gemüthern guter Christen herauszubringen sich bemühen, angeführet, und widerleget. O es giebt deren noch mehrere, die ich euch eben so anzuführen nicht unterlassen, aber auch eben so gut zu widerlegen mich bestreben werde. Schande für unsere Zeiten, daß wir Lehrer des Evangeliums erst noch Beweisgründe für diese Wahrheiten vorzutragen uns gezwungen sehen! O es gab seligere Zeiten, in denen wir dergleichen irrige Sätze mit Stillschweigen übergehen durften: weil sie zwar von einigen angenommen, aber von ihnen verheimlichet wurden. Die Irregeführten nährten ihre Meinungen in ihrem Busen, hielten sich darüber für weise, und schwiegen still. Heut zu Tage ist es anderst. Leute, die sich kaum einen Begriff vom Glau-

ben

ben und Offenbarung, von Vernunft und Wissen machen können, rühmen sich solcher Gesinnungen frei und öffentlich; verachten die, die nicht gleich mit ihnen denken; bemühen sich ihre Gedanken andern einzuflößsen, und verführen sie: weil die Bedauerungswürdigen zu wenig die ungegründeten Reden dieser ungerufenen und selbst zu wenig unterwiesenen Lehrer von den gründlichen Lehrsätzen unterscheiden können, die man ihnen seit ihrer ersten Jugend zu ihrem Troste und zu ihrem Besten beigebracht hat. Euch aber, meine lieben Zuhörer, euch bitte ich, lasset euch durch solche Reden in eurem Glauben nicht wankend machen; drükket das, was ihr heut von mir gehöret habt, tief in euer Gedächtniß: damit ihr allezeit erkennet, daß der Glauben die wahre Vernunft nicht ausschliesset; aber auch die reine Vernunft den Glauben an Lehrsätze, die für sich unbegreiflich sind, nicht hindert. Erkennet hieraus den Ungrund, und die Falschheit jener Trugschlüsse, durch die man euch vorspiegeln will, daß ein vernünftiger Mensch die Offenbarung nicht glauben könne. Erkennet

net es, ja ihr könnet keinen Zweifel daran haben: denn ihr seid überzeuget, daß der Glauben auch bei einem vernünftigen Menschen Staat habe; weil Glauben und Vernunft sich wohl miteinander vereinbaren lassen, wie ich euch heut bewiesen habe. Amen

An-

Anmerkung.

Obwohl es allerdings wahr ist, daß ich in gegenwärtiger Rede sage, daß in unsern Zeiten es nothwendig ist von jenen Sätzen zu reden, welche die Verächter unserer Religion und der Offenbarung uns entgegen setzen: so muß man dennoch auf die Umstände des Ortes und der Zuhörer wohl acht haben, und den Gegenstand nicht behandeln da, wo Niemand solche Grundsätze unter das Volk ausstreuet: Wenn z. B. in einem Dorfe die ganze Gemeinde von dergleichen Ausfällen auf die Religion nichts weiß, und allenfalls nur ein Paar Herren vom Wirthschaftspersonale libertinisiren, so muß man sich aus vielen Ursachen hüten dergleichen Grundsätze anzuführen, oder widerlegen zu wollen. Es wäre unklug; es wäre gefährlich.

Am einundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten

Umschreibung des Evangeliums

Matth. 18 Hauptstükk. 23 — 35 Vers.

Im heutigen Evangelium zeiget uns Christus die Pflicht seinen Feinden zu verzeihen wiederum in einem Gleichnisse von einem Könige, der von seinen Dienern, die ihm schuldig waren, die Schuld einforderte. Er sagte also: In der Kirche Gottes findet sich eben das, was in einem königlichen Pallaste vorgeht, in dem der König von jenen seiner Unterthanen, die ihm aus was immer für einer Ursache etwas schuldig waren, Rechnung fordern, und seine Schuld einmahnen will. — Der erste nun, mit dem er Rechnung machte, war einer seiner ersten Höflinge, der ihm aber eine ungeheure Summe schuldig war. Da die Summe der Schuld nichts zum Zwekke des Gleichnisses beiträgt,

so

so wäre es hier unschikklich zu fragen, ob nicht unter der Zahl der zehentausend Talente oder Pfunde ein besonderes Geheimniß verborgen liege: es liegt keines darunter. Eben dieses ist auch von der viel kleineren Summe der hundert Pfenninge zu verstehen, die ein Staatsbedienter dem andern schuldig war; wovon unten die Rede ist. Nun kehren wir wiederum zu dem Staatsbedienten zurükke, der dem Könige die grosse Summe schuldig war. — Er war ausser Standes seine Schuld abzutragen. Der König befahl also, daß er sammt seiner ganzen Familie in die Dienstbarkeit, und auch alles sein Hab und Gut verkaufet würde, damit von dem gelösten Gelde seine Schuld entweder ganz oder doch zum Theile könnte abgetragen werden. — Sobald der Schuldner den Ernst seines königlichen Gläubigers sah; nahm er seine Zuflucht zur Milde und Barmherzigkeit des leztern; er fiel auf seine Kniee, bath um Langmuth und Verlängerung der Zahlungsfrist, und verhieß sichere Abtragung der Schuld. — Der König fühlte auch wirklich innerstes Mitleiden mit dem Schuldner, wie-

der-

derrief seinen gegebenen Verhaftsbefehl; und that mehr, als um was er gebethen ward; er schenkte ihm die ganze Schuld, und verhieß ihm, daß er die Abzahlung derselben nicht mehr verlangen werde. — Freudig verließ der Begnadigte das Zimmer des Königs; freudig eilte er seiner Wohnung zu, um seiner Familie die unerwartete Gnade des Königs kund zu machen: allein kaum hatte er das königliche Gemach verlassen, begegnete ihm ein anderer Diener des Königs, der ihm eine unbeschreiblich kleinere Summe schuldig war. Uneingedenk der eben jetzt empfangenen ausserordentlichen Wohlthat, fiel er diesen seinen Schuldner an, würgte ihn, und verlangte augenblikkliche Bezahlung seiner ganzen Schuld. — Allein der Schuldner hatte eben so wenig Geld seine geringe Schuld zu bezahlen, als der Gläubiger seine grosse. — Jener warf sich sodann vor diesem nieder, bath gerade um eben das, um was dieser den König gebethen hatte, um Langmuth und Verlängerung der Zahlungsfrist. — Dieser nun, nicht so mitleidig, wie sein Herr der König, ließ seinen Schuldner

ohne

ohne Barmherzigkeit ins Gefängniß werfen, und wollte ihn solange darin liegen lassen, bis er andere Anstalten getrofen, und die ganze Schuld abgetragen hätte. — Dieses wurden gar bald die Kollegen dieser zweien Menschen gewahr; eine gedoppelte Empfindung nahm ihre Seele ein, Abscheu gegen den Gläubiger, Mitleiden mit dem Schuldner; sie wünschten Abhilfe der ganzen Sache, und um sie zu bewirken erzählten sie den ganzen Vorfall dem Könige. — Dieser ließ den unbarmherzigen Gläubiger zu sich rufen, und verwies ihm seine Hartherzigkeit, indem er zu ihm sagte: boshafter Diener, habe ich dir nicht die ganze Schuld nachgelassen, da du mich nur bathest auf längere Zeit Geduld mit dir zu haben? — Wäre es nicht billig gewesen, daß du dich ebenso über deinen Schuldner erbarmet hättest, wie ich mich über dich erbarmet habe? — Der Unbarmherzige zeigte keine Reue wegen seines boshaften Betragens, auch brachte er keine Entschuldigung vor: darum wurde der König zornig über ihn, und übergab ihn dem Kerkermeister, damit er so lange im Gefäng-

fängnisse bleiben sollte, bis er seine ganze Schuld würde abgezahlet haben. — Auf gleiche Weise wird auch euer himmlischer Vater, saget Christus, wenn ihr nicht allen denen, die euch etwas Böses gethan haben, vom Herzen verzeihen werdet, euch eure Schulden, eure Vergehungen nicht nachlassen, nicht verzeihen, sondern euch empfindlich strafen, besonders da das Böse, welches ihr von andern zu erdulden habet, unendlichmal kleiner ist, als das, das ihr gegen Gott begehet.

Anmerkungen.

Eine besondere Anwendung dieser Parabel fand ich nicht für nothwendig nachdem dieselbe schon im letzten Verse des Evangeliums enthalten ist. — Einige wollen, Christus rede hier von Schuldnern, die ihre Schuld nicht durch Borgen sondern durch Veruntreuungen und schlechte Streiche sich zugezogen haben: allein Christus meldet hievon nichts, und der Zusammenhang der evangelischen Worte zeiget es nicht an; man kann also dieser Meinung nicht beipflichten, und sie bei dem Volksunterrichte nicht benutzen.

Gegenstände

für den Volksunterricht.

Uiber den 23ten Vers.

Jeder Gläubiger hat das Recht sein Geld von seinen Schuldnern zu fordern: das fordert 1. sein eigenes Bestes, 2. das Beste seiner Schuldner selbst. Er wird dadurch in den Stand versetzet seinen anderweitigen Schuldigkeiten genug zu thun: dem Schuldner wird der Anlaß benommen manches Böse auszuüben.

Uiber den 24ten Vers.

Schuldenmachen ist 1. erlaubt, wenn man eine grosse Wahrscheinlichkeit sieht sie wiederum bezahlen zu können: 2. aber verbothen, wenn man diese Wahrscheinlichkeit nicht sieht.

Uiber den 26ten Vers.

Pflichten dessen, der Schulden gemacht hat. Er muß trachten sie sobald, als es möglich ist, abzuzahlen; und dazu die gehörigen Mittel wählen. Die möglichst schnelleste Abzahlung der Schulden fordert 1. die Redlichkeit gegen den Gläubiger, den man ohne Undankbarkeit und Beleidigung in keine Verlegenheit setzen kann, in seinen Geschäften gehemmet zu sein; 2. die Besorgniß, es möchten andere gutgesinnte Gemüther abgeschrekket werden andere Dürftigere zu unterstützen; 3. der eigene Nutzen. Die gehörigen Mittel die Schulden zu zahlen sind 1. seine Einkünfte auf eine erlaubte Art vermehren; 2. seine Ausgaben auf eine anständige Art einschränken.

Uiber den 27ten Vers.

Pflichten des Gläubigers sind: 1. sein Geld ohne unerlaubten Eigennutz ausleihen; 2. ohne grosse Strenge einfordern; 3. bei beiden die politischen Gesetze beobachten; z. B. keinem Mündel Geldleihen. u. d. gl.

Uiber den 31ten Vers.

Diener sind verpflichtet ihren Herren die Ungerechtigkeiten und andere Fehltritte der Hausleute anzuzeigen, wenn sie dieselben nicht ohne das verhüten, oder verbessern können: 1. also niemals ohne Wahrheit und Gewißheit; 2. niemals aus einer bösen Leidenschaft z. B. Hasse, Schadenfreude, Begierde sich einzuschmeicheln. — Unter gleichen Bedingnissen darf man auch jedem, wer es immer ist, und Fehler anderer verbessern kann, dieselben entdekken.

Uiber den 32ten Vers.

Boshaft ist der, der andern das zufügt, was ihm selbst äusserst unangenehm ist: denn er begeht das Böse mit Erkenntniß desselben; unvernünftig handelt er: denn er benimmt sich selbst alles, was er zu seiner Entschuldigung geltend machen könnte. Der Lieblose handelt also 1. boshaft, 2. unvernünftig.

Uiber den 33ten Vers.

Unsere Barmherzigkeit muß gleich der Barmherzigkeit des himmlischen Vaters sein; die sich 1. auf alle Menschen, 2. auf alle Arten des menschlichen Elendes erstrekket. — Die Barmherzigkeit muß, wenn sie wahre Tugend sein soll, weder innerliche Gesinnung ohne äusserliche Werke, noch äusserliche Werke ohne innerliche Gesinnung haben. — Der Christ muß barmherzig sein 1. gegen die, welche eine körperliche Noth drükket; 2. gegen die, die ein Elend ihres Geistes drükket.

Uiber den 34ten Vers.

Die Unbarmherzigen schaden sich selbst am allermeisten: denn sie haben 1. von den Menschen ein liebloses, ein barmherzigkeitloses Betragen; 2. von ein Gott barmherzigkeitloses Urtheil zu erwarten.

Uiber den 35ten Vers.

Der Christ ist schuldig seinem Feinde alle Beleidigungen zu verzeihen. Hier kommen

men drei Fragen vor, deren Beantwortung das Geboth seinen Feinden zu verzeihen in ein helles Licht setzet. Erste Frage: Wer ist der Feind, dem wir verzeihen müssen? Zweite Frage: Was sind die Beleidigungen, die wir verzeihen müssen? Dritte Frage: Was wird unter dem Worte Beleidigung verstanden? — Dem, der uns Böses angethan hat, nichts Böses erwiedern, und ihn nicht hassen ist Tugend des Menschen; ihm Gutes erweisen, und ihn lieben ist Tugend des Christen. — Der Christ muß 1. seine Feinde lieben; 2. ihnen Gutes thun; 3. für sie bethen. Das sind die Pflichten des Christen gegen seine Feinde. — Wenn man beleidiget ist, muß man 1. sich nicht zörnen: 2: sich nicht rächen, 3. sich von dem Beleidiger nicht absöndern im bürgerlichen und christlichen Leben. — Den Feinden verzeihen lehret uns 1. das Geboth Christi; 2. das Beispiel Christi.

Skelet.

Uiber den 23ten Vers.

Es ist gar kein Zweifel, daß Christus durch das Gleichniß des heutigen Evangeliums das Betragen eines Christen lehret, welches er haben soll, wenn ihm von jemanden etwas geschieht, was ihm unangenehm ist; oder mit andern Worten, wenn er von jemanden beleidiget wird. Allein ein Christ sollte vielmehr keine Beleidigung kennen: denn 1. sollte er Niemanden beleidigen; 2 sollte er das, was ihm von andern Böses geschieht, nicht als Beleidigung ansehen. — Eine Beleidigung kann in einem zweifachen Verstande genommen werden: entweder für eine böse Handlung, durch die etwas dem andern Schädliches oder Mißfälliges geschieht; oder aber auch der Verdruß, der aus einer solchen Handlung bei dem andern entsteht. Beide Arten der Beleidigungen sind meistentheils mit einander verbunden; beide Arten sollten von dem Christen entfernet sein. Er soll Niemanden be-

leidigen; er soll nichts thun, was einem andern nur den mindesten Schaden, oder auch nur einen Verdruß verursachen kann. Dieses ist die Grundregel des christlichen Lebens, die uns die natürliche Vernunft eben sowohl lehret, als die Offenbarung. **Was du nicht willst, daß dir von einem andern geschehe, das thue auch du keinem andern.** Welcher Christ will, daß andere das thun, was ihm unangenehm und mißfällig ist, oder was ihm wohl gar einen Schaden verursachen kann? Der Christ also, nicht ein übertriebener Frömmler, sondern ein wahrer, erleuchteter, vernünftiger Christ muß bei jeder freiwilligen Handlung sich selbst fragen: Wird dieses mein Werk, welches ich jetzt unternehme, nicht meinem Nachbar, nicht einem andern zum Schaden gereichen? Werde ich ihm nicht Kummer oder Verdruß verursachen? Und sein Entschluß wird schon gefaßt sein sein Vorhaben nicht auszuführen, so bald er sieht, daß es je einem andern mißfallen, oder wohl gar schädlich werden könnte. So wird der Christ Niemanden beleidigen: weil es sein Gesetz verbiethet; weil er dem Urheber seines Glaubens will ähnlich wer-

werden, der, nach der Vorherverkündigung des Propheten kein zerstossenes Rohr gar zerbrach, keinen glimmenden Docht ganz auslöschte. — Aber was soll der Christ thun, wenn von andern etwas geschieht, was ihm schädlich oder doch unangenehm ist? Soll er dessenthalben verdrüßlich, entrüstet werden? Nein! Gleichmüthig soll er bleiben. Nicht nur allein fern vom Hasse und Rachbegierde, sondern auch vom Zorne soll er sein; aber auch das ist für einen Christen noch zu wenig: er muß sogar sich dadurch nicht für beleidiget halten; er muß glauben, der Zufall sei nicht einmal zu seiner Beschädigung geschehen, oder in ihm Mißvergnügen zu erwekken. Er muß vielmehr der Meinung sein, daß das, was ihm Böses oder Unangenehmes widerfährt, eine Wirkung der göttlichen Vorsehung ist, und ein Mittel, durch das sie ihm manches Gute, vorzüglich das Heil seiner Seele will zufliessen lassen. Dieses lehren uns die Grundsätze unserer Religion. Schon im alten Bunde saget der Prophet: **Es ist kein Uibel, das der Herr nicht gemacht hat.** Ja die Propheten, die Psalmen, das Buch Jobs sind voll von die-

ser trostreichen Wahrheit. Im neuen Bunde steht dieselbe noch in einem helleren Lichte. Alle Haare eures Hauptes sind bei dem himmlischen Vater gezählet. Nicht ein Spatz fällt ohne den Willen des himmlischen Vaters auf die Erde; und ihr seid ja viel mehr werth als die Spatzen. Diese sind Lehren, die Christus seinen Schülern giebt. Alles gedeihet diesen, die Gott lieben, zum Guten. Ist die Grundregel, die der Apostel den ersten Christen giebt. Ganz von dieser Wahrheit waren eingenommen der Aegiptische Joseph, da er sich seinen Brüdern zu erkennen gab; David, da er von Semei mißhandelt wurde. Das reizendste Beispiel aber, das wir hier aufstellen können, giebt uns selbst unser Heiland, vorzüglich in seinen letzten Lebensstunden, da Er dem Pilatus sagte: Du hättest keine Gewalt über Mich, wenn sie dir nicht von oben herab wäre verliehen worden; und da Er am Kreuze noch für seine Mörder bath. Darum Er dann auch von den Propheten unter dem Bilde eines Lammes vorgestellet ist, welches unter dem Eisen seines Scherers noch stumm bleibt. Sind wir Chri-

ſten nicht ſchuldig ſo herrlichen Beiſpielen zu folgen? — O welche Seligkeit müßte es ſein, wenn alle Chriſten nur dieſe einzige Grundregel befolgten! welcher Vorgeſchmakk der himmliſchen Wohnung müßte das Haus ſein, in dem eine Schaar ſolcher friedfertigen Menſchen beiſammen wohnten! Dieſes einzige Vergnügen ſollte ſchon ein mächtiger Antrieb für einen jeden ſein, daß er ſtäts auf ſeiner Hut ſeie, damit er ſelbſt nichts thue, wodurch ein anderer könnte beleidiget werden; und damit er durch nichts beleidiget werde, was immer von andern geſchehen mag.

Predigt

Uiber den 26ten Vers:

Eingang.

Wie ängstlich, aber auch wie aufrichtig bittet der Diener, der ein so grosser Schuldner war, den König, daß er doch noch einige Geduld mit ihm tragen wolle. Er sah seine erste Pflicht seine Schuld abzutragen, und dieses verheißt er mit ausdrüklichen, mit ernsthaften Worten: Ich will dir alles bezahlen. Da er aber damals noch nicht im Stande war die Bezahlung abzutragen, so sah er vor sich eine zweite Schuldigkeit um Langmuth und weitere Hinausrükkung der Zahlungsfrist seinen Gläubiger zu bitten. Auch dieses that er in demüthigster Stellung: denn er fiel auf seine Kniee nieder, und bath: Habe Geduld, habe Langmuth mit mir. O meine Christen, dieser Schuldner ist ein Bild desjenigen, der ei=

einen andern beleidiget hat; das heißt, desjenigen, der durch seine Handlungen einem andern einen Schaden entweder an seiner Ehre, an seinem Vermögen, oder an seinem Leibe verursachet, oder Mißvergnügen und Verdruß zugezogen hat. Wie oft geschieht das in unsern Zeiten! Wie oft aus Unobachtsamkeit, aus Uibereilung, wie oft sogar aus Muthwillen und vorsetzlicher Bosheit! Freilich sollte ein Christ weit von einem solchen Betragen sein: allein wo ist der Christ, der stäts seine Schuldigkeit beobachtet? Wo ist der, der sich nicht bald in diesem bald in jenem Falle eines Fehlers schuldig machte? Wenn nur der Christ bei dem Fehler nicht verharret; wenn er nur nach dem Falle wiederum aufsteht; wenn er nur nach überschrittener Pflicht wiederum zu seiner Schuldigkeit zurükkekehret; so wird auch Gott ihm sein böses Betragen wiederum nachsehen, wiederum verzeihen; und auch in den Augen der Menschen wird er wiederum als der Rechtschaffene, als der Tugendhafte erscheinen.

Was ist nun also die Schuldigkeit dessen, der einen seiner Nebenmenschen beleidi-

get hat? Der Schuldner im heutigen Evangelium zeiget uns eine zweifache Schuldigkeit an, wie ich schon im Anfange gesagt habe. Der, welcher einen anderu beleidigt hat, ist schuldig den Beleidigten zu besänftigen, so wie es der Schuldner gegen seinen königlichen Gläubiger gethan hat. Dieses ist die erste Pflicht. Der Beleidiger ist schuldig die Beleidigungen wiederum gut zu machen, so wie der Schuldner es für seine Pflicht erkannt hat, die Schuld abzuzahlen. Dieses ist die zweite Pflicht. Diese zwei Pflichten sollen der Gegenstand der zwei Theile meiner heutigen Rede sein. Vernehmet mich.

Erster Theil.

Hast du also mein Christ, deinen Nebenmenschen beschädiget; ihm seinen guten Namen geraubet; sein Vermögen geschmälert; an seinem Leibe ihm einen Schaden zugefüget, ein Glied verletzet; Freunde entzogen; ihm aus seinem einträglichen Amte verdränget; in Irrthum verführet; vor andern lächerlich gemachet; gerade das gethan, was ihm am meisten zuwider ist; mit einem Worte, hast du deinen Nebenmenschen auf was immer für eine Art beleidiget, so ist es deine Pflicht, mit ihm dich auszusöhnen, ihn wiederum zu besänftigen. Wer läugnet es? Allein wissen auch alle, welche diese Pflicht zu erfüllen haben, was das heisse, den Beleidigten zu besänftigen; sich mit ihm auszusöhnen? Das heißt alles, was man kann unternehmen, um das Gemüth des Beleidigten in Ruhe zu erhalten, oder wiederum in Ruhe zu bringen; es heißt, auf alle mögliche Art verhindern, daß Unwillen, Zorn oder Haß im Gemüthe des Beleidigten nicht

ent

entstehe, oder doch nicht länger mehr fortdaure. Natürlich ist es, daß der Beleidigte seinen muntern Sinn, die Heiterkeit seiner Seele verliere, daß er unruhig werde, aber eben so natürlich ist es auch, daß wenn nicht eine starke Tugend in seinem Herzen tiefe Wurzeln geschlagen hat, sich Zorn und wenigstens eine schwache Rachbegierde im Gemüthe sich rege; wenigstens entsteht fast meistentheils einige Abneigung von dem Beleidiger. Nun diese bösen Folgen verhindern, oder sie, wenn sie entstanden sind, vertreiben, heißt den Menschen besänftigen, ihn mit sich aussöhnen. Und das muß der Beleidiger thun.

Hätten wir hierzu kein besonderes Geboth, keinen besonderen Befehl Christi, so würde diese Pflicht schon aus den allgemeinen Schuldigkeiten eines Christen sich folgern lassen. Die allgemeine Nächstenliebe lehret uns einem jeden das zu thun, was wir selbst wünschen und verlangen, daß uns geschehe. Wer verlanget nicht allzeit ein ruhiges Gemüth zu haben? Wer wünschet nicht, daß, wenn er sich die Ruhe und Heiterkeit des Geistes nicht verschaffen kann, andere

es

es an seiner statt thun möchten? Hier also befielt das Gesetz jedem Christen, daß er das beunruhigte Gemüth des andern wiederum zu beruhigen trachten solle. Wer kann es aber besser und gewisser thun, als eben der Urheber dieser Unruhe, der Beleidiger? Selbst die Zweige dieses allgemeinen Gebothes beweisen noch deutlicher, daß der Beleidiger schuldig sei den Beleidigten zu besänftigen und mit sich auszusöhnen. Ein Hauptzweig dieses Gebothes ist, daß man sich um das Seelenheil seines Nebenmenschen eben so sehr besorge und bekümmere, als um sein eigenes; daß man von jedem, wo man kann, die Sünde, und auch sogar die Gefahr zu sündigen entferne. Wer versündiget sich wider dieses Geboth? Der, der seinen Nächsten, wann er es thun kann, von der Sünde und der Gefahr zu sündigen nicht entfernet; noch mehr aber der, der ihn zur Sünde verleitet, und in eine solche Gefahr stürzet. Nun aber hat nicht der Beleidiger den Beleidigten zum Zorne, zum Hasse, zur Rachbegierde entweder wirklich verleitet, oder ihm wenigsten Anlaß zu diesen Sünden gegeben; ihn in die gefährliche Lage versetzet,

daß

daß er leicht in solche Sünden hätte verfallen können? Ist also nicht eben der Beleidiger verpflichtet, den Beleidigten entweder von der Sünde wiederum zurükkezuführen, wenn er ihn dazu wirklich sollte verleitet haben, oder ihn doch aus der Gefahr derselben herauszuziehen? Und geschieht dieses nicht durch die Versöhnung und Besänftigung am allermeisten, am allerleichtesten? Wer kann noch anstehn zu behaupten, daß der, welcher einen andern beleidiget hat, verbunden seie den Beleidigten zu besänftigen?

Wir haben aber auch ein ausdrükkliches Geboth unsers Erlösers, in dem er diese Aussöhnung, diese Besänftigung deutlich anbestelt, mit Worten, die keinen Zweifel mehr übrig lassen; mit Worten, die diese Schuldigkeit in das helleste Licht stellen. Wenn du dein Opfer, spricht Er, auf den Altar legen willst, und dich dann dabei erinnerst, daß dein Bruder etwas wider dich habe, das heißt, daß dein Nebenmensch Ursache habe sich wider dich zu beschweren, so verlaß dein Opfer vor dem Altar; opfere noch nicht; du hast eine dringendere Pflicht auf dir, söhne vorher deinen

nen Bruder, den du beleidiget; dem du Anlaß dadurch gegeben hast sich über dich zu beschweren, mit dir aus; darnach komm erst deine Gabe zu opfern. Was für Gaben kann dann aber der Christ Gott opfern? Die Opfer des Christen sind das Gebeth und die guten Werke. Diese also will Gott nicht einmal von dem Christen annehmen; diese verschmähet Er, solange derselbe sich noch bewußt ist, daß er seinen Nebenmenschen auf was immer für eine Art beleidiget hatte, und dennoch sich mit ihm noch nicht ausgesöhnet hat. Diese Versöhnung muß das erste sein, worauf du, o Christ, denken mußt, nachdem du den ersten Fehler begangen hast, die Beleidigung deines Nebenmenschen. Diese Versöhnung muß vor allen andern guten Werken vorausgehen, wenn diese letzten Gott angenehm sein sollen. Söhne ehe deinen Bruder, deinen Nachbar, deinen Nebenmenschen, der etwas wider dich anzuklagen hat, mit dir aus, und dann erst verrichte dein Gebeth, dann erst reiche Almosen den Dürftigen. Die erste, die vorzüglichste Pflicht also ist seinen beleidigten Nebenmenschen zu besänftigen. Sollte ich noch mehrere Beweise

se von dieser so wichtigen Wahrheit anfüh-
ren? O nach einem so deutlichen, so über-
zeugenden Beweis würde es überflüssig sein
noch einige hinzuzusetzen.

Ich enthalte mich also von allen übri-
gen, und gehe zu einer wichtigen Frage über,
die nach den geführten Beweisen gewiß einem
jeden wird und muß beigefallen sein: Wie
muß man dann, wie kann man den beleidig-
ten Nebenmenschen wiederum besänftigen?
Vorzüglich durch drei Arten unserer Hand-
lungen, die ich aber um euch, meine Lieb-
sten, nicht zu lange aufzuhalten, ganz kurz
berühren werde. Am allerersten muß man
Reue über seine begangene That bezeigen,
und seinen Wunsch äussern das Vergangene
vernichten zu können. Nichts besänftiget den
Menschen mehr, als wenn er sieht, daß der
Thäter seine That bereue: aber auch nichts
bringt ihn mehr auf, als wenn er gewahr
wird, daß derselbe bei dem Kenntnisse sei-
ner Bosheit oder Fahrlässigkeit, und den
bösen Folgen derselben gleichgiltig bleibt. Das
zweite, was der Beleidiger zu thun hat, ist,
daß er sich besonders sowohl durch Worte,
als auch durch Handlungen freundschaftlich
bezei-

bezeige gegen den, der von ihm ist beleidigt worden. Wie natürlich ist es, daß durch ein solches freundschaftliches Betragen auch der, der noch so sehr aufgebracht ist, besänftiget werde, da er durch ein entgegengesetztes Betragen noch mehr gereizet zu werden pfleget. Das dritte Mittel den Beleidigten wiederum zu besänftigen ist eine förmliche, ernstliche Abbitte, sie mag schon schriftlich oder mündlich geschehen: jedoch gestehe ich euch gerne ein, daß dieses Mittel zuweilen vielen Bedenklichkeiten unterworfen ist; und in diesem Falle müßte man sich mit den ersten zweien Mitteln behelfen. Auf diese dreifache Art kann jeder, der einen andern beleidiget hat, seiner ersten Schuldigkeit genug thun.

Zweiter Theil.

Nun bleibt ihm noch eine zweite Pflicht übrig, die zwar für ihn beschwerlicher, aber auch nothwendiger ist, als die erste, und diese ist die Pflicht die Beleidigung wiederum gut zu machen. Diese Pflicht ist so nothwendig, daß ohne dieselbe die erste, von der ich eben schon geredet habe, nicht kann erfüllet werden. Die Besänftigung des Beleidigten geschieht nicht; ist beinahe unmöglich, wenigstens nicht zu erwarten, so lange die Beleidigung nicht ist gut gemachet worden. Wie aber kann man denn die schon geschehene Beleidigung wiederum gut machen? Durch jede Beleidigung wird der Mensch entweder in seinem Vermögen, oder in seinen Rechten, oder aber an seinem Körper beschädiget, oder an seiner Ehre, oder an seinem äusserlichen Ansehen verletzet. Diese Beschädigung also muß gehoben werden; die Verletzung muß gut gemachet werden. Hast du jemanden einen Schaden an seinem Hause oder sonst an

seinem zeitlichen Gute verursachet, so ersetze ihm selben nach seiner wahren Grösse; bist du seinem guten Namen zu nahe getreten, so bestrebe dich denselben wiederum aufrecht zu erhalten; hast du eines Menschen im Angesichte anderer gespottet, so bemühe dich abermal ihm sein voriges Ansehen wiederum zu erwerben; und so von tausend andern Sachen zu reden, die du o Christ, der du die Tugendbahne verlassen, die Liebe zu deinem Nebenmenschen auf die Seite gesetzet, und ihn zu beleidigen kein Bedenken getragen hast, besser kennen wirst, als ich es dir sagen kann. Dieses nun heißt die Beleidigung wiederum gut machen.

Und kann man noch zweifeln, daß es Pflicht für den Beleidiger ist die Beleidigung auf diese Art gut zu machen? Wird sie nicht auf diese Art gut gemachet, so bleibt ja die Beleidigung; so bleibt ja die Sünde: diese aber muß aufhören; folgsam muß die Beleidigung gut gemachet werden. Das muß also vor jener Pflicht geschehen, die ich am ersten abgehandelt habe; ja wenn das nicht geschieht, so wird der Beleidigte in Ewigkeit nicht versöhnet werden, eben weil

die Beleidigung, wenn sie nicht gut gemacht wird, fortdauret. Wie kann man dann sich mit einem andern wegen angethaner Unbild wiederum aussöhnen, wenn man die Beleidigung fortführet? und man führt sie fort, wenn man sie nicht gut machet.

Es ist aber auch die ausdrükkliche Lehre der göttlichen Schrift, daß man die Beleidigungen wiederum gut machen solle. So gebet dann einem jeden, spricht Paulus, was ihr ihm schuldig seid. Bleibet Niemanden etwas schuldig. So lange noch der verursachte Schaden nicht ersetzet ist; so lange die verletzte Ehre nicht wiederum verschaffet ist; so lange das geschmählerte Ansehen nicht wiederum hergestellet ist: so lange bleibt der Beleidiger dem Beleidigten noch immer etwas schuldig; und das verbiethet uns der Geist Gottes durch den Mund des heil. Paulus. Ja! welcher Mensch ist von einiger Redlichkeit, von einiger Sittlichkeit, der, wenn er auch ohne seinen Willen einen andern beleidiget, nicht auf der Stelle trachtete die Beleidigung gut zu machen? Es zeiget ja das, daß die Vernunft eben sowohl als die Religion uns das Geboth auferlege,

alle

alle Beleidigungen wiederum gut zu machen. In diesem Stükke können wir nichts Rührenders und Reizenderes erblikken, als das Beispiel des heil. Paulus. Philemon ein frommer aber reicher Mann war von seinem Diener Onesimus schwer beleidiget worden; und dann durch eine heimliche Flucht verlassen. Endlich nahm der strafbare Diener, durch die Bemühung des Apostel Paulus den Glauben, und mit dem Glauben geschmeidigere, bessere Sitten an, und wünschte nun zu seinem Herren zurükkehren zu dürfen. Paulus nimmt sich seiner an; verheißt dem frommen Philemon, daß der nun bekehrte Diener alle seine Schuldigkeiten erfüllen, und alle Beleidigungen gut machen wolle; versichert sogar, daß selbst er Paulus einen Theil Ersatzes auf sich nehmen wolle, den der Diener Onesimus selbst nicht würde abtragen können. Wer sieht hier nicht, daß Paulus von einer wahren Pflicht redet? Wäre der Beleidiger nicht verpflichtet seine Beleidigungen wiederum gut zu machen, so hätte Paulus ganz anderst reden müssen; Paulus, der, da er lehrte, gewiß den Leidenschaften nicht schmeichelte; Paulus, der eben in die-

sem Sendschreiben an den Philemon ihm zugleich auch seine Pflichten vortrug; er hätte sagen müssen: Für dich als Christen muß es genug sein, daß der Diener, der dir untreu geworden ist, sich gebessert habe, daß er dich nicht mehr beleidigen werde; mehr hast du als Christ nicht zu verlangen. So aber redet Paulus nicht. Es ist also klar bewiesen, daß selbst die Offenbarung es als Pflicht des Christen vorstellt, daß man die Beleidigungen wiederum gut mache.

Beschluß.

Lasset mich nun also, meine Christen, eurem Gewissen näher treten. Wie viele werden in gegenwärtiger Versammlung sein, die bald auf eine bald auf die andere Art ihre Nebenmenschen beleidiget haben! Was habt ihr aber, die ihr euch dessen schuldig wisset, was habt ihr gethan, nachdem ihr euren Fehler erkennet habet? Seid ihr gleichgiltig geblieben? Oder habt ihr getrachtet die, welche von euch sind beleidiget worden, wiederum zu besänftigen? die Beleidigung wiederum gut zu machen? Vermehret doch eure Schulden nicht vor Gott. Führet die Beleidigung eures Nebenmenschen nicht weiter fort. So lange ihr jene zweifache Schuldigkeit, die aus eurer Beleidigung entspringt, nicht erfüllet, so lange fahret ihr fort euren Nebenmenschen zu beleidigen; so lange fahret ihr fort, eure Schuld vor Gott zu

vermehren. Denn, warum wollet ihr eurer Pflicht nicht genug thun? Ist es Gleichgiltigkeit gegen den Nächsten, Mangel der jeden Menschen schuldigen Achtung; so ist es neue Beleidigung für den Nächsten, neue Schuld vor Gott. Ist es Stolz, Hochmuth, Hartnäkkigkeit, so ist die Beleidigung des Nebenmenschen stärker, die Sünde vor Gott grösser. Oder was ist es dann, das euch abhält eure Schuldigkeit zu erfüllen? Ist es Scham, euren Fehltritt zu bekennen? O welche unzeitige Scham! Ihr bekennet eure Schuld ja nicht; sie ist ohnehin bekannt, ja euer Beleidiger erkennet sie besser als ihr, er fühlet sie. Warum schämet ihr euch dann? Schämet ihr euch eures Fehlers wegen, so wird eure Schande bleiben, ja sie wird noch mehr vermehret werden, so lange ihr für denselben nicht genug thuet. Oder wollet ihr euch etwann der Rükkehr zu euer Schuldigkeit schämen? Das glaube ich nicht, daß Christen sich eines solchen Fehlers schuldig machen können. So erkennet dann eure Schuldigkeit, besänftiget den, den ihr beleidiget habt; machet eure Beleidigungen gut,

so=

sobald ihr könnet. Kömmt es euch hart an, so überwindet euch, überwindet euch als Christen Gott zu Liebe, und hoffet versichert, daß eure Uiberwindung euch vor den Menschen zur Ehre gereichen, von Gott aber gewisse Belohnung erwerben werde. Amen.

Am zweiundzwanzigsten Sontage nach Pfingsten.

Umschreibung des Evangeliums.

Matth. 22 Hauptstükk 15 — 21 V.

Da die Pharisäer sahen, daß ihr Ansehen unter dem Volke täglich abnahm, das deutlich fühlte, wie matt die Lehre derselben, und dagegen wie kraftvoll die Lehre Jesu sei; so suchten sie Ihn zu stürzen, und des Lebens zu berauben. Sie hatten zwar schon mehrere Versuche gemacht; allein diese Versuche wurden nur von einzelnen Köpfen gemacht; allein von dem göttlichen Lehrmeister durch seine himmlische Klugheit und Weisheit vereitelt, die sie aber irrig nur für irdische Klugheit hielten. Sie dachten demnach, wenn sie Rath halten würden, einer des andern Meinung prüfte, bestritte, oder nach Befund bestättigte, so müßten sie dennoch etwas ausfindig machen können, wodurch sie

ihn soweit brächten, daß Er etwas in seinen Reden entdekkte, das sie Ihm zum Laster anrechnen, und woraus sie Anlaß nehmen könnten Ihn zu beschuldigen, und zum gewaltsamen Tode zu überliefern. — Jedoch sie wollten den Schein nicht haben, daß sie so boshaft handelten, sondern, nachdem sie über den Fallstrikk, den sie Jesu legen, und über die verfängliche Frage, die sie Ihm vorstellen wollten, einig geworden waren, schikkten sie einige ihrer Schuler mit einigen Hofbedienten des Herodes, welche fähig waren Zeugenschaft abzulegen, zu Ihm. Diese waren schon unterrichtet, wie sie reden sollten; sie sagten also ihrer Belehrung gemäß: Meister, es ist uns bekannt, daß Du die Wahrheit liebest, und nur sie allenthalben lehrest, ohne Dich zu bekümmern, ob sie denen, welchen Du sie vorträgst, angenehm seie oder nicht, wenn deine Zuhörer noch so erhaben, noch so mächtig, noch so reich sind: denn Du siehst nicht auf das äusserliche Wesen der Menschen, sondern nur auf die Wahrheit. — So sage uns also nach dieser deiner Wahrheitsliebe, da du Niemanden scheuest,

Nie-

Niemanden fürchtest, ist es billig, daß man dem Kaiser die von ihm verlangte Kopfsteuer bezahle? Oder ist es deiner Meinung nach unbillig? Die Kenntniß der Umstände der Zeit muß die ganze Stelle klärer machen. Zirinus oder wie ihn andere nennen, Quirinus hatte bei der ersten Schätzung des Volkes auf jeden Kopf eine Steuer auferleget, die in unsern evangelischen Uibersetzungen recht übel der Zins, oder wohl gar, was noch unangemessener ist, der Zinsgroschen genannt wird. Da diese Steuer ihren Anfang nahm, empörten sich die Juden unter der Anführung eines Mannes, der Judas hieß: allein die Steuer behielt ihren Fortgang, die Aufruhr wurde gedämpfet, die Aufrührer aber bestrafet. Dessen ungeachtet stritten doch noch immer die, welche mehr als andere wußten, oder zu wissen glaubten, ob der Kaiser das Recht habe diese Steuer zu fordern, und die meisten Juden waren der Meinung, daß die Forderung dieser Steuer unbillig seie. Ihre Gründe waren: 1. weil das jüdische Volk ein freies unter der unmittelbaren Regierung Gottes

tes

tes stehendes Volk seie, daß also von einem irdischen Regenten mit keiner Steuer könne beleget werden; 2. weil dadurch die Tempelsteuer geschmälert, und also ihrer Meinung nach der Gottesdienst gehemmet wurde. Nun mußten also die Jünger der Pharisäer, und die Hofbedienten des Herodes Jesum fragen, was dann Er von dieser Steuer hielte, ob es gerecht seie, daß sie anverlangt und eingetrieben werde, oder nicht. Diese Frage war vor Christo äusserst verfänglich: denn sagte Er, es seie unbillig, diese Steuer zu fordern; so beleidigte Er die Obrigkeit, und die Herodianer würden Anlaß gehabt haben, Ihn bei dem römischen Landpfleger als einen ungehorsamen, treulosen Unterthan, und als einen Rebellen anzuklagen: sagte Er aber, die Steuer seie billig, so würde das ganze Volk wider Ihn gereizet, weil es Ihn für einen Schmeichler der Grossen, für einen Verächter des äusserlichen Gottesdienstes, und für einen Verletzer seiner eingebildeten Freiheit hielte, der nicht einmal einen irdischen, kriegerischen Messias glaubte, den doch das Volk nur allein erwartete. — Aber auch diese Schlinge wußte die Klugheit und Weis-

heit

heit Jesu auszuweichen: Er kannte ihre Bosheit zu gut, und zeigte ihnen auch, daß Er sie kenne: indem Er sagte, Warum wollet ihr Mich versuchen, ihr Scheinheiligen, ihr Heuchler. Heuchler waren sie allerdings, da sie sich so freundlich gegen Christum stellten, und unter ihrer freundschaftlichen Mine die Bosheit ihres Herzens verbargen. — Zeiget Mir, fuhr er weiter fort, das Stükk Geld, das ihr als Steuer geben müsset; und sie zeigten Ihm einen Zehner, das ist, eine Gattung römischer Münze, welche die Juden als Steuer geben mußten: denn die römischen Kaiser verlangten mit ihrer eigenen Münze, zur Bezeigung ihrer Oberherrschaft, bezahlet zu werden. — Hierauf fragte er sie, wessen Bildniß der Münze ringepräget, und wessen Namen um das Bild herumgeschrieben sei: — sie antworteten Ihm, das es das Bild des Kaisers und sein Namen umher geschrieben sei. Jesus aber sagte hierauf: Wenn nun das Bild des Kaisers und sein Namen auf der Münze ist, so ist es ein Zeichen, daß die Münze dem Kaiser gehöre; man muß aber einem jeden das geben, was ihm zugehö=

gehöret: so gebet also dem Kaiser, was dem Kaiser zugehöret. Aber ihr müsset nebstdem auch Gott geben, was Ihm gebühret! ihr müsset auch die Tempelsteuer geben, die ihr für eine Gabe haltet, die ihr Gott selbst opfert: aber auch Ehrfurcht, Hochachtung, kindliche Liebe gebühret Gott, und müsset ihr Ihm erweisen. Da Christus, wenn er von der Liebe zu Gott redet, auch mit selber die Liebe zum Nebenmenschen zu verbinden und zu lehren pfleget, daß eine ohne die andere nicht bestehen kann, so scheint hier ein heimlicher Verweis zu liegen, wegen ihrer grossen Lieblosigkeit gegen Christum!

Gegenstände

für den Volksunterricht.

Uiber den 15ten Vers.

Das ist der Charakter der Bösen: wenn sie in dem, gegen den sie Haß oder Neid gefasset haben, nichts finden, was sie lästern können, so trachten sie ihn zu einem Schritte zu verleiten, der tadelnswerth wäre, nur damit sie ihren Zwekk erreichten. Der Fromme muß also 1. behutsam sein, damit er die Boshaften kenne; 2. wachsam, damit er ihnen die Gelegenheit benehme, ihm zu schaden. — Wer seinen Nebenmenschen schaden will, schadet sich selbsten, er mag seine Bosheit ausführen oder nicht. Im ersten Falle zieht er sich Strafen zu: vermehret seine Fehltritte, und machet Menschen von sich abgeneigt: im zweiten zieht er sich selbst oft das Uibel zu, das er andern vorbereitet, und den Verdruß seinen Zwekk nicht ausgeführet zu haben.

Uiber den 16ten Vers.

Hier haben wir das wahre Bild eines Gleißners, eines Heuchlers. Er hat Laster, und will nur vor der Welt tugendhaft scheinen; er findet in seinem Nebenmenschen Tugenden, und will ihn der Welt als lasterhaft vorstellen. — Die Heuchelei verderbt die sittlichen Eigenschaften des Heuchlers, und hat niemals die gewünschte Wirkung. Sie verderbt die sittlichen Eigenschaften: indem sie das Böse schwerer und böser, und das, was sonst am Menschen noch gut wäre, böse machet. Sie hat die gewünschte Wirkung nicht: weil der Heuchler weder von andern Heuchlern, noch von andern Bösen, noch von Frommen für rechtschaffen gehalten wird. — Der Lehrer der Wahrheit, er seie Vater oder eigentlich besoldeter Lehrer, muß vorzüglich 1. Wahrheit, vollkommene Wahrheit 2. anständige Freimüthigkeit in seinem Vortrage haben; und nicht aus Menschenfurcht verhehlen, was zu sagen wäre.

Uiber den 17ten Vers.

Niemand darf sich weigern die auferlegten Steuern vorschriftmässig abzuführen; Niemand darf das wegen regelmässiger Einrichtung einer Steuer anverlangte Geständniß seines Vermögens fälschlich angeben. Das erste wäre wider die Pflicht das allgemeine Beste zu besorgen: weil ohne Steuern und Abgaben das allgemeine Beste nicht kann besorget werden; das zweite wäre wider die Liebe, die man einzelnen Menschen schuldig ist: weil dadurch auf manchen aus der ärmeren Klasse ein verhältnißmässig zu grosser Last fallen würde. — Oder, Man muß 1. die vorgeschriebenen Steuern richtig und zu rechter Zeit bezahlen; 2. seine Einkünfte gewissenhaft bekennen; 3. vor andern niemals über die ausgeschriebenen Steuern als über eine ungerechte Sache klagen.

Uiber den 18ten Vers.

So sehr die Diener der Pharisäer und die Höflinge des Herodes die Gedanken ihrer Herzen verbergen, so sehr stellet Christus

stus ihnen Offenherzigkeit entgegen, zum Zeichen, daß der Christ offenherzig sein müsse. Erstens also: wann muß der Christ offenherzig sein; zweitens, was hat er zu thun, wenn die Offenherzigkeit schädlich würde? Die Wahrheit darf er doch nicht verletzen.

Uiber den 19ten Vers.

Der Christ muß bei wichtigen Geschäften nichts ohne hinlängliche Ursache als wahr annehmen; wenn er 1. über den Werth der Dinge, die um ihn herum sind; 2. über die Sittlichkeit menschlicher Handlungen ein Urtheil fällen will, oder soll.

Uiber den 21ten Vers.

Die Religion ist der politischen Staatsverfassung nicht entgegengesetzet: daher irren diejenigen, welche glauben durch die Religion werde ein Eingriff in die weltlichen Rechte irdischer Länderbeherrscher gemacht; 2. diejenigen, welche dafür halten, daß die wahre Religion von der weltlichen Obrigkeit könne verhindert werden: denn die wahre Wesenheit der Religion besteht ganz im geistigen

Wesen; das Wesen der weltlichen Obrigkeit ist ganz äusserlich, und sinnlich.

Anmerkung.

Einige reden hier bei Gelegenheit des 19. Verses von der Verehrung der Bilder: allein man sieht leicht ein, daß dieser Gegenstand im Texte nicht gegründet ist, und hier also nicht sollte abgehandelt werden. Allein in welchem Evangelium ist ein Text, in dem eigentlicher von den Bildern geredet würde? Wollte man also von dem Bildern reden bei Gelegenheit dieses Evangeliums, so könnte man abhandeln folgende.

Gegenstände

Uiber den 20ten Vers.

Bei Bildern muß man nur sehen auf den Zwekk, warum sie ausgestellet sind. 1. Sie sind nicht da, um sie selbst als heilige Sachen zu verehren: indem ihre ganze mögliche Verehrung sich nur auf das Wesen beziehen kann, was sie vorstellen. 2. Sie sind da, um uns durch Vorstellungen vom Bösen abzuhalten und zum Guten zu reizen. — Bei dem Gebrauche der Bilder muß man sehr behutsam sein: denn 1. ihre Verachtung kann leicht Verachtung gegen wichtigere Religionsgegenstände nach sich ziehen 2. ihre Verehrung kann leicht zu Abergläubereien verführen. Der kluge Christ wird sich durch seine Behutsamkeit leicht vor beiden hüten.

Skelet.

Uiber den 21ten Vers.

Die angeführten evangelischen Worte zeugen uns klar, daß wir unter einer schweren Sünde verbunden sind, die vom Landesfürsten anbefohlenen Abgaben zu entrichten: indem Christus diese Pflicht mit der Pflicht Gott die gebührende Ehrfurcht und Liebe zu erweisen verbindet. Die Abgaben sind entweder bald gewöhnliche bald ausserordentliche Steuern; oder die Mautgebührnisse und Verzollungen verschiedener brauchbarer Waaren. Steuern werden öfters von Unterthanen regelmassig abgeführet: aber die Mautgebührnisse öfters nicht entrichtet. Man bringt Waaren in das Land über die Gränzen, ohne die dafür auferlegte Mautgebührniß zu entrichten; (man heißt es schwärzen) und verkauft diese durch Schleichhandel eingeführten Waaren. Hier fehlen und versündigen sich schwer diejenigen, welche Waaren, ohne zu verzollen einführen und verkaufen; zweitens jene,

jene, welche diese Waaren kaufen. Beides werde ich in den zweien Theilen gegenwärtiger Rede beweisen. — Jene, welche Waaren einschwärzen, unvermautet einführen, fehlen: denn sie handeln ungerecht gegen den ganzen Staat, und ungerecht gegen viele einzelne Menschen. Sie handeln ungerecht gegen den Staat: weil sie ihn wenigstens zum Theile ausser Stand setzen, das gemeine Wesen mit Nachdrukke zu unterstützen, sobald die nöthigen Zuflüsse mangeln; und diese müssen mangeln, sobald die Mautgebührnisse nicht entrichtet werden. Denn wenn einer sich zu dergleichen Betrügereien berechtiget glaubet, so werden sich mehrere dazu für berechtiget halten, und so wird Niemand zahlen wollen, und die Zuflüsse werden vermindert werden. Sie handeln ungerecht gegen den Staat: weil sie ganz den auf sie kommenden Nutzen desselben geniessen; aber den ihnen zugetheilten Theil von seinem Laste nicht tragen wollen. Sie handeln ungerecht gegen einzelne Menschen: denn wer unverzollte Waaren ins Land bringt, kann sie wohlfeiler verkaufen als der redliche Handelsmann, der seine Waaren am Maut-

hau-

hause ordentlich angesagt und gewissenhaft verzollt hat; er kann sich demnach mehr Käufer zuziehen, die sonst dem Redlicheren Gewinn hätten zufliessen lassen; der sodann in seiner Nahrung gehemmet, und in seinem Rechte gekränket ist. Er handelt ungerecht wider die ärmere Menschenklasse: denn er verkaufet lieber denen, die Vieles auf einmal abnehmen, das nur die Reicheren zu thun im Stande sind; und so muß der Aermere gerade allein um theureren Werthe bei den redlicheren Handelsmanne nehmen; der sie eben deßwegen theurer giebt: weil er nur langsameren Absatz hat. Sind das nicht schwere Sünden? Schwärzer versündigen sich auch wider das ausdrükkliche vom Paulus vorgetragene Geboth: Gebet einem jeden, was ihr ihm schuldig seid: wem Steuer und Zoll gehöret, dem zahlet Steuer und Zoll. Können klärere Worte sein? Ich will hier nichts sagen von der Gefahr, in der er sich selbst und seine ganze Familie seine Dienstbothen, Gläubiger u. s. w. stürzet für den Fall, daß er verrathen würde; und wie leicht wird er das? — Aber auch jene fehlen

eben

eben so sehr, welche unverzollt eingeführte Waaren kaufen; Kleidungsmaterialien, Fleisch, Salz, Tabak und dergleichen. Auch er setzet sich und die Seinigen jenen Gefahren aus, von denen erst jezt ist geredet worden. Zweitens ist er Ursache, daß der andere die öffentliche Maut übergehe: nimmt also an allen Sünden und Ungerechtigkeiten Theil, die derselbe begeht. Denn wenn Niemand kaufte, so könnte der Schwärzer nicht verkaufen, und also auch nichts hinterlistiger Weise einführen. Entschuldigungen können keine hier zum Vorwande gelten. Ich kaufe nur wenig; kaufe ich nicht, so kaufet ein anderer. Wenn gleich das, was gekaufet wird, wenig ist, so sind doch die Folgen davon wichtig, und schwer, besonders da das Beispiel anlokkend ist. Die zweite Entschuldigung hat noch weniger Staat: denn der Fehler des Einen ist keine Entschuldigung für einen andern; sonst müßte man alle Sünder entschuldigen. — Obwohl nun alle die sündigen, welche ungeschwärzte Sachen kaufen, so versündigen doch jene sich noch mehr, welche vermöge ihres Amtes oder Stan-

Standes verbunden sind diesem Unheile zu steuern, als obrigkeitliche Personen und andere.

Anmerkung.

Man könnte aus diesem Skelete leicht zwei Predigten machen: in der ersten könnte von Schwärzern nur allein gehandelt werden, und zwar im 1ten Theile von ihrer Ungerechtigkeit in Ansehung des ganzen Staates; im 2ten von ihrer Ungerechtigkeit in Ansehung einzelner Menschen; in der zweiten Rede könnte gehandelt werden von denen, die geschwärzte Waaren kaufen; im ersten Theile könnte man zeigen, wie sie sich versündigen, im zweiten aber ihre Einwendungen widerlegen.

Volksunterricht.

Uiber den 17ten Vers.

Eingang.

Die Juden sahen die Steuer, die sie dem Kaiser abzuführen hatten, für einen ungerechten Drukk an; sie behaupteten ein freies Volk zu sein, das von Niemanden so sehr könnte gedrükket werden: darum fragten sie auch unsern Erlöser und Herrn, ob dann Er diese Steuer billige. Er hingegen zeigte ihnen mit kurzen, aber für sie überzeugenden Worten, daß sie diese Steuer anbefohlener massen abzuführen verpflichtet seien; und diese Steuer sodann unmöglich für einen gar zu starken Drukk könne angesehen werden. Auch in unsern Zeiten giebt es viele tausende Köpfe, welche glauben, durch politische Gesetze werde ihre Freiheit verletzet. Sie klagen über ungerechten Drukk, über Einschränkung

kung ihrer natürlichen Rechte und Freiheiten, über Grausamkeiten und dergleichen: allein die, welche so klagen, sind einer eben so sehr irrigen Meinung, als die Juden waren. Nur Unwissenheit, oder Vorurtheile, oder verwirrte Begriffe, oder Verblendung, können solche Klageu, solche unbillige Klagen ausstossen. Der verständige Mann, der nachforscheude Denker, der in seinem Gesetze wohl unterwiesene Christ, führet niemals solche Klagen, weil er die wahre Beschaffenheit der Sache besser einsieht, besser erkennet. Wie unglükklich ist unsere Zeit, die so viele Menschen aufstellet, welche über Mangel der Freiheit, über Sklavenstand und Unterdrükkung klagen! Möchte ich doch so glükklich sein heut zur ihrer Belehrung, zu ihrer Zurechtweisung ein kräftiges Wort reden zu können! Allein vielleicht sind keine von ihnen hier; und wie wünsche ich, daß keine unter meinen Zuhörern sich befinden! Doch um jene, die noch vom Gifte nicht ergriffen sind; jene, die aus dem Wirrware, das sie hören, sich nicht herausfinden können; jene, die vielleicht erst anfangen zu glauben, es könnte doch an den vielen Klagen etwas Wahres sein, zu

ihrem Nutzen zu belehren, will ich mich bemühen ihnen heut die vorzüglicheren Irrthümer die in diesen Klagen sich finden, klar zu entdekken, und die entgegengesetzten Wahrheiten deutlich und gründlich zu beweisen. Sie geben vor, der Mensch werde durch bürgerliche Gesetze in seiner Freiheit gekränket, und unterdrükket: ich aber zeige dagegen, daß die bürgerlichen Gesetze nur nothwendige Beschränkungen der Zügellosigkeit sind: denn der Mensch sich selbst überlassen wird zügellos, dieses ist die erste Wahrheit; die Zügellosigkeit kann nur durch Gesetze beschränket werden; dieses ist die zweite Wahrheit; die Gesetze des Staates sind also heilsam, sind wahre Wohlthaten für Menschen; dieses ist die Folge der beiden ersten Wahrheiten. Diese drei Wahrheiten sollen die drei Punkte sein, die ich heut zu eurem wahren Nutzen vorzutragen gedenke; für die ich mir aber auch eure besondere Aufmerksamkeit erbitte.

Erster Theil.

Der Mensch hat einen Haupttrieb in sich, den Trieb sich Glükkseligkeit zu verschaffen und zu erhalten; dieser Haupttrieb zerleget sich in mehrere untergeordnete aber noch immer allgemeine Triebe, je nachdem es mehrere Klassen Dinge giebt, durch die man die Glükkseligkeit unmittelbar erhält, oder zu erhalten glaubet. Dergleichen sind die Triebe sich selbst zu erhalten, der Trieb seine Ehre zu befördern, der Trieb sich zu vervollkommnern, der Trieb sich zu ergötzen, und noch andere. Diese Triebe fühlen wir alle an uns; sie hangen nicht von unserem Willen ab; sie kommen mit uns auf die Welt, und verlassen uns nur dann erst, wenn unser Geist, unser erhabneres Wesen von dem sterblichen Körper sich losreißt; sie machen sogar einen Theil unserer Natur aus, und können nicht abgeleget werden. Wem ist das unbekannt? Wem kann es unbekannt sein? Aber wir müssen noch weiter gehen; wir müssen die Beschaffenheit dieser Triebe noch weiter be-

trachten. Jeder Trieb hat seinen besondern Gegenstand. Die Gegenstände der Triebe sind jene Dinge, nach denen sie streben, zu deren Erlangung sie uns hinreissen; und diese Gegenstände sind wirklich gut in sich: allein, so lange ihre Güte und Nutzbarkeit nicht erkannt wird, so haben sie keinen Reiz für uns; so setzen sie die Triebe in keine Bewegung, in keine Wirksamkeit.

Die Güte und Nutzbarkeit der für uns reizbaren Gegenstände erkennet man entweder nur allein durch die Sinne und Einbildungskraft, oder aber durch diese zwei Erkenntnißquellen in Verbindung mit der Vernunft zugleich. Im ersten Falle ist die Kenntniß derselben mangelhaft, eingeschränkt und nur einseitig; sie wird aber desto vollständiger und richtiger, jemehr sie Einwirkung von der Vernunft erhält. So lang die Kenntniß, die wir von der Güte, und der Nutzbarkeit der Gegenstände haben, noch mangelhaft, dunkel und einseitig sind, so müssen die Triebe eine falsche Richtung bekommen; und diese Richtung kann nur durch die Vernunft recht geleitet werden. Ein Beispiel

mei-

meine Liebsten Inhörer soll uns das Ganze in ein helleres Licht setzen. Der Trieb zum gesellschaftlichen Leben ist bei jedermann zu finden: weil sich jedermann vom gesellschaftlichen Leben tausend Vortheile versprechen kann, Trost in trüben Tagen, Hilfe und Unterstützung in Noth und Gefahren, Leitung in bedenklichen Fällen, Rettung bei andringenden Feinden, und mehr solche Vortheile, die das Uibel hinwegnehmen. Wer kann sie alle zählen? Andere Vortheile des gesellschaftlichen Lebens betrefen das Gute, das von selbem entspringt. Es machet unser Leben angenehm, und verschaffet uns Vergnügungen, die zwar zu unserem Leben nicht nothwendig sind; aber doch die Reize desselben mächtig erheben. Nun, lasset das einem Handwerker geniessen, der es noch niemals empfunden hat. War er in Gesellschaft munterer Brüder, bei denen sich Scherze an Scherze anschlossen, bei denen Stunden wie Minnten verflogen, bei denen man alles vergaß, was die Tage der Menschen trüben kann; munter geht er nach Hause; seine Einbildung ist voll der hinreissendsten Bilder:

der: er sehnet sich nach ähnlichen Vergnügungen, er läuft ihnen nach; er ereilet sie; Stunden fliegen wiederum vorüber, und er preiset sich glükklich über den Genuß dieser seligen Stunden, und so geht es durch mehrere Tage. Was thut dieser? Er folget seinem Triebe, nach der Anleitung seiner Sinne und Einbildungskraft; und schweift aus. Ja er schweifet aus, die Folgen überzeugen ihn ganz. Die Arbeit wird zu Hause versäumet, auf die er bei dem Wonnegefühle der muntern Gesellschaft ganz vergessen hatte; seine Hausleute verrichten ebenfalls ihre vorgeschriebenen Arbeiten schlecht und nachlässig: weil er ihr einziger Aufseher von ihnen entfernet ist. Die Kundleute werden schlecht bedient, und verlieren sich. Der Verdienst wird vermindert, der Lebensunterhalt wird erschweret, die Familie leidet Noth, und der, der sich recht glükklich machen wollte, wird im hohen Grade unglükklich, unglükklich auf vielen Seiten. Auf gleiche Weise machen es alle Triebe, sie verleiten den Menschen zu Ausschweifungen, zu Zügellosigkeiten, so lange nur die Sinne und die Einbildungskraft uns die Gegenstände reizend vorstellen. Und

wenn der Mensch sich selbst überlassen ist, wenn er nicht unter der Leitung eines Höhern, eines Erhabneren steht, was wird seine Triebe in die Wirksamkeit setzen? Wird nicht der Eindrukk, der in seine äussern Sinne geschieht, oder seine erregte Einbildungskraft seine Triebe erwekken, ihn zum Handeln bestimmen? Werden nicht eben darum seine Handlungen ausschweifend und zügellos sein? Sie werden es sein, wenigstens da, wo nicht die Vernunft die Vorstellungen der Sinne und Einbildungskraft berichtiget. Die Vernunft also muß die Zügellosigkeit hemmen, und die Triebe in ihre gehörigen Schranken weisen.

Zweiter Theil.

Aber haben dann alle Menschen einem so geübten Gebrauch der Vernunft, daß sie für sich selbst einsehen könnten, welche Schranken ihren Trieben nothwendig müßten gesetzet werden? Diese Frage, liebe Christen, muß ich mit Nein beantworten. Vielleicht ist euch diese Antwort vom Anfange unangenehm: aber höret den Beweis, so werdet auch ihr mit mir Nein sagen. Freilich von andern gesteht man es bald ein, daß sie ihre Vernunft gehörig nicht gebrauchen: aber von sich selbst will Niemand bekennen, daß er zu wenig Einsicht, zu wenig Kenntniß habe; jeder hält sich für den Vernünftigsten; für den Einsichtsvollesten. Jedoch werfet meine Freunde, werfet einen ernsthaften Blikk auf die verflossenen Zeiten; stellet euch selbst vor Augen, was ihr bisher gethan habt, und ihr werdet mit Schamröthe eingestehen müssen, daß ihr zu Befriedigung eurer Triebe selten, nur gar zu selten der Leitung der Vernunft gehorchet habt; daß ihr meistentheils nur den äusser

lichen Eindrukk, den reizbare Gegenstände auf eure Sinne machten, und dem Bilde, das die Einbildungskraft in euch aufstellte, gefolget seid. Oder waren etwann jene stolzen, jene rachgierigen, jene betrügerischen, jene unehrbaren Handlungen, deren ihr euch schuldig wißt, Folgen jener Vorschriften, die euch die Vernunft gegeben hat? Die Vernunft wird zu oft, zu sehr von den sinnlichen Eindrükken überraschet, und ist zu selten die Lehrmeisterinn, der wir Gehör geben.

Aber ich will freigebig mit euch umgehen; ich will euch zugestehen, daß gerade ihr diejenigen seid, die allzeit der Vernunft folgen, so werdet ihr doch nicht allzeit können das vermeiden, was schädlich ist; so werdet ihr es doch nicht allzeit dahin bringen, daß euch eure Triebe nicht auf schädliche Ausschweifungen verleiteten. Zeigen sich gleich die schädlichen Folgen nicht allzeit auf der Stelle, so äussern sie sich doch bald darnach, und oft früher, als man vermuthet. Wie aber ist dann das möglich? Unsere Handlungen, bemerket dieses wohl, unsere Handlungen haben oft Einfluß auf andere Menschen,

bald

bald einen stärkeren, bald einen schwächeren; bald auf wenigere, bald auf mehrere; wann wir in Oertern wohnen, wo sich mehrere Menschen befinden; und je grösser die Menge ist, mit der wir in einiger Verbindung, sie seie nahe oder entfernt, stehen, desto grösser und vielfältiger ist der Einfluß. Wenn wir einsam in Wäldern herumirrten, kein anderes Obdach wider Regen und Schlossen als kahle Felsen; keinen andern Schirm wider die heissen Sonnenstrallen als die schattigten Aeste grünender Bäume; keinen Trunk als Birkensaft und Quellwasser; keine Speise als Baumfrüchte und Erdgewächse; keine andere Gesellschaft, als die der Waldthiere und Waldvögel hätten, so würden wir freilich öfters thun können, was wir wollen, ohne schädliche Folgen davon befürchten zu dürfen.

Aber da wir zwischen Menschen leben, zwischen vielen Menschen, die mit uns gleiche Bedürfnisse haben, gleiche Begierden, gleiche Mittel sie zu sättigen; da sich die Bedürfnisse anderer hundertfältig mit unsern Bedürfnissen durchkreuzen; da die Zahl derer, derer Bedürfnisse durch unsere Handlun-

lungen können vermehret oder vermindert werden, sich in die vielen Tausende erstrekket, so kann der Vernünftigste nicht allezeit berechnen den Nutzen und Schaden, der aus dem, was er thut, für andere entspringt. Wann hat er Zeit den ganzen Zusammenhang einzusehen, den er mit den Tausenden hat, mit denen er in einem Orte; in einem Staate lebet? Wann hat er Zeit, wann hat er Gelegenheit die verschiedenen Denkungsarten, Gemüthsstimmungen, Gewohnheiten, Geistesfähigkeiten, Leibeskräfte, Leidenschaften der übrigen, mit denen er entweder einen entfernten oder nahen Zusammenhang hat, zu kennen, um hieraus zu folgern, was er zu thun, was er zu lassen hat? Wo hat er Gelegenheit einzusehen, was jede seiner Handlungen zum Besten anderer, oder zum Schaden derselben hervorbringt? Also auch die helleste Vernunft kann den Trieben nicht bei jedem Menschen die gehörigen Schranken anweisen; und sie unschädlich machen, unschädlich für den Handelnden, unschädlich aber auch für andere.

Es muß also etwas anderes sein, was in allen Fällen die Stelle der Vernunft vertre-

treten kann, und vertritt bei jenen Menschen bei denen sie wegen Menge der Geschäfte, wegen häuslicher Sorgen, wegen anderer Ursachen das gehörige Licht nicht aufstekken kann. Und was kann das sein? Es ist die Vernunft derjenigen, die durch keine Arbeiten, durch keine Sorgen, durch keine Umstände verhindert werden alles Ernstes an dem zu arbeiten, daß sie den Handlungen der übrigen solche Richtungen geben, damit sie die Glükkseligkeit der übrigen nicht stören, nicht untergraben. Die Vernunft, die Uiberlegung, die Erfahrung, die Vergleichung mehrerer Fälle, die zum Theile einander ähnlich sind, zum Theile unähnlich, die Anstrengung aller Geisteskräfte solcher Männer, die keine andere Staatspflicht, kein anderes Amt, keine andere Hauptsorge haben, als jene, die Handlungen der übrigen nach einem einzigen Zwekke zu ihrer eigenen und anderer Menschen Glükkseligkeit zu leiten — diese entdekken das, was zur Erreichung des eben gemeldten einzigen Zwekkes nothwendig und nützlich ist; sie entdekken aber auch das, was diesem so edeln Zweke hinderlich sein kann; sie sind die Fakkel, wel-

che

che allen denen, die miteinander in einem Orte, miteinander in einem Staate leben, den besten Weg zeigen, den sie zu wandeln haben. Und wodurch wird dann dieser Weg gezeiget? Auf welche Art wird diese Fakkel angezündet? Dieses geschieht durch die Gesetze und Verordnungen, die von eben diesen Männern vermöge ihrer tiefen Einsicht in die tausendfachen Verbindungen, die zwischen den verschiedenen Menschenklassen herrschen, nach vieler Erfahrung, nach reifer Uiberlegung sind beschlossen, verfasset, vorgetragen worden. Die Gesetze demnach zeigen, was man um an seiner eigenen und an anderer Menschen Glükkseligkeit arbeiten zu können thun muß; was man um seiner eigenen und anderer Menschen Glükkseligkeit nicht entgegen zu arbeiten, unterlassen muß; die Gesetze zeigen, mit einem Worte, die gehörigen Schranken, die man in Befriedigung seiner Triebe nicht überschreiten darf.

Dritter Theil.

Welche glükkselige Schranken sind diese! Glükkselig: weil sie tausend böse Fälle von dem Menschen abwenden; glükkselig: weil sie vieles, weil sie sehr vieles zum wirklichen Besten des Menschengeschlechtes beitragen. Das, was die leitende Hand des liebevollen Vaters für ein unvorsichtiges Kind ist, das sind diese Gesetze für die Menschen. Das Kind läuft nach dem Wunsche seines Herzens; sieht keine Gefahr für sich, und würde in einen Abgrund stürzen, wenn nicht der Vater herbei eilte, mit starker Hand den Lauf hemmte und das Kind vom Falle sicherte. Hier hat der Vater nur Unglükk vom Kinde abgewendet, aber demselben noch keinen grösseren Grad von Glükkseligkeit verschaffet. Allein die väterliche Liebe thut noch mehr: sie will das Kind über seinen Schrekken schadloshalten. Das Kind will den bekanntesten Weg nach Hause machen: der Vater aber führet es einen andern, auf den das Kind Ergötzlichkeiten findet, singende Vögel, wohlrie-

riechende Blumen, frisches erquikkendes Obst; es wird dadurch vergnügter, zufriedener, für sich glükklicher. Auf diese Art verschaffet die wachende väterliche Sorgfalt dem Kinde einen wirklichen Grad der äusserlichen Glükkseligkeit; wirklich etwas Gutes.

Eben so verhalten sich gegen die Menschen die bürgerlichen Gesetze; und die, welche dieselben verfassen, vortragen, und anbefehlen. Diese leiten die in Gesellschaften, in Staaten wohnenden Menschen zu ihrer wahren, hier auf diesem Erdenrunde möglichen Glükkseligkeit; sie sichern ihn vor vielen Gefahren, und verschaffen ihm manches Gute. Sie schützen ihn vor Beleidigungen, oder verschaffen ihm Genugthuung; sie erhalten das Vermögen der Waisen, und vertheidigen die Rechte der Wittwen; sie hemmen den Lauf der Bosheit, und machen daß die Tugend frei athmen darf; sie beschützen das Vermögen der Reichen vor dem Angriffe muthwilliger Bösewichte, und verhelfen dem hilflosen Armen zu einem hinlänglichen Unterhalte. Wodurch aber bewirken sie dieses? Eben dadurch: weil sie Schranken den sinnlichen Trieben setzen,

und

und ihnen nicht gestatten auszuschweifen. Ohne sie würde jeder Staat bald verfallen, jede Gesellschaft bald sich auflösen; der Stärkere würde den Schwächeren unterdrükken, und der Listigere den Gutmüthigeren hundertmal betrügen, und die Schwächeren und Gutmüthigeren hätten gar keine Aussicht mehr zu ihrem Rechte gelangen zu können. So viel Gutes verschaffen uns die Gesetze und die Gesetzgeber!

Ve-

Beschluß.

Und dennoch erfrechen sich manche über Drukk, über Beraubung der natürlichen Freiheit zu klagen! dennoch erkühnen sich viele zu sagen, durch die Gesetze werden sie in ihrem natürlich angebohrnen Rechte gehemmet! Welche Unwahrheit! Welche ungerechte Klage! Benehmen uns dann die Gesetze nicht unsere Freiheit? Nein. Die wahre Freiheit benehmen sie nicht: sie setzen nur Schranken der Zügellosigkeit. Man muß wahrhaftig keinen Begriff von Freiheit haben, wenn man behaupten will, daß sie durch die Gesetze gehemmet werde. Was ist dann Freiheit? Besteht sie in dem, daß man ungehindert alles das thun kann, wozu uns unsere Triebe hinreissen? Nein! das ist Zügellosigkeit. Die wahre Freiheit, nach welcher der vernünftige Christ trachten darf, ist das Befugniß nach seinem freien Willen zu handeln, so

lan-

lange man Niemanden schadet; Niemandens Recht beeinträchtiget. Man soll frei sein innerhalb der Schranken, die uns dieser Vernunft, und die Gesetze, diese Sprößlinge der Vernunft anderer Menschen, gezogen haben. Diese Freiheit ist die eigentliche Freiheit des Menschen, des Christen, des Bürgers: ausser diesen Schranken aber soll der Mensch, der Christ, der Bürger nicht hinausschreiten. Wer auch noch jenseits dieser Gränzen frei sein will; wer behaupten will, der Mensch müsse so frei sein, daß er auch von keinem Gesetze, als von dem eingeschränket werde, das er sich selbst gemacht hat; dieser zeiget sein böses Herz; dieser zeiget, daß er für sich zügellos leben, seinen bösen Begierden ungestraft nachleben, andere unterdrükken will. O! die beispiellosen Ereignisse unserer Tage geben uns hievon die traurigsten, aber auch überzeugendsten Beweise von dieser Wahrheit. Lasset uns die Augen davon hinwegwenden; lasset uns dem Staate danken, daß er unseren Trieben jene Schranken anweiset, die uns zu unserem Heile höchst nothwendig sind; die wir uns

selbst

selbst aber niemals hätten anweisen können; danken wir dem grossen Gott, daß er uns in einem solchen Staate leben läßt, in dem wir zwar frei, aber nicht zügellos sein dürfen; in einem Staate, der für unser Bestes sorget, da, wo unsere Sorgfalt entweder nicht hinreichen kann, oder doch zu unmächtig wäre. Amen.

Am

Am dreiundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten

Umschreibung des Evangeliums

Matth. 9 Hauptstükk. 18 — 26 Vers.

Da Jesus eben beschäftiget war mit Verbreitung seiner himmlischen Lehre, kam zu Ihm ein reicher Mann, ein Vorsteher der Schule zu Kapharnaum, mit Namen Jairus, dessen Tochter tödtlich krank zu Hause lag; der Ihn um die Gesundmachung seiner Tochter bath. Da die Evangelisten Markus und Lukas die Geschichte vollständiger erzählen, so will ich sie auch aus diesen ergänzen. In jeder Schule waren zehen Schriftgelehrte, von denen drei die Oberaufsicht über die Schule hatten, und Vorsteher genannt wurden. Einer aus diesen zu Kapharnaum war Jairus. Seine Tochter war krank, und schon dem Tode nahe. Er fiel also Jesu zu Füssen; bath Ihn, daß Er zu seiner sterbenden

Tochter, die schon wirklich in letzten Zügen lag, sich begeben, und ihr durch Händeauflegen das Leben wiederum ertheilen wollte. Matthäus saget zwar, Jairus habe gesagt, seine Tochter sei schon todt: allein das geschah etwas später. Der Evangelist erzählet nämlich, was beinahe zugleich geschehen ist, ohne sich an die genaue Ordnung, wie die mindesten Umstände auf einander gefolget sind, zu halten, was der Wahrheit der Geschichte nichts schadet. Das thun ja alle Geschichtschreiber, die nur auf die Hauptsache zu sehen pflegen. — Jesus ließ den Vorsteher der Sinagoge nicht lange warten, sondern machte sich sogleich auf, und begleitete ihn zu seiner Tochter. Die Jünger, und nebsidem noch andere Menschen in grosser Menge folgten Ihm nach. — Unter dieser grossen Menge Volks war auch eine Weibsperson, die seit zwölf Jahren den Blutgang hatte, und die um sich herzustellen, verschiedene Aerzte um Hilfe angerufen, und so viele Arzeneien angewandt hatte, daß ihr ganzes Vermögen dadurch verzehret war: Diese drängte sich zu Jesu hin, und berührte nur rükkwärt den

Saum

Saum seines Kleides: — weil sie ganz von dem Zutrauen voll war, daß wenn sie nur das Kleid Jesu berühren würde, so würde sie gesund werden. Sie erwartete ihre Genesung nicht vom Kleide, sondern von der Person und Kraft Jesu. Sie hätte Ihn lieber selbst angerühret: allein sie durfte es nicht thun; weil das Gesetz den Weibern in solchen Umständen verbothen hatte jemanden zu berühren — Jesus wandte sich hierauf nach dem Berichte des Matthäus um zum Weibe, und redete mit derselben. Die andern Evangelisten erzählen hier einige Umstände mehr, die aber nichts zur Hauptsache beitragen, und eben darum hier leicht können übergangen werden. Christus sagte also: Sei unbekümmert, meine Tochter; dein Vertrauen, aus dem du Hilfe von Mir erwartest, und dein Glauben, daß Ich derjenige bin, der dir helfen kann machen, daß ich dir auch deine Gesundheit ertheile. Von diesem Augenblikke an, war das Weib vollkommen gesund. — Unterdessen war die Tochter des Vorstehers der Schule wirklich verstorben; und seine Diener kamen auf dem

Wege zu ihn, machten es ihm zu wissen, und setzten hinzu, er solle Christom nicht mehrere Mühe machen, indem ohnehin schon die Hilfe zu spät käme. Der Erlöser aber wandte sich um zum betrübten Vater, und sprach ihm Muth zu, daß er in seinem Vertrauen nicht wanken sollte; und gieng den Weg weiter fort, bis in das Haus, wo das todte Mägdchen lag, in dem sie eine Menge Leute antrafen, die über das todte Mägdchen laut weinten; und Trauerlieder mit musikalischen Instrumenten absangen. — Zu diesen sprach Christus: Schweiget, und höret auf zu trauern, denn das Mägdlein ist nicht todt so, daß sie nicht mehr sollte lebendig werden; sondern es schläft nur, das heißt, sie wird wiederum zum Leben erwachen, wie ein Schlafender wiederum zum Leben erwekket wird. Die Trauerleute, sie mögen gleich Anverwandte, oder dazu bestellte Leute gewesen sein, verlachten Ihn aber: weil sie glaubten, Er rede von einem natürlichen Schlafe, da sie doch bei dem Verscheiden des Mägdchens zugegen waren. — Nach dem nun die Traurenden und die

Flö-

Flötenspieler abgeschaffet waren, gieng Jesus mit den Eltern des Mägdchens und mit dreien seiner Jünger in das Zimmer, in dem die todte Tochter lag; ergriff ihre Hand, und sprach zu ihr: Mägdchen, stehe auf. Die Todte stand auch lebendig aus ihrem Lager auf. — Dieses Wunder wurde aber auch in der ganzen Gegend bekannt, obwohl es Christus bekannt zu machen verbothen hatte.

Anmerkung.

Ich setze hier keine Gegenstände für den Volks-unterricht an: weil die, welche bei Gelegenheit dieses Evangeliums können abgehandelt werden, und Krankheiten, Todfälle, das Vertrauen auf Gott bei widrigen Zufällen betreffen, schon bei andern ähnlichen Evangelien sind angeführet worden. Jedoch könnte man hier auch von der Pflicht selbst Glaubensgegnern Gutes zu thun bei Gelegenheit des 22ten Verses reden: indem das Weib eine Heidinn war.

Skelet.

Uiber den 19ten Vers.

Sobald der Vorsteher der Sinagoge Jesum um die Gesundmachung seiner Tochter bath, so war Jesus schon geneigt hinzugehen, und begab Sich auch wirklich auf den Weg um Hilfe zu leisten. Der Erlöser stellet hier das Bild des wahren christlichen Mitleidens auf, welches drei Eigenschaften haben muß. Man muß dem Nothleidenden zu Hilfe kommen 1. alsogleich; 2. nach des nothleidenden Verlangen nicht nach seiner Willkühr; 2. auch mit eigener Unbequemlichkeit. Drei Punkte, die heut werden betrachtet werden. — Das Mitleiden ist das unangenehme Gefühl, das wir bei dem Kenntnisse des wahren Elendes unsers Nebenmenschen empfinden; dieses treibt uns an zur Barmherzigkeit, das ist zum Entschlusse diesem Elende zu steuern, und aus diesem Entschlusse entspringt wahre Wohlthätigkeit, eigentliche Hilfleistung. Dadurch will man also den Elenden in bessere Umstände

de versetzen: dieses geschieht aber nicht, wenn man seine Hilfe verschiebet; man muß also ohne Verzug helfen. Ist es nicht grausam, den länger im Elende schmachten lassen ohne Nothwendigkeit, dem man jetzt schon helfen kann? Die künftige Hilfe hebt die gegenwärtige Hartherzigkeit nicht auf; und dein künftiges Gutthun machet nicht, daß du jetzt nicht Sünder bist. Wer weiß, ob nicht späterhin deine Hilfe zu spät komme? Wenigstens kann sie leicht unwirksamer und schwächer sein; und allzeit wird das Elend vermehret. Wie sehr ist das wider die aufrichtige christliche Menschenliebe! Wer von uns wünschet nicht lieber früher, als später Hilfe zu erhalten: also müssen auch wir lieber jetzt als hernach helfen. Dieses befiehlt uns auch die Schrift. Sprich nicht zu deinem Freunde: Geh jezt fort, und komm morgen wieder; dann will ich dir geben: wenn du jetzt schon geben kannst. Muß nicht der Christ jedermann wie seinen Freund behandeln? — Man leistet nicht Hilfe, wenn man mehr auf sein Willkühr; mehr auf seinen Eigendünkel beim Wohlthun sieht, als

auf

auf den Willen dessen, dem man helfen will. Das Elend eines Meuschen erscheint nns nicht allzeit dentlich bei unserem Anblikke; wir halten oft das für das Beschwerlichste, was der andere am Gleichgiltigsten aufnimmt, und übersehen dabei das, was ihm am härtesten fällt. Die kleinsten Umstände, die dem Zuseher entwischen, siud oft die drükkendste Last des Leidenden. Ein Dieuer verliert ohue sein Verschulden im Hause eine Kostbarkeit, das weiß jedermann: er kömmt darüber bei seinem Herrn in Verdacht einer grossen Nachlässigkeit, das wird Niemand gewahr. Der Diener wünschet von dem Verdachte befreiet zu werden, und ist bereitet eine ähnliche Kostbarkeit herbeizuschaffen. Ein Freund vom Hause schenket dem Diener etwas zur Erleichterung seines Schadens; reiniget ihn aber von dem Verdachte nicht, was er doch thun könnte. Leistet dieser dem Diener wahre Hilfe? Nein: weil er nicht auf das sieht, was eigentlich den Bedaurungswürdigen drükket. Christus lehrte uns mit seinem Beispiele ganz anderst. Er konnte in der Entfernung die Tochter des Jairus

am Leben erhalten: allein der Vater bath, der Erlöser möchte Sich hinbegeben; und dieser that es. So muß auch der Christ sich nach dem Willen des Leidenden bequemen, wenn er wahrhaft mitleidig, wahrhaft wohlthätig sein will. — Wer wahrhaft mitleidig und wohlthätig sein will, muß seine eigene Bequemlichkeit nicht in Betrachtung ziehen. Die Unbequemlichkeit des Helfenden ist ein weit geringeres Uibel als die Nothdurft des Hilfsbedürftigen: nun lehret uns aber Vernunft und Christenthum, daß man bei dem Zusammentreffen zweier Uibel, wenn sie nicht zugleich können gehoben werden, das mindere vernachlässigen, und dem grösseren abhelfen muß. Auch Christi Beispiel dient uns hier abermal zum Muster, der den Weg in das Haus des Schulenvorstehers gewiß nicht ohne Unbequemlichkeit machen konnte. Und wer von uns tadelt nicht den, der wegen kleiner Unbequemlichkeiten uns in der Nothdurft Hilfe zu leisten unterläßt? Eine trefliche Lehre für uns, daß auch wir wegen kleiner Unbequemlichkeiten, die wir auf uns nehmen müssen, nicht unterlassen anderen in ihren Nothdürften Hilfe zu leisten. — Diese

drei Eigenschaften müssen bei dem wahren Mitleiden, bei der ächten Barmherzigkeit sein; ohne diese verdienet den Namen dieser christlichen Tugend nichts; was wir immer thun: weil wir dadurch den Nächsten nicht aus seiner Noth retten. O ihr Christen, die ihr so oft eure Wohlthaten verschiebet; so oft nur nach eurem Eigendünkel einrichtet, und nur dann wohlthätig seid, wenn ihr es ohne Unbequemlichkeit sein könnet, wie bedaure ich euch! Ihr verlieret nebst dem, was ihr andern gebet, oder zukommen lasset, auch den Lohn, den ihr doch erwartet.

Predigt

Uiber den 21ten Vers.

Eingang.

Das Weib im heutigen Evangelium, das zwölf ganze Jahre hindurch den Blutgang hatte, und durch keine Arzeneien konnte hergestellet werden, rührte den Saum des Kleides unsers Heilandes an, und erhielt ihre Gesundheit. Hatte dann also das Kleid selbst die gesundmachende Kraft in sich? Nein, meine geliebtesten Zuhörer, die Kraft gesund zu machen war in der Person Jesu, aber nicht in seinem Kleide. Wir überzeugen uns leicht von dieser Wahrheit, wenn wir lesen, was die andern Evangelisten, die von eben dieser Geschichte reden, uns erzählen. Ihrem Berichte zufolge gieng die Kraft, welche das Weib gesund machte aus Jesu aus; sie muß also in seiner Person, und nicht in seinem Kleide gewesen sein. Warum hat aber das Weib das Kleid berühret, und nicht den Leib

Jesu?

Jesu? Bekannte sie nicht hierdurch, daß sie von dem Kleide die Genesung empfange? Nein! Sie berührte den Leib unseres Erlösers nur darum nicht: weil es ihr durch das Gesetz verbothen war jemanden in diesen Umständen zu berühren; um aber ihren Wunsch, ihr heftiges Verlangen anzuzeigen, und zugleich ihre Demuth an den Tag zu legen berührte sie doch den Saum seines Kleides. O wie viele aus euch, meine Christen, werden wünschen den Saum dieses Kleides berühren zu können! Wie viele werden dieses Weib eben darum glükklicher als sich schätzen! Aber wie sehr ist dieses Urtheil, wie sehr ist dieser Wunsch dem reinen Christenthume entgegen! Glaubet nur, liebe Christen, ein solches Urtheil, ein solcher Wunsch ist dem Aberglauben nahe: allein, warum mildere ich meinen Ausdrukk? Ich rede zu Christen, die nach der reinen Lehre begierig sind; denen nichts heiliger ist, als die wahre Lehre der katholischen Kirche: ich kann also klar sagen: Dieses Urtheil, dieser Wunsch ist wahrer Aberglauben; ist schädlicher Aberglauben: denn welcher Aberglauben ist nicht schädlich?

Da

Da aber unter Christen mehrere Arten des Aberglaubens herrschen; da alle diese Arten der reinen Vernunft, und dem reinen Christenthume zuwider sind; da alle zum Schaden der Menschheit ausschlagen, so habe ich mir ausdrücklich vorgenommen mit euch heut von jener Art Aberglaubens zu reden, die für euch die schädlichste ist, und zwar werde ich euch zeigen, welche Art des Aberglaubens euch den meisten Schaden bringt; dieses soll der Inhalt des ersten Theiles: zweitens werde ich euch darthun, daß eben diese Art Aberglaubens am meisten den Lehren der reinen Vernunft und des ächten Christenthumes entgegengesetzet ist; dieses soll der Inhalt des zweiten Theiles sein. Eure Liebe zur Wahrheit, und zu eurem eigenen Nutzen wird mir eure ganze Aufmerksamkeit zuziehen. Dieses ist, was ich von euch erwarte. Vernehmet mich.

Erster Theil.

Wenn wir den Ursprung des Wortes Überglauben betrachten, so zeiget uns schon dieser hinlänglich, was derselbe sei. Der Aberglauben nämlich ist ein ungegründeter Glauben, ein falscher Glauben, von Gott und göttlichen Dingen. Schon das, meine lieben Christen, soll euch aufmerksam machen, soll euch zu reifer Uiberlegung führen, ob nicht euer Glaubeu in Aberglauben schon ausgeartet ist. Aberglauben ist also da, wo man eine Sache, ohne hinlänglichen Grund für wahr hält; wenn man meinet, eine Sache sei von Gott selbst vorgetragen, selbst geoffenbaret, da doch keine solche Offenbarung vorhanden ist. Aber das Wort Aberglauben hat auch noch eine andere Bedeutung: es heißt auch eine sich auf einen solchen falschen Glauben gründende Handlung; das nämlich, was man wegen eines solchen falschen Glaubens unternimmt, nennet man auch einen Aberglauben, oder abergläubische Handlung;

und

und von dieser Art Aberglauben rede ich heut eigentlich. Aber auch von dieser Gattung Aberglaubens giebt es mehrere Arten, und die schädlichste Art davon, die ich mir zum besondern Augenmerke genommen habe, ist jene, welche die Erwartung künftiger Dinge in sich begreift. O wie allgemein ist unter unsern heutigen Christen dieser Aberglauben! Wie oft erwartet man eine Wirkung von einer Sache, die man für heilig hält; die man heilig nennet; die bei vielen den Schein hat, als wenn sie genau mit der Religion verbunden wäre, und die doch diese Wirkung nicht hervorbringen kann! Beispiele aus eurem eigenen Leben, meine Christen, werden euch die Sache ein wenig klärer machen. Wie oft wollt ihr durch angeheftete Bilder, dieses oder jenes Heiligen eine Krankheit vertreiben, oder einem Unglükke vorbeugen? Wie oft soll dieser oder jener ausgesprochene Segen das sicherste Arzeneimittel wider eine bestimmte Krankheit sein? Wie oft wollet ihr euch durch ein oder anderes täglich gesprochenes Gebeth vor dem unversehenen Tode sicher stellen? Wie oft glaubet ihr sogar durch

ein

ein Gebeth, oder durch einen täglichen Kuß eines Bildes, oder durch eine geweihte Sache, wie ihr euch auszudrükken pfleget, eine gewisse Sicherstellung wider die ewige Strafe Gottes zu erwerben? Sollte ich euch eure Gewohnheiten in diesen Stükken namentlich aufstellen? Nein, meine Zuhörer! Die, welche ihr Vertrauen auf dergleichen Bilder, Amuleten, Kreuzelchen, Rauchwerke, und was derlei Sachen mehr sind, zu setzen pflegen, werden sich ohnehin getroffen fühlen; und was die übrigen betrift, die von allen diesen Dingen nichts wissen, so ist es besser, wenn sie dieselben niemals kennen lernen.

Ihr also nun, die ihr alle diese Abergläubereien kennet, und ausübet, saget mir, habt ihr wohl jemals bedacht, was für einen Schaden ihr euch dadurch selbst zuziehet? O ich bin versichert, daß ihr nicht nur allein nicht daran gedacht habt, sondern, daß ihr es nicht einmal werdet glauben wollen. So höret dann, wie sehr ihr euch selbst durch diese auf so grundlose Meinungen gebaute Handlungen schadet. Dergleichen Abergläubereien sind schädlich für die Seele, schädlich für den

Kör-

Körper. Schädlich, sage ich, sind sie für die Seele: weil sie dieselbe im wahren Dienste Gottes nur hindern, und sie in Sünden ganz kummerlos zurükkhalten; schädlich für den Körper: weil der Kranke durch den Gebrauch solcher unwirksamer Mittel die Zeit vorbeistreichen läßt, in der ihm wahre und wirksamere Heilungsmittel hätten können angewandt werden. Beides erweise ich ein wenig weitschichtiger.

Wie wird Gott am meisten verehret? Durch wahren Glauben, durch gründliche Hoffnung, durch aufrichtige wirksame Liebe? Und diese Art Gott zu dienen wird eben am meisten durch den Aberglauben gehindert: denn nothwendiger Weise muß der wahre Glauben durch den falschen gehindert werden. Wie schief müssen die Begriffe von Gott sein, wenn man solchen Meinungen beipflichten kann! Wie kann ich aber Gott gehörig in Demuth meines Herzens anbethen, wenn ich mir niedrige, unwürdige Begriffe von Ihm mache? wenn ich mir Ihn denke, wie Er einen Menschen, der täglich einige Worte ohne Andacht ohne Aufmerksamkeit daher mehr

mur-

murret, als bethet, ungeachtet der schädlichsten Streiche, die er verübet hat, vor vielen andern selig machet? Vor vielen andern, die ein weit frömmeres, wohlthätigeres, der Lehre Christi weit angemessenenres Leben führen, aber nur diese Aussenwerke unterlassen; und darum unterlassen, weil Christus sie selbst verwirft? Ja es ist nicht anderst, der wahre Gottesdienst wird verhindert wo Aberglaubereien im Schwunge gehen; ja, er wird verhindert, und das um so viel mehr: weil durch diese abergläubischen Gebräuche der Sünder auf seiner Sündenbahne zurükgehalten, nicht zur Busse, nicht zur Lebensänderung aufgemuntert, oft noch sogar in seinem sündhaften Leben bestättiget wird. Ich beweise es im Kurzem.

Der Mensch lebet sündhaft; er weiß, daß Gott ein solches Leben strafet; er will der Strafe entgehen: aber die Sünde hat für ihn zu viel Reiz, er will sie nicht verlassen; es würde ihm zu viel Uiberwindung kosten, zu viel Mühe machen, und diese will er nicht anwenden. Was ist also zu thun um der strafenden Gerechtigkeit Gottes zu

entgehen? Er leget sich ein Amulet, ein Agnus Dei, eine Gürtel, ein geweihtes Bild, oder etwas anderes Aehnliches bei, eines oder das andere kömmt nicht mehr von seinem Leibe in der festen Hoffnung, er könne von Gott nicht verdammet werden, wenn ihn der Tod auch mitten in der Sünde überfiele; wenn er nur eine dieser geweihten Sachen am Leibe trüge. Ein anderer bethet täglich ein gewisses Gebeth zu Ehren der heiligen Barbara, um eine glükkselige Sterbstunde, oder zu Ehren der heiligen Anna, oder zu einem andern Heiligen, und nun kann er keines bösen Todes sterben, seiner Meinnng nach, er mag gesündiget haben, was er will. Werden hiedurch nicht Sünden und Laster befördert? Wenigstens wird nicht der Mensch in einer schrekklichen Gewissensruhe bei aller seiner Bosheit erhalten? Geht nicht dadurch alle Sittlichkeit verlohren? Wie oft wird durch dergleichen Abergläubereien der mächtigste Antrieb zur Busse gehemmet! Ein Donnerwetter durchfährt die Luft, erschüttert die Grundfeste der Erde; der Bliz trift ein Haus, und in selbem ihren Bewohner, der

Sün-

Sünder sieht es; Jesus, Maria, rüft er auf, wenn dir das Unglükk begegnet wäre! Was wäre dein Loos gewesen? Ein anderes Leben ist wohl nothwendig! Allein er besinnt sich bald anderst: denn er hat an jedwedem Fenster ein Wetterkreuz, und der vom Blitze Erschlagene hatte keines. Und das neue Leben ist noch ehe verschwunden, als angefangen: die Ursache hievon ist der Aberglauben, der falsche Glauben auf das Wetterkreuz. Ist das nicht wahrer Schaden für das Seelenheil?

Aber eben so sehr schadet der Aberglauben dem Körper. Das Fieber quälet den Armen; er nimmt seine Zuflucht zu bekreuzten Pfefferküchel, zum Tolentinusbrode; und zu tausend andern heilig sein sollenden Sachen. Die Frais überfällt ein Kind; schnell läuft die Mutter nach einer Lauretakappe, setzt sie dem Kinde auf. Ein anderer bekömmt Halsgeschwüre; man eilt um nur eine Blasiuskerze ihm um den Hals zu winden. Ein Säugling erkranket, das Kind muß verhext, wenigstens verschrieen sein; was kann man brauchen? Nichts als einen

geweihten Rauchen. Unterdessen nimmt das Uibel überhand, und wird endlich oft unheilbar. Wer wird alle die tausende Rauchen, Bilder, Bänder, Kerzen, Zetteln und Flekklein her zählen, die alle geweiht und angerührt sind, und daher, wider diese und jene Krankheit helfen sollen, und nicht helfen; und eben darum, weil die wahre Hilfe dadurch verabsäumet wird, schaden? Der vernünftige und fromme Christ bedient sich zur Heilung seiner Krankheiten nur jener Mittel, denen Gott die Kraft dieselben zu heilen verliehen hat.

Zweiter Theil.

Der vernünftige und fromme Christ vermeidet alle Arten des Aberglaubens: weil jeder sowohl dem Körper als der Seele schadet; er vermeidet sie aber auch: weil jeder den Lehren der reinen Vernunft und des ächten Christenthumes entgegengesetzet ist. Wenn man von einer Sache eine Wirkung erwartet, so muß die Erwartung gegründet sein, das heißt, man muß eine vernünftige Ursache haben die Wirkung zu erwarten. Wenn ein Bild, ein Kreuzchen, ein geweihter Rauchen und dergleichen je in einem Stükke helfen könnte woher könnte die Hilfe kommen? Ist es die Natur der Sache, welche diese Wirkung hat? Oder ist eine solche Wirkung dergleichen Sachen von Gott verheissen, und ist dieses Verheissen uns je geoffenbaret worden? Keines aus beiden meine Christen. Hat die Natur des Bildes, zum Beispiele des dabei befindlichen Papieres die Kraft, die man ihm beileget; so müßte diese Kraft aus den Grundsätzen der Naturlehre kön-

können erörtert werden; und wozu wäre alsdann die Weihe? Man pfleget zuweilen ein solches Bild, das man zur Heilung eines Uibels anwendet, an ein anderes Bild vorher anzurühren: was soll das für eine Wirkung auf die Kraft des angerührten Bildes haben? Arzeneien können vermöge ihrer Natur Krankheiten heilen; und haben darum zu ihrer Wirksamkeit keiner Weihe, keines Anrührens vonnöthen: auf gleiche Art, wenn die Natur des Bildes, des Amulettes, des Kreuzchens die Kraft für sich hätte; den Schmerzen zu lindern, die Krankheit zu heilen; so wäre die Weihe überflüssig. Ihr erwartet also diese Wirkung nicht von dem Gemälde, nicht von dem Amulette, nicht von dem geweihten Rauchen, als Wirkungen ihrer Natur: woher erwartet ihr sie dann also?

Gründet sich eure Erwartung der glüklichen Wirkung, der gewissen Hilfe, auf ein Versprechen Gottes? Wo ist dann dieses Versprechen enthalten? Hat Gott seinen getreuen Dienern dieses Versprechen gemacht, so muß es uns in der Offenbarung sein entdekket worden; so muß es in der Schrift oder

in

in der mündlichen Lehre der ersten Kirche enthalten sein. Wo finden wir dann in diesen zweien Quellen nur einen Fingerzeug von einem ähnlichen Versprechen? Nirgends, nirgends findet sich davon nur die mindeste Meldung. Wo lesen wir in göttlicher Schrift, daß einige aufgeschriebene Worte; die Abbildung eines Mannes, der seinem Gott getreu auf dieser Welt gedienet hat; einige auf einem hölzernen oder messingenen Kreuzchen geformte Buchstaben, ein geweihtes Wachs, und was dergleichen mehr Sachen sind, eine Kraft bekommen, die ihr Stoff, aus dem sie gemacht sind, sonst nicht hat? Wo lehrete man das jemals in der ersten Kirche? Nirgends, nirgends, liebe Christen?

Vielleicht fällt manchem aus meinen Zuhörern das ein, daß Christus vor seiner Himmelfahrt seinen Jüngern versprochen habe, daß die, welche wahrhaftig an Ihn glauben würden, nur würden die Hände auf die Kranken legen dürfen, so würden diese gesund werden, und daß es doch einerlei sein möge, ob die Hand oder das Bild eines Heiligen auf dem Kranken liege. Ja, liebe Christen: zwei Stükke habe ich zu bemer-

merken, die in diesem Gedanken unrichtig sind. Erstens ist es nicht ausgemacht, daß es gleichviel wäre, ob ein getreuer Diener Gottes aus vollem Zutrauen auf Gottes Macht seine Hand auflegete nicht um eine von seiner Hand herkommende Kraft anzuwenden, sondern um seine Bitte zu Gott für die Gesundmachung des Kranken abzuschikken; oder ob ein anderer Mensch, voll Sünden und Unwürdigkeit vor Gott das Bild desselben auflegen wollte. Die Umstände sind zu verschieden, als daß wir gleiche Wirkung erwarten könnten. Zweitens sind diese Verheissungen unsers Erlösers nur für die Zeiten der Apostel, oder höchstens für jene Zeiten zu verstehen, in denen der Glauben noch durch die ganze Welt nicht ausgebreitet war: aber sobald die ausserordentliche, und nach natürlichem Laufe der Dinge nie zu erwartende Verbreitung der Religion und die Menge des zu ihrer Vertheidigung verspritzten Blutes ein hinlänglicher Beweis von ihrer Göttlichkeit sein konnte, so hörte die Gabe Wunder zu wirken, wenigstens in gewöhnlichen Fällen, auf. Ich habe euch das schon ein anderes Mal bewiesen, was ich hier gesagt

sagt habe *); und ich hoffe, es wird nicht nothwendig sein, das Gesagte noch einmal zu sagen. Wäre endlich durch diese Worte eine besondere Kraft Krankheiten zu heilen versprochen, die geweihten Sachen auch noch in unsern Tagen zukäme, so müßten alle andere in eben dieser Stelle enthaltenen Verheissungen auf eben diese Art auch noch heut zu Tage können erwartet werden: denn Christus saget daselbst: Sie werden Schlangen verbannen, vergifteten Trank ohne Schaden zu sich nehmen, Kranke durch Händeauflegen gesund machen. Wer aus euch würde sich getrauen mit einem geweihten Bilde einer bissigen Schlange entgegen zu gehen; oder einen vergifteten Trank, in dem ein geweihtes Kraut läge, auszutrinken? Gewiß, gesteht es nur, keiner. Wie könnet ihr nun also den letzten Theil der Verheissung für euch annehmen, und den ersten nicht? Wahrhaftig schon diese Betrachtung muß euch überzeugen, daß die Verheissnug Christi, auf die ihr euch berufet, für unsere Zeiten nicht anwendbar ist.

Be-

*) Man sehe die Predigt am Pfingstsonntage im 1ten Bande.

Beschluß.

Da nun weder unsere Vernunft, noch die uns von Gott ertheilte Offenbarung uns zeiget, daß alle jene Bilder, Amuletten, geweihte Kräuter, geweihte Wachse und dergleichen Sachen eine Kraft wider gegenwärtige oder bevorstehende Uibel in sich enthalten; da man also den Gebrauch dieser Dinge billig unter die abergläubischen Gebräuche rechnen muß; da dieser Gebrauch sogar den Menschen sowohl an der Seele als an dem Körper schädlich werden kann, schädlich ist: wie könnet ihr noch ferner dergleichen Abergläubereien fortführen? Saget nicht, ihr erwartet den Schutz wider Feuer, Wasser, Erdbeben, die Hilfe wider Krankheiten weder vermöge der Natur geweihter Bilder und anderer Sachen, noch vermöge einer bestimmten Verheissung des Erlösers; sondern vermöge eures Glaubens und Zutrauens. Pflegte dann nicht Christus selbst zu sagen: Dein Glauben hat dir geholfen? Soll euer Vertrauen, soll euer Glauben auf Gottes Macht euch helfen: wozu braucht es dann

der-

dergleichen Aussenwerke? wozu der geweihten Kreide; wozu des geweihten Wachses; wozu eines Bildes? Gott wird euer Zutrauen auch ohne dergleichen sinnliche Zeichen kennen; Er ist ein Forscher der Herzen; Er kennet das Innerliche des Menschen; Er verlanget nur den aufrichtigen Seufzer des Herzens, und hilft, wo es Seiner Ehre, und unserem Nutzen angemessen ist. Dienet Gott im Geiste, nicht mit äusserlichen Zeichen; gebrauchet euch wider alle Gattungen der Uibel solcher Mittel, die Gott selbst in die Natur der Dinge geleget hat, und erwartet alsdann Hilfe von Ihm, und sie wird euch zu rechter Zeit zukommen. Amen.

Am vierundzwanzigsten Sontage nach Pfingsten.

Umschreibung des Evangeliums.

Matth. 24 Hauptstükk 15 — 35 V.

Da Jesus seinen Jüngern die Verwüstung der Stadt und des Tempels zu Jerusalem vorhergesagt hatte, fragten sie Ihn um zwei Sachen, erstens um die Zeit und Umstände der Zerstörung Jerusalems; zweitens um die Zeit des Endes der Welt. Da von dem letzten in unserem Evangelium vorzüglich nicht geredet wird, so will auch ich mich hierüber nicht weitläufiger erklären; sondern halte mich an die Worte, die im heutigen Evangelium vorkommen, in denen gleich anfänglich die Rede wiederum ist von der Zerstörung Jerusalems und seines Tempels. Von dieser saget Er, daß schon Daniel vorhergesagt habe, daß ein verwüstender Gräuel an der heiligen Stätte stehen werde; wovon bei diesem Prophe-

pheten im 9. Hauptstükke geredet wird. Durch diesen Gräuel der Verwüstnng wird das römische Heer, das im jüdischen Lande war, und Jerusalem belagerte, und einnahm, verstanden; denn die Juden nannten ihr Land und ihre Stadt heilig. Nun sprach Er: Wenn ihr also den Gräuel der Verwüstung nach der Weissagung Daniels, am heiligen Orte werdet stehen sehen, so merket wohl auf das, was ihr gelesen habt. — Wer damals noch im jüdischen Lande ist, der bleibe nicht in einer Stadt oder in einem andern bevölkerten Orte, sondern fliehe auf das Gebirg: denn in diesem Gebirge giebt es eine Menge Berghöhlen, in denen sie sich vor der Wuth der Feinde verbergen konnten. Dieser und die vier folgenden Verse machen es bis zur Ueberzeugung gewiß, daß nicht von dem letzten Gerichte, daß Christus nach der Lehre unserer Kirche, über alle Menschen halten soll, geredet werde: denn vor diesem Gerichte würde man auf Bergen eben nicht sicherer sein, als in einer volkreichen Stadt; und Christus giebt diesen Rath augenscheinlich, wie es der Zusammenhang zeiget, wegen der Sicherheit der Menschen. — Er fährt fort

ähnliche Räthe zu geben, und spricht: Wenn jemand auf dem Dache ist, der entfliehe unmittelbar von dem Dache, und kehre nicht in sein Haus zurükke, um aus seinem Hause sich etwas zu holen. In diesen Gegenden waren die Dächer flach, und sodann bequem genug Geschäfte darauf zu verrichten. — Auf gleiche Weise soll der, der auf seinem Felde ist, nicht umkehren, um sich seine Kleider zu holen, sondern er solle ohne Kleider entfliehen. — Am bösesten aber wird es den Müttern ergehen: welche eben dazumal werden schwanger sein, oder Säuglinge haben: weil sie nicht schnell genug den herbeieilenden Feinden werden entfliehen können. — Damit aber das grosse Elend nicht noch viel grösser werde, so bittet Gott jezt schon, daß diese Noth über euch nicht im Winter komme, oder an einem Sabbathe: denn im Winter läßt sich nicht weit fliehen, und am Sabbathe durften die Juden keine weite Reise machen; ja die Einwohner Jerusalems hätten gar nicht entkommen können: weil daselbst am Sabbathe die Thore verschlossen waren. — Hierauf führet Christus zur Ursache, warum Er eine

so schnelle Flucht empfielt, und eine so grosse Bekümmerniß wegen der Umstände, die die Flucht hemmen könnten, bezeiget, die Beschreibung des bevorstehenden Elendes an, das an Stärke und Grösse alles das Elend übertreffen wird, welches jemahls vorher war, oder darnach noch entstehen wird. In der That war das Elend der Juden zur Zeit der Zerstörnug Jerusalems so groß, daß man nichts Aehnliches in je einer Geschichte liest, und man ohne Entsetzen nicht lesen kann, was Joseph der jüdische Geschichtschreiber in seinem Werke vom jüdischen Kriege davon schreibt. — Ja nur Gottes Güte wird sich wiederum in das Mittel legen, damit die Wuth der Römer gedämpfet werde, und nicht alle umkommen; wie es gewiß geschähe, wenn nicht Gott den Römern Einhalt thun würde, damit die, welche Er zu einem höheren Zwekke ausersehen hatte, am Leben erhalten werden. — Natürlich ist es, daß die Juden, die in diesem grossen Elende waren, einen Retter von Gott werden gewünschet haben: wie leicht war es damals möglich, daß sie gehoffet haben, daß nun jener

ner irdische Messias, den sie immer erwarteten, erscheinen werde! Wie leicht war es möglich, daß einige durch falschen Schein geblendet glaubten, und behaupteten, sie hätten diesen sinnlichen Messias schon gesehen! Wie leicht war es damals möglich, daß sogar einige sich für einen solchen Messias ausgaben, und zu ihrem Zwekke den falschen Glauben und die Leichtgläubigkeit des Volkes mißbrauchten; was auch wirklich geschah, wie uns die Geschichte lehret. Christus aber warnet seine Zuhörer, daß sie solchen Vorgebungen nicht glauben sollten, und versichert sie, daß es sicher falsch seie: wenn man ihnen sagte, daß Christus, ein solcher Messias, in einem oder dem andern Orte sich befinde. — Diese Warnung war um so viel nothwendiger: weil um dieselbe Zeit sich wirklich viele für dem Messias fälschlich ausgegeben haben, wie es Christus hier versichert, und zugleich hinzufüget, daß diese Betrüger, diese fälschlich angegebenen Messiasse sogar wundervolle Thaten vor allem Volke thun würden, um sich im Ansehen bei demselben zu erhalten. Diese Wunder, obwohl sie nicht

wahre Wunder, nicht übernatürliche Handlungen sind, werden doch so groß sein, daß leicht alle könnten in Irrthum verführet werden, und wirklich glauben, es seie ein solcher Messias in der That angekommen: allein Gott wird seine Auserwählten, seine Geliebten von diesem Irrthume bewahren. — Christus schärfet seinen Jüngern seine Ermahnung ein mit den Worten: Habet wohl acht, und denket darauf, daß Ich es euch vorhergesagt habe. — Wenn euch also jemand saget, dieser Messias sei in einem öden Orte vielleicht um dort sich Volk zusammen zu sammeln, und sich mit demselben den Römern entgegen zu setzen, so gehet nicht hinaus um seine Parthei zu verstärken: denn es ist kein solcher Messias draussen. Wenn ein anderer saget, er sei in einem verborgenen Zimmer; so glaubet es nicht: ihr findet keinen. — Hier scheint sich die Rede zu wenden, und die Antwort auf die zweite Frage der Apostel ihren Anfang zu nehmen: denn Christus fährt fort: Es wird zwar euer Heiland einst kommen; aber Er wird nicht so langsam, so verborgner Weise einherschleichen, wie diese Messiasse, von denen nun ist geredet worden: Er wird kom-

men so wie der Bliz, also ohne sich vorher anzukündigen, oder ankündigen zu lassen, ganz unvermuthet; Er wird mit grossem Glanze kommen, öffentlich erscheinen, und in der ganzen Welt bekannt werden durch seine Majestät. Hier zeiget sich wohl eine Verbindung zwischen den falschen Erlösern, die nicht kommen werden, und dem wahren, der kommen wird: aber es zeiget sich keine nothwendige Verbindung der Zeiten; es zeiget sich nicht, daß der majestätische Erlöser alsogleich nach den falschen und nur lügenhaften vorgegebenen Erlösern, bald nach der Zerstörung Jerusalems kommen müsse: der Zusammenhang zeiget uns das nicht an. Allein die genaue Erfüllung der ersten Vorherverkündigung von dem Unglükke des jüdischen Landes ist ein Beweis, daß auch diese Vorherverkündigung müsse erfüllet werden. Da sie aber noch bis nun zu nicht ist erfüllet worden, so muß noch eine Zeit kommen, in der sie in Erfüllung gehen wird. — Christus saget ferner durch das Sprichwort, das man dazumal im Munde führte: Wo ein Aas, eine Speise ist, da sammeln sich auch die Adler, daß wenn dieser Majestätische Erlöser kommen

men wird, seine Getreuen ohnehin sich um Ihn versammeln werden. — Nachdem nun die Zeit, die so vieles Ungemach über die Menschen gebracht hat, wird vorübergegangen sein, so wird ganz unerwartet Sonne, Mond und Sterne (wenigstens in den Augen der Menschen) eine ausserordentliche Veränderung leiden; die Sonne wird sie nicht mehr bescheinen, und der Moud wird eben darum ihnen nicht mehr leuchten; die Sterne werden ihnen so bewegt vorkommen, als wenn sie ihnen über die Häupter fallen wollten, und alle Himmelskörper werden in einer gänzlichen Erschütterung sein. Daß hier prophetische Sprache, und uneigentliche Bedeutung der Wörter herrsche, kann Niemand läugnen, und könnte aus vielen Stükken bewiesen werden: ein einziges ist für mich genug. **Die Sterne werden vom Himmel fallen.** Hier ist das Bild poetisch malerisch, als wenn Sterne über die Häupter der Menschen fallen würden; und wie kann das sein, da die Sterne in sich grosse leuchtende Körper, eigentliche Sonnen sind, die wiederum ihre Planeten bescheinen, und also vielleicht tausend Male grösser sind, als unsere Erde. Chri-

stus berichtiget hier die falschen Meinungen und Ausdrükke der Juden in Ansehung der Sterne u. s. w. nicht: denn wir wissen, daß Christus, dem es nur um Verbreitung wahrer Begriffe von Gott und göttlichen Dingen, um Erhöhung der menschlichen Moralität (Sittlichkeit) zu thun war, die phisischen Vorurtheile unberührt liesse, und selbst in Rükksicht derselben die gewöhnliche Sprache nicht änderte um nicht Menschen in unnöthige Grübeleien zu versetzen, und von seinem Hauptzwekke abzulenken. Diese erhabene Prophetische Sprache findet sich auch noch in einigen der folgenden Verse. — Alsdann wird die Majestät des Sohnes des Menschen, das heißt, dessen, der bis nun zu für einen bloß irdischen sterblichen Menschen von den meisten gehalten wurde, sichtbarlich am Himmel, am sogenannten Firmamente erscheinen; die Menschen aber, die Ihn so in seiner mächtigen Herrlichkeit erblikken werden, werden in Angst und Verzweiflung gerathen: — Er aber wird seine Bothen, seine Engel in alle Gegenden der Welt aussenden, um seine Auserwählten, die nämlich

sei=

seiner Lehre getreu sein werden, um Ihn her zu versammeln: — Christus fährt nun weiter fort, und saget: Vom Feigenbaume könnet ihr euch ein Gleichniß nehmen. Wenn seine Zweige anfangen Blätter zu bekommen, so wisset ihr deutlich, daß der Sommer bald herzukömmt. — Auf gleiche Weise müsset auch ihr, wenn ihr sehet die Trübsale des jüdischen Landes ihren Anfang nehmen, schliessen, daß die Herrlichkeit des Sohnes Gottes und seines Evangeliums nahe herbei ist. — Ehe noch das jüdische Geschlecht aufhören wird zu sein, wird dieses geschehen. — Himmel und Erde, die ganze sichtbare Schöpfung kann aufhören; aber mein Wort kann nicht unerfüllet bleiben.

Anmerkung.

Man kann nicht läugnen, daß viele nicht ohne Wahrscheinlichkeit das, was ich hier vom jüngsten Gerichte gesagt habe, von der Verbreitung des Evangeliums erklären, welches in der ganzen Welt mit vielem Glanze sollte geprediget, geglaubet, und angenommen werden; welche Meinung aus dem vorletzten Verse des heutigen Evangeliumsstükkes eine grosse Bestättigung erhält. Doch meine Sache ist es nicht, hier einen Schiedsrichter zu machen: ihre Sache aber wird es sein, die Wahrheit des allgemeinen Gerichtes aus andern Schriftstellen darzuthun. In meinen Noten über die Schrift handle ich weitschichtiger hierüber.

Gegenstände

für den Volksunterricht.

Uiber den 15ten Vers.

Christus saget, wer den Propheten Daniel lieset, soll wohl auf den Inhalt seiner Worte acht haben: hieraus folget, 1. daß es nicht verbothen seie, sondern sehr nützlich sein könne die heilige Schrift zu lesen; 2. daß man sie aber mit Aufmerksamkeit und Behutsamkeit lesen müsse. — Wer die Schrift lesen will mit Nutzen, muß trachten sie zu verstehen. Er wird sie verstehen, 1. wenn er sie mit der Erklärung bewehrter Männer lieset: 2. wenn er der Unterweisung rechtschaffener Seelensorger beiwohnet; 3. wenn er bei dunkeln Stellen und vorkommenden Zweifeln gelehrte, kluge und fromme Männer um Rath fraget.

Uiber den 16ten Vers.

Von dem Betragen des Christen bei Widerwärtigkeiten. Erstens er darf Mittel anwenden, von sich zeitliche Uibel zu entfernen, sowohl ehe sie über ihn kommen, als auch wenn sie ihn schon wirklich drükken; zweitens er muß dabei vertrauen, daß Gott ihn da unterstützen wird mit seinem Beistande, wo seine menschlichen Kräfte nicht mehr hinreichen. — So, wie man sich durch zeitiche Flucht vor den körperlichen Uibeln schützen kann, so kann und muß man auch der Sünde oft durch die Flucht der Gelegenheiten entgehen.

Uiber den 19ten Vers.

Christus zeiget hier ein besonderes Mitleiden gegen wahrhaft elende Menschen, und giebt jedem Christen dadurch ein Beispiel wahrhaft mitleidig zu sein.

Uiber den 20ten Vers.

Das Gebeth in der Noth verschaffet den Leidenden 1. Hilfe von Gott; 2. Trost, wenn auch die Hilfe verzögert; 3. Nahrung für die Geduld.

Uiber den 22ten Vers.

Gott verläßt seine Auserwählten nicht. Hier sind zwei Stükke zu betrachten: 1. wer die Auserwählten sind, die Gott niemals verläßt; 2. wie Gott dieselben nicht verlasse, da Er doch sie oft Jahre lang in Nöthen schmachten läßt, und ihrer ganz vergessen zu haben scheinet.

Uiber den 29ten Vers.

Christus lehret uns die unschädlichen Vorurtheile anderer Menschen mit Schonung zu behandeln.

Skelet.

Uiber den 35ten Vers.

Wenn Gott redet, so ist es nicht möglich, daß Falschheit darunter sei. Ehe könnte Himmel und Erde zu Grunde gehen, als das göttliche Wort wirkungslos sein. Wenn Gott redet, so entdekket Er uns unbekannte Wahrheiten; oder Er leget uns Pflichten auf; oder Er saget uns künftige Dinge vor. Was Er uns entdekket, muß wahr sein, und von uns geglaubet werden; was Er uns befiehlt, muß von uns erfüllet werden; was Er uns vorsaget, kömmt sicher, und muß von uns erwartet werden. — Vermessen wäre es, einem Manne, von dem wir wissen, daß er stäts die Wahrheit redet, keinen Glauben beimessen wollen, sobald er uns etwas im Ernste versichert: um wie viel vermessener muß es sein, Gott nicht glauben wollen, wenn Er uns Menschen etwas uns Unbekanntes zu entdekken Sich würdiget? Vermessener sage ich: denn so oft der Mensch

bis=

bisher immer mag die Wahrheit geredet haben, so kann er doch immer Unwahrheit reden; seiner Natur ist es nicht entgegengesetzet: aber der Natur Gottes läuft es zuwider, daß Er Unwahrheit soll reden können. Der Mensch kann sich selbst irren: aber für Gottes Allwissenheit ist es unmöglich, daß Er Sich irre. Seinen Worten müssen wir also glauben, so viele Schwierigkeiten sich uns immer entgegen setzen, sobald es gewiß ist, daß Er geredet hat. — Aber auch seinen Willen müssen wir befolgen, sobald es gewiß ist, daß Er uns etwas als Pflicht auflegt; etwas befielt, oder verbiethet: denn Er ist unser unumschränkte Herr; von Ihm hangen wir ganz ab in unserem Dasein, folgsam auch in unseren Handlungen. Ist sein Willen nns bekannt, so müssen alle mögliche Einwendungen schweigen; alle Entschuldigungen verschwinden. Er ist der Herr, und wir sind seine Diener: wenn Er also uns etwas befielt, müssen wir es thun; wenn Er etwas verbiethet, müssen wir es unterlassen: die Welt mag darüber spotten, wie sie will; die Leidenschaften mögen sich dagegen sträuben, so sehr sie können; böse Gesellschaften

mö

mögen uns davon abrathen, mit so vieler Beredsamkeit, als ihnen möglich ist. Wir müssen nur einen Willen haben, dem Willen unseres höchsten Herrn in allen Stükken zu gehorchen. Wenn wir irdischen Herren gehorchen, deren Herrschaft über uns nur zufällig ist: um wie viel mehr müssen wir Gott gehorchen, dessen Herrschaft über uns mit seiner und unserer Natur wesentlich verbunden ist? — Wenn uns Gott Belohnungen verheißt, oder Strafen androhet, so dürfen wir gewiß versichert sein, daß sie über uns kommen werden, wenn wir jenes thun, wegen wessen Er uns jene verheißt, diese androhet. Seine Verheissung ist allzeit ernstlich gemeint; Er kann uns nichts anderes Versprechen, als das, was Er uns geben will: Er will also unsere guten Werke sicher belohnen. Er kann uns auch unsere guten Werke belohnen: denn seiner Macht kann sich nichts widersetzen. Warum sollten wir also seinen Verheissungen nicht trauen? Warum sollten wir uns nicht bestreben derselben uns würdig zu machen? Lasset uns also zu jeder Zeit jenes thun, wofür Er uns seine Belohnungen verheissen hat. Auf gleiche Art

müs-

müssen wir auch seine Drohungen ansehen? Er drohet uns, und seine Drohung ist der sicherste Beweis, daß der, der dem göttlichen Willen nicht Folge leistet, die angedrohte Strafe gewiß empfinden wird: denn Gott kann nicht drohen, wenn Er nicht strafen will; und wen Er strafen will, der kann der Strafe nicht entgehen, kann sich ihr nicht entziehen. O so fürchtet euch dann alle ihr Sünder, Gott hat euch allen ein ewiges Weh angedrohet; fürchtet euch, und verlasset eure Sündenstrasse, wendet euch zur Busse, kehret wiederum zu Gott zurükke: und die Strafe wird euch nicht angedrohet sein; ihr werdet in Ewigkeit sicher vor ihr sein. — Dieses sind dann die Lehren, die ihr aus der Festigkeit Beständigkeit und Unveränderlichkeit des göttlichen Wortes für euch ziehen könnet; ihr müsset alles ohne vielen Zweifel glauben, was Er geoffenbaret hat, und alles erfüllen, was Er euch als Pflicht auferleget hat, so könnet ihr die von Ihm verheissenen Belohnungen hoffen, und habt niemals die von Ihm angedrohten Strafen zu befürchten.

Volks

Volksunterricht.

Uiber den 23ten Vers.

Eingang.

Da Christus im heutigen Evangelium von der Zerstörung der Stadt Jerusalem redet, so zeiget er an, daß um dieselbe Zeit viele dem jüdischen Volke werden Unwahrheiten vorsagen, als wenn ein von Gott gesandter Held erschienen wäre, der sie von der Gewalt der Römer mit körperlicher Macht, mit gewaltsamem Widerstande befreien würde. Er warnete aber das judische Volk zugleich, daß es ja diesen Lügnern nicht glauben sollte: damit es von ihnen nicht in ein noch grösseres Elend gestürzet werde. Glaubet ihnen nicht. Auch noch in unsern Zeiten, in den Tagen des Christenthumes, giebt es Menschen, die frei und ohne Scheu ihren Nebenmenschen Unwahrheiten vorsagen, und nicht

bedenken, wie schändlich das für einen Christen, wie schädliches für die Menschheit sei; und da sie das nicht bedenken, so glauben sie noch nicht einmal, daß sie dadurch einen so gar grossen Fehler begehen. Sollten sich vielleicht einige unter meinen Zuhörern befinden, die sich öfters mit Lügen und Unwahrheiten abgeben? So will ich heut von dieser abscheulichen Gewohnheit ein Paar Worte mit euch, meine Christen reden in den zweien Theilen meiner gegenwärtigen Rede; und zwar werde ich im ersten Theile zeigen, wie schändlich und schädlich es sei, freiwillig Unwahrheiten zu sagen! im zweiten werde ich beweisen, daß alle Entschuldigungen, die man zu seiner Beschönigung anführet, nichtig sind. Wie sehr wünsche ich, daß meine Lehre Nutzen schöpfe bei denen, die sie betrift! Vernehmet mich.

Erster Theil.

Bevor ich euch meine Christen die Schädlichkeit und Schändlichkeit ei e Lüge beweise, will und muß ich euch ehe einen wahren Begriff geben von dem, was eine Lüge sei. Eine Lüge ist eine Rede, die man wirklich für falsch hält, aber bei andern als wahrhaft vorbringt, und von ihnen für wahr gehalten werden will. Ein Mensch erzählet etwas, wovon er weiß, daß es falsch ist; er erzählet es aber, als wenn es wahr wäre, und will, andere sollen es wirklich für wahr halten: dieses ist eine Lüge. Und von dergleichen Lügen behaupte ich, daß sie schändlich für die Menschen, und schädlich für die Menschheit seien. Wir wollen ehe die Schädlichkeit, und dann erst die Schändlichkeit betrachten.

Wozu hat uns Gott dann die Fähigkeit zu reden verliehen? Der Zwekk ist nicht zu verkennen. Gott hat uns diese bewunderungswürdige Fähigkeit verliehen, damit wir einander unsere Gedanken und Gesinnungen er=

eröffnen können, damit der wechselseitige Umgang unterhalten, und dadurch die menschliche Glükkseligkeit befördert würde. Der Zwekk also der Fähigkeit zu reden ist nur die Beförderung menschlicher Glükkseligkeit. Wie aber kann dann durch das Reden die menschliche Glükkseligkeit überhaupt befördert werden? Eben dadurch, daß man das, was gesagt ist worden, für wahr halten; sich auf die Worte des Redenden verlassen; auf die geschlossenen Verträge vertrauen; sich nach dem gegebenen Rathe anderer richten; ihre Lehren befolgen kann. Was würde entstehen, wenn ein jeder wider seine Gedanken, wider seine Gesinnungen reden dürfte, wie es ihm gelüstete? Würde nicht alle Geselligkeit aufhören; aller freundschaftliche Umgang ein End nehmen müssen? Wer könnte sich auf einen Vertrag, auf ein Verheissen verlassen? Wer könnte einen Handel, einen Kauf oder Verkauf schliessen, einen Vertrag errichten, sich auf ein Geschäft, das mit einem andern abzuthun wäre, Rechnung machen? Betrügereien würden überhand nehmen; der Gutmüthigste, der Bestgesinnte würde am meisten hintergangen werden. Die Rede würde

dem Menschengeschlechte zu seinem größten Nachtheile, zu vielfältiger Verwirrung und Unruhe gereichen, zu seinem wahren Schaden. Darum verwirft auch die Schrift an mehr Orten die Sünde der Lüge: Leget ab alle Unwahrheit, saget Paulus, jeder rede mit seinem Nächsten die Wahrheit. Besonders merkwürdig ist die Stelle, die wir im Buche der Weisheit finden, wo die Lüge als eine höchst verderbliche Sache von dem heiligen Geiste selbst vorgestellet wird. Der Mund, welcher lüget, bringt die Seele um; heißt es daselbst: denn wer sich angewöhnet zu lügen, der verfällt auch in andere Laster; er wird ein Heuchler, er wird ein Betrüger, er wird ein falscher Schwörer. So tödtet der lügenhafte Mund eines Menschen seine eigene Seele: denn er führet sie von einem Laster zum andern, und dann endlich in sein endloses Verderben. So schadet die Gewohnheit zu lügen der zeitlichen Glükseligkeit anderer Menschen; so schadet sie aber auch der Seele des Lügners selbsten.

Sie füllet aber auch den Menschen, der eine so schädliche Gewohnheit an sich hat, mit Schande an. Welche Schande ist es nicht

für einen Mann, der mit andern Menschen Umgang pfleget, wenn man von ihm saget: Diesem Menschen kann man nicht trauen; er belüget, er betrüget andere, mit denen er zu thun hat; er ist ein Nichtswerther, vor dem sich jeder Redliche, jeder Rechtschaffene hüten muß, daß er von ihm nicht hintergangen werde! Welche Schamröthe soll den Lügner dekken, wenn er bedenket, daß man eine solche Sprache nur von ihm führen kann! Und um wie viel grösser muß seine Schamröthe sein, wenn er andere auch so handeln sieht! Wenn er sieht, daß der Redliche sich mit ihm in keinen Vertrag, in kein Geschäft einläßt, daß er den schon angefangenen Handel wiederum abbricht, daß er so gar seinen Umgang vermeidet! Es giebt zwar mehrere Sünden, die für den Sünder ebenfalls schändlich sind; allein sie können doch vor der Welt leichter verborgen bleiben: die Lüge aber läßt sich nicht verbergen. Irdische Klugheit verbirgt oft die andern schändlichen Fehltritte des Menschen: aber die Lüge ist zu sehr offenbar als daß sie sich bergen liesse. Niemals entgeht der Lügner seiner Schande!

Zweiter Theil.

Wer sollte nicht denken, daß man bei dieser zweifachen Betrachtung sich vor allen Lügen auf das sorgfältigste hüten würde? Und dennoch giebt es viele Christen, denen es schon zur Gewohnheit geworden ist Unwahrheiten zu sagen, und die, was am meisten zu bewundern ist, so gar glauben, daß sie sich ihrer bösen Gewohnheiten wegen vor Gott und den Menschen entschuldigen könnten. Aber welche eitle, welche nichtige Entschuldigungen bringen sie vor! Wir werden sie durchgehen, und ihre Nichtigkeit sehen. Wie oft werden wir, pflegen einige zu sagen, wie oft werden wir von andern getäuschet, und wird uns Unwahrheit anstatt Wahrheit vorgesaget! Warum sollten wir denn nicht auch andern bisweilen Unwahrheit anstatt Wahrheit vorsagen? Warum glauben sie so leicht? Werden sie hintergangen, so ist es ja ihre Schuld; sie dürften nur behutsamer im Glauben sein. Und das soll die ganze Entschuldi-

digung sein? Wie eitel ist sie! Was kann uns rechtfertigen; was kann uns entschuldigen? Das Beispiel anderer wahrhaftig nicht! Vielmehr giebt das unserem Fehltritte einen grösseren Grad der Bosheit: denn es läßt uns an andern die Schädlichkeit und Schändlichkeit desselben deutlich einsehen; dadurch wird unser Kenntniß vermehret; die Unwissenheit weiter verbannet, folgsam die Freiwilligkeit, und Bosheit desselben nur vermehret. Würde das Beispiel der einen eine hinlängliche Entschuldigung für die andern sein; so müßte man alle Verbrechen, auch die größten entschuldigen: denn auch die größten Verbrecher können Beispiele von andern Menschen anführen. Wer würde aber auch grosse Verbrecher entschuldigen wollen? Ihr seid durch Unwahrheiten von andern hintergangen worden? War euch das angenehm? Habt ihr euch dadurch nicht für beleidiget gehalten? So unangenehm es euch war eben so unangenehm ist es auch andern, wenn ihr sie durch Unwahrheiten hintergehet? Ihre Schuld wurde dadurch nicht vermindert, daß ihr zu leichtgläubig waret; und glaubet ihr, daß eu-

re

re Schuld vermindert werde, daß andere euch zu schnell glauben? Vielmehr wird eure Schuld dadurch nur vermehret: weil ihr die Gutherzigkeit derselben, oder allenfalls ihre Schwachheit mißbrauchet. Sehet! wie elend, wie unwichtig eure ganze Entschuldigung ist.

Aber wir wollen die zweite hören. Andere haben nicht das Recht von mir zu fordern, daß ich ihnen die Wahrheit sage: also kann ich ohne Bedenken die Unwahrheit sagen. Kahle Ausflucht! Haben andere das Recht nicht zu fordern; daß ihr die Wahrheit ihnen saget: so haben sie doch das Recht zu verlangen, daß ihr ihnen nicht Unwahrheiten saget. So lange ihr schweigen wollet, hat Niemand das Recht euch aufzulegen, daß ihr reden, daß ihr ihnen Wahrheiten sagen sollet: aber sobald ihr anfanget zu reden, so hat jedermann das ausgemachte Recht zu fordern, daß ihr der Wahrheit getreu bleibet. Niemand, der nicht dürftig ist, hat das Recht von euch Speise zu fordern: aber sobald ihr ihn zur Tafel rufet, so hat er das vollkommenste Recht unschädliche gesunde und nahrhafte Speisen zu fordern; gilt dieses nicht auch von der Wahrheit und

vom

vom Reden? Jeder, auf den ihr redet, hat das vollkommenste Recht unschädliche und nützliche Reden von euch zu erwarten, und zu fordern. Diese Entschuldigung kann euch also gar nicht zu statten kommen: sie beruhet auf einem falschen Grunde, sie ist grundfalsch.

Was könnet ihr nun noch zu eurer Entschuldigung vorbringen, das einen bessern Schein der Gründlichkeit hätte? Wollet ihr etwann sagen; ihr hättet keine böse Meinung dabei, ihr redetet nur aus Scherz oder aus Unobachtsamkeit Unwahrheiten: so zeiget ihr, daß euch wahre Christliche Grundsätze mangeln. Denn ist es dann erlaubt aus Scherz eine Handlung zu begehen, die oft in sich selbst böse ist, und allzeit böse Folgen haben kann. Es ist möglich, ich werde es nicht läugnen, daß gerade eine bestimmte Unwahrheit dem, zu dem sie eben gesagt wird, nicht schade: aber sie ist doch immer in so weit schädlich, daß sie leicht zum Vorwande und zum bösen Beispiele andern, besonders schwachen Christen gereiche: aber etwas unternehmen, was den Schwachen im Glauben bösen Vorwand, und böses Beispiel

ge-

geben kann, ist niemals, selbst im Scherze nicht, erlaubt. Aber eben so wenig entschuldiget euch eure Unobachtsamkeit: denn ist es nicht ebenfalls eine Pflicht des Christen, auf alle seine Reden und Geberden, auf alle Tritte und Schritte wachsam zu sein? Und wenn man weiß, daß man aus Unobachtsamkeit Fehler begeht, ist man nicht verpflichtet, dieser Unobachtsamkeit entgegen zu arbeiten? Welche elende Entschuldigung ist also diese wiederum für einen Christen! Da ihr einen Fehler entschuldigen wollet, gestehet ihr ein, daß ihr deren zwei habt!

Beschluß.

Nun dann meine Christen, leget ab alle Unwahrheit, ein jeder aus euch rede Wahrheit mit seinem Nächsten! Welches Vergnügen muß es für euch sein, wenn euren Worten jedermann Glauben beimeßt; wenn man sich ganz auf euer Wort verläßt, wenn man eben darum gerne mit euch Geschäfte anfängt, Verträge errichtet, weil ihr immer so redet, wie ihr denket! Im Gegentheile aber, wie unangenehm muß es euch sein, wenn man euch nichts glaubet, was ihr immer erzählet; wenn man eure Reden sogar nicht einmal achtet eben darum: weil man euch für einen Lügner hält! Wie sehr muß es euch mißfallen: wenn ihr bedenket, daß Niemand mit euch sich in ein Geschäft einlassen will, weil man sich auf eure Worte nicht verlassen kann! Soll nicht dieser einzige Beweggrund schon hinlänglich sein euch anzutreiben, daß ihr euch stäts befleisset mit jedermanne die Wahrheit zu reden; Richtet aber eure Gedanken noch höher, und bedenket,

ket, welche schwere Rechnung ihr einstens vor Gott werdet ablegen müssen wegen aller Unwahrheiten die ihr vorbringet: denn da nach den Worten unsers Erlösers der Christ für jedes müssige das ist, für jedes unnütze Wort wird Rechenschaft ablegen müssen, um wie viel schwerer wird er sie ablegen müssen für jedes schädliche Wort, das ist, für jede Unwahrheit! denn jede Unwahrheit, jede Lüge ist schädlich, wie ich euch erwiesen habe. Amen.

Anmerkung.

Anstatt dieses Beschlusses könnte man auch eine Ermahnung an alle Eltern und Jugenderzieher machen, daß sie ihre Kinder und Zöglinge schon in der ersten Jugend anhielten stäts die Wahrheit zu sagen; daß sie ihnen niemals eine Unwahrheit ohne Ermahnung, ohne Ahndung vorbeigehen lassen sollten.

Inhalt
der Skelete und Predigten dieses Bandes.

Am zwölften Sonntage nach Pfingsten.

Skelet. Von der Schuldigkeit zur Wohlfahrt aller Menschen beizutragen, so viel man nur kann. Diese Schuldigkeit gründet sich hauptsächlich 1tens auf die Pflichten, die wir gegen uns selbst haben; 2tens auf die Pflichten, die wir gegen Gott haben.

Predigt. Von der Liebe des Nächsten: 1tens: Wir müssen unseren Nebenmenschen lieben, wie uns selbsten; 2tens: Wir müssen unsern Nebenmenschen lieben, wie uns Christus geliebet hat.

Am dreizehnten Sonntage nach Pfingsten.

Skelet. Von der Pflicht der Dankbarkeit 1tens: Warum soll man für empfangene Wohlthaten dankbar sein? 2tens: Wie man für empfangene Wohlthaten dankbar sein soll.

Predigt. Vom Aergernisse der Schwachen. 1tens: Man kann gar zu leicht Anlaß zu

die-

diesen Aergernissen geben; 2tens: Man hat vielfältige Ursache dieses Aergerniß zu vermeiden.

Am vierzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Skelet. Von der göttlichen Vorsehung. 1tens: Was lehret uns Vernunft und Offenbarung von der Vorsehung; 2tens: Was leget uns der Glauben an die göttliche Vorsehung für Pflichten auf.

Predigt. Vom Geize. 1tens: Welche Ursachen können den Christen dahin bringen, daß er den Geiz aus seinem Herzen verbanne; 2tens: Wie kann man dieses Laster aus seinem Herzen vertreiben?

Am fünfzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Skelet. Von der Furcht des Todes. 1tens: In wie ferne man sich vor dem Tode zu fürchten habe; 2tens: Wozu uns diese Furcht antreiben solle.

Predigt. Von den Trostgründen bei dem Tode unserer Anverwandten. 1tens: Man kann und muß sich trösten in Ansehung derer, die verstorben sind; 2tens: Auch in Ansehung seiner selbst.

Inhalt.

Am sechszehnten Sonntage nach Pfingsten.

Skelet. Von der Erniedrigung, die dem Hochmüthigen bevorsteht. Sie hat einen zweifachen Grund. 1tens: Der Hochmüthige kann das Gute, das er an sich hat, nicht gehörig gebrauchen; 2tens: Das Gute, das er noch nicht an sich hat, kann er nicht erlangen.

Predigt: Von der Heiligung des Sonntages. 1tens: Was man am Sonntage thun soll; 2tens: Was man am Sonntage unterlassen soll.

Am siebenzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Skelet. Von der allgemeinen Schuldigkeit die gehörigen Mittel anzuwenden, daß wir die Liebe zu Gott in uns erhalten, und vermehren. 1tens: Welche sind dann diese gehörigen Mittel? 2tens: Woher müssen wir insbesondere die Kenntniß dieser Mittel zu erlangen trachten?

Predigt. Von der Pflicht, alles aus Liebe zu Gott zu thun. 1tens: Dieses ist eine Pflicht aller Menschen; 2tens: Dieses ist für alle möglich.

Am

Inhalt.

Am achtzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Skelet. Von Pflichten, die dem Kranken in Ansehung seines leiblichen Zustandes obliegen. 1tens: Es ist Pflicht, für die Genesung zu sorgen; 2tens: Es ist Pflicht, vernünftige christliche Anordnung mit seinen zeitlichen Gütern zu machen.

Predigt. Von der dreifachen Pflicht des Kranken, in Ansehung seiner Seele. 1tens: Die erste Pflicht, in so ferne die Krankheit ein gegenwärtiges Uibel ist. 2tens: Die zweite, in so ferne er seine vorige Gesundheit wiederum erlangen kann. 3tens: Die dritte, in so ferne er in dieser Krankheit sein Lebensend erreichen kann.

Am neunzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Skelet. Von der Unglückseligkeit der Boshaften. 1tens: Für gegenwärtige Zeit' 1tens: Für die Zukunft.

Predigt. Von dem Rechte der Obrigkeit die Boshaften zu bestrafen. 1tens, Was dabei für Gesinnungen der Obrigkeit; 2tens, Was für eine die Unterthanen haben sollen.

Homilie.

Am

Inhalt.

Am zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

Skelet. Von der zärtlichen Sorgfalt der Diener für das Beste ihrer Herrschaften.

Predigt. Glauben und Vernunft können und müssen beisammen stehen. 1tens, Der Glauben setzet den Gebrauch der Vernunft voraus; 2tens, Der Vernunft hindert uns nicht, unbegreifliche Sachen zu glauben.

Am ein und zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

Skelet. Der Christ soll gar keine Beleidigung kennen. den 1tens soll er Niemand beleidigen; 2tens, Soll er die Beleidigungen von andern nicht als Beleidigungen annehmen.

Predigt. Von den Pflichten dessen, der andere beleidiget hat. 1tens, Er muß sich bemühen sie auszusöhnen; a) durch Worte; b) durch Freundschaftsbezeugnisse, c) durch Abbitte. 2tens,, Er muß sich bemühen, die Beleidigungen gut zu machen, das heißt, den Schaden zu ersetzen.

Am zwei und zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

Skelet. Von Einführung unverzollter Waaren. 1tens, Von der Sünde derer, die solche Waaren einführen und verkaufen. 2tens, Von der Sünde derer, die sie kaufen.

Pre=

Inhalt.

Predigt. Die bürgerlichen Gesetze sind die gehörigen Schranken wider die Zügellosigkeit und Ausschweifung menschlicher Triebe, und also wahre Wohlthat für die Menschen.

Am drei und zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

Skelet. Von den Eigenschaften des Mitleidens. 1tens, Das christliche Mitleiden äußert sich schnell. 2tens, Bequemt sich nach den Willen anderer. 3tens Achtet die eigentliche Unbequemlichkeit nicht.

Predigt. Wider den Aberglauben, Der Aberglauben ist 1tens den Grundsätzen der reinen Vernunft, 2tens den Grundsätzen des Glaubens zuwider.

Am vier und zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

Skelet. Von der Wirksamkeit des göttlichen Wortes. 1tens, Was Er uns entdekket, muß wahr sein, und von uns geglaubet werden; 2tens, Was Er uns befielt, muß von uns erfüllet werden. 3tens, Was Er uns versaget, muß von uns erwartet werden.

Predigt. Wider das Lügen. 1tens, Es ist schädlich und schändlich freiwillig Unwahrheit zu sagen; 2tens Alle Entschuldigungen, die man zu seiner Beschönigung anführet, sind nichtig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lauber, Joseph, 1744-1810

Vollständiges homilietisches Werk zum bequemen Gebrauche für wirkliche und künftige Seelensorger in der Stadt und auf dem Lande

Bd.: 2

Wien (1793)

Hom. 812-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10460322-4
VD18 90206177